F. Bettex.

Natur und Gesetz.

1.11.18.

Library of the Theological Seminary,

PRINCETON, N. J.

BL 240 .B48 1900
Bettex, Fr ed eric, 1837-
1915.
Natur und Gesetz

Natur und Gesetz.

Natur und Gesetz.

LIBRARY OF PRINCETON
JAN 11 1918
THEOLOGICAL SEMINARY

Von

F. Better.

Vierte Auflage.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1900.

Vorwort.

Evolution und Emanzipation, das ist das Losungswort unsrer Zeit!

In einem ersten Band „Naturstudium und Christentum" habe ich, einer materialistischen Natur- und Weltanschauung gegenüber, die mit Evolution das Rätsel des Alls lösen will, zu zeigen versucht, was von dieser Evolution zu halten sei und wie die Bibel zu derselben steht. — Hier möchte ich den Standpunkt des Christen zum heutigen Emanzipationsstreben beleuchten; möchte nachweisen, daß die Schöpfung Gottes in sich das Gesetz enthält, ja selber das Gesetz ist, dem wir folgen müssen, wollen wir anders leben; und ebenso, daß diese Natur in sich dasjenige Gesetz im Keim birgt, nach dem wir einst drüben leben werden.

Wahre Evolution und wahre Emanzipation ist auch die Parole der Christen. Ein Wachsen und Zunehmen am inwendigen Menschen, so daß dieser Lichtmensch der Ewigkeit lebensfähig dastehe, wenn der äußere im Tod auseinanderfällt: das heiße ich Evolution. — Ein Freiwerden vom Gesetz der Sünde an Leib, Seele und Geist, durch den Geist der Wahrheit, der in alle Wahrheit führt: das nenne ich Emanzipation.

Stuttgart, August 1896.

F. Bettex.

Vorwort zur dritten Auflage.

Die zweite Auflage dieses Buches mußte zu schnell hergestellt werden, als daß ich Zeit gehabt hätte, dieselbe zu revidieren. In dieser dritten nun habe ich mich bemüht, ohne weitläufige Zusätze manchen Gedanken klarer auszudrücken und durch Beispiele zu erläutern.

Stuttgart, Juli 1898.

F. Bettex.

Vorwort zur vierten Auflage.

Auch hier habe ich gesucht, durch einige Einschaltungen zur Klärung und Abrundung des Werks beizutragen.

Stuttgart, September 1900.

F. Bettex.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
Kapitel I	Naturgesetze	1
„ II.	Erde und Organismen	103
„ III.	Der Mensch	190
„ IV.	Mann und Weib	296
„ V.	Der Geist	419

I.

Naturgesetze.

Die Natur! — Ein Großes! — Zuerst unsre Mutter, in der wir leben, weben und sind; ohne die wir uns selber nicht denken können, außer der kein Sein noch Dasein. Was der feuchte, warme, fruchtbare Boden dem Samenkörnchen, was das mit Nahrungsstoff erfüllte Meerwasser dem Fischlein, ist uns diese uns umgebende, tragende, ernährende Natur. Ihr entnehmen wir unsre Seeleneindrücke und die Bilder unsres Denkens und unsrer Sprache; unaufhörlich, zart und still und leise regt sie uns an. Wie dunkel und undenkbar unser Leben ohne diese Natur, wenn's überhaupt noch ein Leben zu nennen wäre!

Auch ein Rätsel ist diese Natur, uns zum Sinnen und Fragen, zur Wahl und Qual gegeben. — Was wollt ihr mir sagen, ihr Alpengipfel, die ihr so scharf, so rein, wie ein Kupferstich und Lichtdruck von Gotteshand in die kühle Morgenluft emporragt, hoch über unsern Hader, unsre Erbärmlichkeit und unsern Jammer erhaben; die ihr abends in unheimlich schöner Glut entbrennt, und dann ergrauet, wenn der kalte Nebel aus dem Thal steigt, und erbleicht wie ein Menschenantlitz, über das der Tod heraufzieht? Führen Granit und Dolomitenkalk auch eine Sprache; trauern und jauchzen auch Schnee und

Gletscher, die Luft und der Lichtstrahl? — Was willst du mir sagen, Natur, so lautlos und so mächtig?

Traue nicht dieser Natur! — Es lächelt das Meer so heiter; lieblich kosen die kleinen Wellen mit den glänzenden Kieseln; sorglos fahren die Fischer ab und versenken weit von der Küste ihre Netze in die Tiefe. Aber es überzieht sich der Himmel wie mit Spinngeweben; es fängt der Wind an zu seufzen und zu stöhnen und zu pfeifen durch die Takelage. Noch beachten sie es nicht, denn sie müssen das Brot ihrer Familie mühselig und langsam aus der Tiefe winden; doch dunkler wird's am Himmel; da braust die Bö daher; gellend schreit der Sturm, das Meer rast und schäumt und heischt sein Opfer; umsonst ist der Kampf, die Anstrengung und die Kraft der Fischer, und erschöpft versinken sie, mit bleichen Zügen und ausgestreckten Armen, den offenen Mund schon voll Salzwasser, unter den schwarzen Wogen, die sich schäumend über sie schließen. Und am nächsten Morgen lächelt wieder das Meer und der Himmel; die Wellen kosen unschuldig und spielen mit Schiffsplanken oder mit einer Leiche am Strand. — „Stark ist Ägir, der Riese," sangen vom Meer die Skandinavier, „und doch froh wie ein Kind; aber seine Gemahlin, die böse Ran (der Raub), das Weib ohne Herz, fängt die Menschen mit ihrem Netz; ihr entgeht niemand, und die Ertrunkenen gehören ihr an!" — Wiege, Boot und Sarg war dem Urmenschen der ausgehöhlte Einbaum, und uns alle wird einst das Meer ans Ufer spülen, ein Wrack, ein totes Seetrift.

Und auch der schönen Alpenwelt traue nicht! — Du bewunderst die Aussicht, atmest mit Wonne reine Bergluft und fühlst dich eins mit dieser herrlichen Natur; — du willst ein Blümlein pflücken, eine Gentiane oder ein Edelweiß; aber . . .

du gleitest aus, fällst, und mit gebrochenen Gliedern liegst du da, — mußt hilflos, verlassen, langsam sterben! — Und doch erglühen gleich schön die Gipfel, und ein paar Fuß über dir blüht eine prächtige Alpenrose; am klaren Himmel segeln die Wölkchen gleichgültig weiter; und diese ganze schöne, große Natur fragt nichts nach dir und deiner Qual! — Doch kannst du beten zu dem, der über dieser Natur steht, und antwortet Er: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein!“ so ist es genug.

So ist diese Natur eine Sphinx mit lächelndem Frauenantlitz und großen leuchtenden Augen; mit nährenden Mutterbrüsten und grausamen, zerfleischenden Krallen; liebkost und zerreißt uns, erzieht und ernährt uns und will uns vernichten; ist weise und blind, gütig und taub unsern Bitten; liegt so klar und einfach und durchsichtig da, und ist so unerforschlich; so harmonisch und so voll Widersprüche; ist so zweckmäßig und ist nicht, wie sie sein soll.

Diese Natur ist eben ein Dreifaches. Weil das All in Gott lebt, webt und ist, und weil dieses stete göttliche Denken nicht wie das sich zu einem Bilde oder Werk versteinernde menschliche ein totes ist, so ist diese Natur zum ersten von einem göttlichen Geist des Lebens und der Freude durchweht, welcher bewirkt, daß das Dasein, das Existieren des Krystalles und des Sternes, der Blume und des Baumes, des Adlers und des Löwen schon an sich eine Freude ist, und ebenso von einem Geist der Liebe, der ein Wohlwollen der Wesen zu einander und ein fröhliches Beisammensein des Schmetterlings und der Blume, des Vogels und des Baumes, eine Mutterliebe des großen Wals und eine Freundschaft des wilden Elefanten zu seinen Gesellen bewirkt; von einem Geist der Zweckmäßigkeit, ohne den das Weltall in den ersten Stunden seines Daseins zusammen- und auseinanderfallen müßte.

Weil aber einst ein großer Riß im All geschah und Legionen von Engeln und Erzengeln, Satans Ruf folgend, auf ewig die Himmel verließen, so spiegeln sich die Folgen dieser gigantischen That in dem Stückchen des Alls, das wir bewohnen; und durch diese unsre Natur geht auch ein Hauch der Zwietracht, des Grimms und des Verderbens. — Einst lebte in der schönen, großen Natur der oberen sinaitischen Halbinsel ein sehr gerechter Mann, der wie kaum einer das prächtige, gesetzliche Denken Gottes in seiner Schöpfung verstand und bewunderte. Er lebte und webte und war natürlich göttlich in und mit dieser göttlichen Natur, mit seinen Söhnen und Töchtern, seinen Dienern und seinem Vieh, und ward groß und reich und glücklich vom Segen Gottes. — Aber es trat der Ankläger, der Ungerechte, der stets Gerechtigkeit für andre fordert, vor den Ewigen und reizte Ihn, diesen Mann zu verderben kraft seiner Gerechtigkeit; denn auch dieser Hiob war Staub und Asche. Da bekam der Fürst dieser Welt und Prinz der Luft und der Geister die darin walten, Erlaubnis zu toben in dieser Natur, und Orkan und Erdbeben und Feuer Gottes brachen los und verzehrten Hiobs Kinder und seine Herde.

So ist die Natur von Gottes Geist durchweht und belebt, aber auch von Satan durchgeistet, daher die Mühsal und der Kampf und die Unbarmherzigkeit.

Aber unter diesem Kampf der Geister, wenn auch von ihm oft verhüllt und verdeckt, liegen unbeugsame, ewige, weil göttliche Gesetze. Wie das Finsteraarhorn majestätisch, unbeweglich, vom Sturm unentwegt, gleichviel ob heller Sonnenschein den Riesen lieblich umstrahlt, oder ob Nebel ihn verhüllt, oder ob er schwarz und drohend inmitten der Sturmwolken, die sich an ihm brechen, steht, so bleibt trotz dieses steten

geistigen Wetterwechsels in dieser und über dieser Natur ihr Knochen- und Felsengerüste, das Gesetz, ewig fest.

Kaum fallen wir in diese Welt hinein, so besteht unsre Existenz aus einem steten Sichanpassen an dieses Gesetz; an die Gesetze des Seins und des Daseins, der Zeit und des Raumes, der Körper und des Geistes, des Festen, des Flüssigen und des Luftigen, der Wärme und der Kälte, des Falles und des Gewichtes, des Wachsens und Zunehmens, der Ernährung und des Stoffumsatzes, des Wachens und des Schlafens und an andere noch; wir bewegen kein Glied, öffnen nicht den Mund noch sprechen ein Wort, ohne zahllose Gesetze zu erfüllen. Und ebenso im Geistigen; davon der Dichter singt: „Nach ewigen, ehernen — Großen Gesetzen — Müssen wir alle — Unseres Daseins — Kreise vollenden." Im Gesetz allein ist und besteht alles Leben auf der Erde und im Himmel; denn das Gesetz, das ist Gottes ewiges Denken. Wie auf Erden nichts Schöneres als das Denken großer und guter Männer, so im Weltall und in den Himmeln nichts Schöneres als dieses treffliche, absolut weise, gerechte Denken Gottes, wie es sich in der Schöpfung aussprach, in Luft und Wasser, Berg und Thal, Meer und Land, Pflanze und Fisch und Vogel, Tier und Mensch; davon Gott selber sprach: es ist sehr gut! und wie es fort und fort in der ganzen Natur durchklingt. — Bewunderst du in stiller Betrachtung die majestätischen, erhabenen Alpenkolosse mit kühnen Formen, mit schneeigem Mantel, so bewunderst du das majestätische, erhabene, kühne Denken Gottes; Granit und Kalk allein thäten's nicht; ebensowenig wie im Ocean die bloßen Tropfen aus Sauer- und Wasserstoff. Stehst du staunend vor dem brausenden, schäumenden, donnernden Wasserfall oder vor den goldenen und purpurnen Wolkenpaläften des Sonnenuntergangs, so stehst du vor Gesetzen der Kraft und der Schönheit

und der Farbe, vor kräftigen, schönen und farbigen Gedanken Gottes. — Und weil dieses Denken des Einigen Gottes eins ist, so ist diese Natur so harmonisch, so aus einem Guß; so stimmen diese Gesetze so schön zusammen zu einem großen Accord des Weltalls.

Es steht nun dem Menschen frei, wie er sich zu dieser Natur und ihren Gesetzen stellen will; und diese seine Stellung zu derselben wird auch der erste Schritt sein zur Stellungnahme gegenüber dem Schöpfer dieser Natur und Geber dieser Gesetze. Hier schon wird es sich zeigen, ob er zu der regierungsfreundlichen oder zur Oppositionspartei gehört, diesen zwei einzigen Fraktionen im großen Reichstag.

Mit dieser Stellung zur Natur meinen wir zunächst nicht eine mehr auf der Oberfläche liegende heutzutag immer häufigere Liebhaberei für die Natur. — Zwar ist der heutige Naturschwärmer meist ein grundehrlicher Mann, wie er mit kräftigem Naturstock bewaffnet, von seinem Hund begleitet, durch Wald und Flur sich ergeht, einem Schoppen unterm grünen Baum nicht abhold, und dann schön von der natürlichen Lebensart und Kaltwasserkur predigt; ist zwar selten ein Genie, aber fast immer ein recht gutmütiger Mensch und Tierschutzvereinler, hat einige Schrullen und eigne Gewohnheiten, versteht selten die Kunst, ist nicht persönlich mit der Wissenschaft bekannt und taugt nicht an den Hof. Aber bei aller Gutmütigkeit und allem Wohlwollen gegen Tier und Pflanze wächst er doch gewöhnlich auffallend langsam am inwendigen Menschen, und nach zehn und zwanzig Jahren kannst du ihn noch wie leiblich, so auch

geistig auf derselben Bank am Lieblingsplätzchen sitzend, finden. — Die „schöne Natur" allein thut's nicht.

Daß Dichter und Künstler für die Natur und von ihr begeistert sind, ist allbekannt. Der Krieger dagegen, der von der Idee der eignen Macht und Gewalt erfüllte Feldherr, pflegt weniger für sie zu schwärmen; die Schönheit eines coupierten Terrains oder gar einer Gebirgslandschaft schätzt er nur als zur Verteidigung günstig, zum Angriff hinderlich; wie Cäsar beim Alpenübergang, so mögen Hannibal und Bonaparte sich diese Alpen ganz anderswohin gewünscht haben. — Was auffallender ist, selbst Weltweise bewundern mitunter die Göttin Natur nicht gehörig. So soll Sokrates sich über sie in unpassender Weise dahin geäußert haben: vom Spazierengehen und Bäumeansehen werde man nicht gescheiter! Aber der gute Alte war bei aller Weisheit ein geborener Athener und hatte somit etwas von einem Berliner Bummler und badaud de Paris an sich, denen es bekanntlich in der ganzen Welt „Unter den Linden" oder auf dem boulevard des Italiens am besten gefällt. Auch Kant soll sein Lebenlang nie über die Königsberger Gemarkung hinausgekommen sein. — Es ist eben schön, wenn man am Schreibtisch Welt und Mensch konstruieren kann und nicht, wie wir gewöhnliche Sterbliche, um sich eine Weltanschauung anzuschaffen, sich diese Welt zuerst anzuschauen braucht.

Charakter und Seelenleben des Menschen bezeichnet, wie zu erwarten, sein Betragen der Natur gegenüber und seine Behandlung derselben. Mit dem Manne läßt sich leben, bei dem alle Blumen gedeihen, der Amseln im Schnee füttert und der Schlingpflanze hilft am Pfahl hinaufzuranken. Dem aber, der gleichgültig das Würmchen oder den flügellahmen Schmetterling unter dem Absatz zertritt, traue nicht, Mädchen! er würde auch dich zertreten. Der Mann, der die schöne rankende Passiflora

und die blaue Clematis liebt, versteht auch die Frau. Der, dessen Lieblingsblume die Rose oder das Veilchen, wird sich eine andre Braut suchen, als der Liebhaber des prächtigen originellen Kaktus oder der fremden Orchidee. — Auch ein Gesetz!

Bei gänzlich dem Bösen verfallenen Menschen dagegen kommt oft eine grauenvolle Zerstörungswut zum Ausbruch, die an allem Lebendigen und Natürlichen ihr höllisches Feuer kühlen möchte, am Kinde und an der Blume, am unschuldigen Tiere und am Bäumchen im Walde. Wie Gott, ist ihnen auch das Werk seiner Hände, seine Schöpfung, in der Seele verhaßt, ihr Anblick schon eine Qual. Welch ein Gericht und logisches Gesetz des Prinzips, dem sie dienen!

Die Natur kommt zwar heutzutag mehr als früher zur Geltung; die erschreckende Zunahme der Nervenleiden und Seelenschwäche, dieser Kulturkrankheiten als Resultat eines unnatürlichen Lebens zwingt uns, in der Natur Heil zu suchen. Aber wir thun es meistens nur einseitig; der eine meint, Barfußgehen sei das Richtige; ein zweiter will nur kaltes Wasser; der dritte nur warmes; ein vierter schwärmt für frische Luft und ein fünfter für Tannenausdünstung; ja ein sechster führt gar im Zimmer an allerlei Maschinen Rudern und Bergsteigen aus! Einem solchen Karikaturisten der Natur möchte man empfehlen, seine Bergsteigbewegungsmaschine zuerst auf den nächsten Hügel zu tragen, um wenigstens in reiner, staub-, rauch- und bacillenfreier Luft seine Manipulationen vorzunehmen.

Leben wir in der ganzen Natur und lassen wir alle ihre Kräfte auf uns einwirken! sie sind alle heilsam und gesund.

Doch zwei gewaltige Quellen der Kraft und der Gesundheit sind es vorzugsweise, von denen einigermaßen zu hoffen ist, daß sie, besser erkannt und gewürdigt, unsre Nachkommen-

schaft vor gänzlicher Enervation schützen werden: die Sonne und das Meer.

Daß die Sonnenstrahlen Leib und Seele, weit mehr noch als die Kälte, stärken und stählen, wissen die meisten Menschen nicht, meiden dieselben und schützen sich ängstlich davor. Und doch zeigt die ganze Pflanzen- und Tierwelt, wie wohlthätig, kräftigend und belebend, ja unentbehrlich Sonnenlicht und Sonnenwärme sind. — Und auch die ganze Natur sagt mit dem hübschen Spruch über eine Sonnenuhr: „sine sole sileo", ohne Sonne bin ich stumm. Aber auch die Weltgeschichte! Was haben die sonnendurchglühten Völker von jeher ausgerichtet, sie, die wahre Blüte der Menschheit, die Säulen der Weltgeschichte, die Ägypter und Assyrer, die Juden und Babylonier, die Griechen und Römer mit ihren Weltreichen und Weltstädten, Memphis, Ninive, Babylon, Athen und Rom, mit ihren Pharaonen und Cäsaren, mit den vier Weltmonarchien und Nebukadnezar, dem goldenen Haupt; mit ihren Patriarchen, Propheten und Aposteln, ja Christus selbst; wie Gott auch den Garten Eden und später das gelobte Land und Jerusalem, seine geliebte Stadt, in den sonnendurchglühten Süden, nicht in die dunkeln Wälder des Nordens verlegte.

Die Sonne des Südens, indem sie das Leben im Freien ermöglicht, befördert ein natürliches Sein, weshalb jene sonnenhaften Völker allein es dahin brachten, klassisch und natürlich zu sein. Denn das Klassische ist ein klares, helles Erkennen des Gesetzes, mit Ausschluß des Häßlichen als eines Gesetzlosen; das Romantische oder der Naturalismus ein Photographieren sämtlicher Erscheinungen, an denen der Geist hängen bleibt und vor Gestrüpp den Felsen nicht mehr sieht. Daß je weiter nach Norden, so schon in England, Holland, Norddeutschland, das öffentliche vom Privatleben, die Sprache der

Wissenschaft von der Umgangssprache, das Klassische vom Alltäglichen, die Kunst von der Natur und das Gesetz von der Erscheinung sich immer weiter trennen, ist auffallend. Vergleiche Sophokles und Shakespeare, Zeus und Odin, die Odyssee und die Edda. Deshalb trägt auch der Mensch des Südens soviel leichter am Elend des Daseins.

Jetzt noch steht, was Ausbildung der leiblichen Kräfte und Sinne betrifft, der Araber, dieser Bewohner der heißen Wüste, obenan. Mit Muskeln von Eisen trägt er mit Leichtigkeit halbe Stunden weit und durch tiefen Sand vier bis sechs Centner; seine Stimme reicht bei Windstille über das Meer von Akkaba; sein vom glühendweißen Licht — denn das Auge ist für das Licht geschaffen — nicht geschwächter, sondern geschärfter Falkenblick unterscheidet zwei bis drei Stunden weit in der Sahara ein Pferd von einem Kamel, was ein französischer Reisender mit seinem guten Glas nicht vermochte. Im Bewußtsein seiner Kraft wagt er allein und vollzieht unermüdet einen vieltägigen Dromedarritt von Timbuktu nach Kairo, quer durch Afrika! Dabei ißt er wenig, trinkt nur Wasser und mäßig (bei Karawanen rechnet man auf den Europäer fünf Liter täglich und nur eineinhalb auf den Araber); trinkt seinen Kaffee in walnußgroßen Täßchen und schaut stolz und verächtlich auf den schwächlichen und verweichlichten Europäer. — Denn im Gegensatz zur Kälte, die, wie an Eskimos zu sehen, viel Nahrung voraussetzt, gehört zur Umsetzung der Sonnenwärme in Kraft durch den menschlichen Organismus, und das beweist ihre Vorzüglichkeit, nur ein Minimum von Stoff. Wie mäßig lebten die Griechen in ihrem wenig fruchtbaren, sonnverbrannten Lande und auf ihren Felseninseln; aßen Honig und Oliven, etwas Gemüse und Fisch; Fleisch fast nur bei Festen und Opfern, eine Mäßigung, auf die

Curtius mit Recht ihren Schönheitssinn, ihre elastische Lebens- und Geistesfrische zurückführt. Und jetzt noch heißt es auf der Insel Samos: „Eine Handvoll schwarze Oliven ernährt einen Riesen." — „Wo die Sonne nicht eingeht," sagt das italienische Sprichwort, „geht der Arzt hinein"; denn die alles befruchtende und belebende Sonne tötet dagegen Bacillen, verhindert die Fäulnis; ihre heißen Strahlen desinfizieren wie das sorgenvolle Gemüt so auch kräftig Zimmer und Kleider der Kranken und heilen schnell die ihnen ausgesetzten Wunden; und nirgends ist die Luft so rein und gesund wie in der glühenden Sahara.

Wie Rußland im majestätischen russischen Winter, und der Nordpol mit seinen Eisbergen in der Größe der von phantastischen Nordlichtern beleuchteten Polarnacht gekostet und genossen sein will, so die Tropen- und Sonnenländer, so Griechenland, Italien und Spanien in ihrer ganzen Sonnenglut und Sonnenhitze und Sonnenstaub, in Sommerschweiß und Sommerpoesie. Der Tourist, der sie im Winter sieht, hat sie nicht gesehen.

Auch die großartige leibliche und seelische Wirkung des Meeres wird immer mehr erkannt. Meerwasser mit seinem Salz und Jod, Meereswellen kräftigen unglaublich den ganzen Organismus, Meeresluft erfrischt das Gemüt, Meeresanblick beruhigt; läßt uns empfinden, wie gar unfrei wir, wie klein und kleinlich unser Sorgen und Arbeiten, wie wir selber nur kleine, bald verschwindende Wellen auf dem Ocean der Zeit sind.

Aber auch hier heißt es: selber mitmachen, schwimmen, fischen, rudern, segeln; und auch aushalten im Wind und Wetter, nicht vor jeder Regenbö oder Salzspritzer gleich ins Kurhaus flüchten und dort die Zeit mit Rauchen und Kartenspielen totschlagen! — Auch eine Nacht im Boot schadet nichts! Ein Mann freut sich des Sturms und liebt es mit ihm zu

kämpfen. „Es gibt," sagt Ruskins, „kein schlechtes Wetter, sondern nur verschiedene Arten von gutem Wetter." Besonders ist selbständiges Segeln eine äußerst gesunde und dabei anziehende Leibes- und Geistesübung; wird auch von vielen immer leidenschaftlicher in England, Frankreich, Norddeutschland getrieben. Hoffentlich findet man bald an jedem Bad- und Seeplatz mietbare Einhandboote, die mit mäßigem Segel, unsinkbar und praktisch unkenterbar gemacht, schon mit geringen nautischen Kenntnissen und kurzer Übung manövrierbar sind und sich ausgezeichnet zu kleinen Spazierfahrten und auch zum Wettsegeln bei nicht zu stürmischem Wetter eignen. — Wer so ein schmuckes, ihm allmählich vertraut gewordenes Bootchen allein in mehrstündigem Kampf mit Wind und Wellen glücklich, vielleicht durch Klippen oder Sandbänke in den Hafen gelotst hat, ist zwar noch kein Seemann, hat aber immerhin Leib und Seele kräftigende Genüsse erlebt, wie sie einer „Landratte" unbekannt bleiben. — Wirken auch andere Ursachen mit, so trägt doch sicher das Meer, sein Befahren und sein Sport dazu bei, daß im meerumspülten England die mittlere Lebensdauer achtunddreißig Jahre, im durchaus kontinentalen Sachsen dagegen nur zwanzig Jahre beträgt!

Frei und beweglich und zum Weltbürger macht das Meer auch das Volk, das an demselben wohnt; so einst die Griechen und Phönizier, die Römer und Karthager, so jetzt noch den Engländer dem Deutschen und Russen gegenüber. Mächtige Flotten sind Flügel einem Reich, ermöglichen seine Expansion, geben ihm Fühlung mit dem Erdenrund, sind auch ferntönendes Machtwort. — Wünschen wir dem Deutschen Reich eine kräftige Flotte!

So sieht uns die Natur an und ruft uns zu: Seid auch ihr natürlich! Seid natürlich, nicht nur weil ihr euch dadurch das schon so schwere Leben erleichtert, weil ihr dann andern besser gefallt und es euch selber wohler ist; nicht nur, weil ihr und eure Kinder dadurch gesünder bleibt; sondern weil ihr damit Gott gehorcht, der uns in dieser Natur geschaffen hat, um darin natürlich zu leben; weil die Gesetze dieser Natur einen geistigen Grund und Hintergrund haben, und wir nicht im Geringsten unnatürlich sein können, ohne in die Lüge zu geraten. Unnatürlich ist alles Böse und die Hölle, natürlich das Gute und die Himmel. — Natürlich sein ist nicht, wie die Wahl einer einfachen Toilette, Geschmacksache; es ist eine Pflicht, deren Verletzung sich am Menschen unerbittlich straft.

Aber um Weisheit aus der Natur zu ziehen, muß sie als die Frucht des göttlichen Denkens erkannt werden, nicht als ein Unbedeutendes, uns zum Spielen nur und zum Genießen Gegebenes: sondern als ein uns Überlegenes und Lehrreiches. So lehren auch alle Religionen die Achtung vor dieser Natur, ihre schonende und ehrende Behandlung, die Beachtung ihrer Gesetze, und die Scheu dieser Natur zuwider zu handeln. So spricht die Bibel: „Wohl dem Menschen, der Weisheit findet, denn sie ist besser denn Silber und Gold und edler denn Perlen, langes Leben ist zu ihrer rechten Hand, zu ihrer linken ist Reichtum und Ehre." — Und fügt hinzu, um zu zeigen, woraus der Mensch diese Weisheit zu schöpfen habe: „Denn der Herr hat die Erde durch Weisheit gegründet, und durch seinen Rat die Himmel bereitet. Durch seine Weisheit sind die Tiefen zerteilet und die Wolken mit Tau triefend gemacht." So predigt das ganze Buch Hiob, und Gott selber am Schluß

desselben, daß der Mensch zuerst die Schöpfung sich ansehen müsse, um daraus die Gesetze seines Daseins, die ungeheuere Größe, Macht und Weisheit des Schöpfers und seine durchaus untergeordnete Stellung zu demselben zu erkennen, als Bedingung, ehe er einer direkten Offenbarung dieses Gottes gewürdigt werde.

Laßt uns natürlich sein! Vor allem in unsrer Frömmigkeit und Gottesfurcht! Der Mensch verzeiht es schließlich seinem Mitmenschen, wenn er am Hof oder als Festredner, in einem Toast oder Nachruf, auf dem Theater oder in einer Leichenrede es nicht fertig bringt wahr und natürlich zu bleiben; in der Religion aber kann er nichts Künstliches und Unnatürliches ertragen; dazu ist sie ihm zu gut und zu hoch, und die Verachtung, die der fromme Heuchler auch dem Gottlosen einflößt, ist ein beredtes Zeugnis von der verborgenen Achtung, die er für wahre und echte Religion empfindet. Das verwünschte Kopfhängen, das schon zu Jesaias Zeiten Mode war, und schon damals Gott so mißfiel (Jes. 58, 5), der salbungsvolle gemachte Ton vom lieben Heiland, als ob man nicht von seinem Herrn und Gott frisch und natürlich reden könnte, haben dem Christentum schon mehr geschadet, als manche tüchtige Sünde der Christen. — Wer hat dagegen nicht schon bemerkt, wie ältere und bewährte Christen natürlich sind und werden; denn wahres Christentum macht natürlich. So ein alter Christ ruht von der Phrase und von der Kunst, vom Fieber der Stadt und von ihrem vielfachen Wahn und Konventionsleben, vom Gewinn und von der nagenden Sorge aus, liebt wieder die Natur, das Licht und das Wasser, die Blume und das Kind, versteht den Mann des Volks und das Haustier; er fühlt in sich die Anfänge einer ewigen, naturgemäßen Jugend. Seine Gottseligkeit ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen, der

Glaube und die Zuversicht des ewigen Lebens schimmert durch seine Züge und hallt in seiner Stimme nach, auch wenn er von Gleichgültigem redet; aber auch ohne Absicht, ohne Anstrengung, ohne besondere Stimme und Tonfall, wenn er von ewigen Dingen spricht. — Denn immer ist es der Anfänger, welcher glaubt, überall Nachdruck anbringen und jedes Wort unterstreichen zu müssen. Der vorgeschrittene Jünger läßt die Wahrheit selber reden; er weiß, daß sie seiner und seiner Kunst nicht bedarf.

Nie gab es einen natürlicheren Menschen als den Heiland. Wie hätten wir uns, als Er nach seiner Auferstehung mit seinen geliebten Jüngern am einsamen Strande des Sees Genezareth in früher Morgenstunde wieder zusammentraf, auf ein Wiedersehen à la Klopstock gefaßt gemacht, voll Rührung und wonniger Thränen und ergreifender Ansprachen des Herrn. — Aber nichts von allem. — Er fragt sie: „Kinder, habt ihr wohl etwas zu essen?" — Und als sie es verneinen, spricht er: „Werfet das Netz auf die rechte Seite des Schiffes, und ihr werdet finden!" und darauf: „Kommt her, frühstückt!" und ißt schweigend gebratene Fische und Brot. Aber — Wonne war es doch, auch ohne Worte, wieder bei ihm zu sein. — Einst werden wir uns darüber wundern, wie natürlich das Leben im Himmel ist.

Ist unsre Religion einfach und wahr, so wird es auch unser ganzes Leben sein. Wir werden natürlich, also zweckmäßig und weise sein im Essen und Trinken, in der Kleidung und in der Wohnung, in der Familie und in der Gesellschaft. Wir werden unsre Kinder natürlich erziehen, also mit rechter Anwendung der zwei großen, schweren Wörtchen: Ja! und Nein! werden streng sein gegen die Gifte der Kinderseele: Ungehorsam vor allem, Lüge, Neid, Hochmut; duldsam dagegen

für zerrissene Hosen, fehlende Schuhbänder, zerzaustes Haar und nicht ganz saubere Händchen, werden sie nicht für den Salon, sondern für das Leben und für ihre Mitmenschen erziehen. Machen wir Männer aus ihnen, so wird der innere Gehalt ihnen die äußere Form schon geben; der rechte Mann ist immer salonfähig; ja der Salon muß froh an ihm sein.

Laßt uns natürlich sein in der That und in der Rede und den Mut haben, ja, aber auch nein zu sagen und zu dem, was wir sagen und schreiben, ganz und mit vollem Namen zu stehen, kurz den Mut, wir selber zu sein und so herumzulaufen, wie Gott uns geschaffen hat; denn Natürlichkeit und Wahrheit ist ein und dasselbe.

Weil alles Sein nur im göttlichen Gesetz möglich ist, so läßt sich die ganze Religion, das Verhältnis des Geschöpfes zu Gott mit dem einzigen Wort ausdrücken: Gehorsam dem Gesetz. Wir sind Gottes Kinder; das Gesetz des Kindes ist Gehorsam; wie vom Jesuskind nur berichtet wird: „Er war ihnen unterthan!“ Wie alles im All in drei Graden, Positiv, Komparativ und Superlativ existiert, so muß der Mensch, wie jedes in die Welt kommende Kind, diesen Gehorsam lernen, erstens an den und in den für die gesamte Menschheit allgemein gültigen und allgemein gefaßten Gesetzen der Natur, ob Wilder oder Civilisierter, Christ oder Gottloser, und nimmt zunächst an seiner Leiblichkeit Schaden, wenn er es nicht thut. Zum zweiten soll er einen höheren Gehorsam an einem höheren Gesetz der Seele im Gesetz des Sinai lernen, mit dem Verbot: „Du sollst nicht“, mit dem lebendigmachenden Gebot: „Du sollst Gott von ganzem Herzen lieben und deinen Nächsten wie dich selbst,“ und mit der unerbittlichen Strafe: „Die Seele, die dieses nicht thut, soll ausgerottet werden.“ Will aber der Mensch diesem Gesetz gehorsam sein,

so merkt er alsbald, daß er es nicht kann. — Dann entsteht das Bewußtsein der Sünde (Röm. 4, 15) und das Sühnopfer tritt ein, ein tröstendes und hinweisendes Symbol. — In Erfüllung des Gesetzes der göttlichen Zeit tritt endlich Christus in die Welt als Vermittler zwischen Gesetz und Sünder ein; „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit Ihm selber." Denn wer oder was könnte mit ihrem Schöpfer eine abgefallene Welt, die durch diesen Abfall alle Kraft wieder zu Ihm zurückzukehren verloren hat, versöhnen, als dieser Gott allein? — Dieser Jesus Jehovah nun spricht das höchste Gesetz, den Superlativ des Geistes aus: Ihr habt gehört, daß . . . . Ich aber sage euch . . . . und Strafe dieses, Leib, Seele und Geist betreffenden Gesetzes ist ewiges Verderben des ganzen Menschen, an Leib und Seele und Geist.

Wie wunderbar, daß dieser Geist, der freieste der freien, der hinweht, wohin er will, sich selbst Gesetze schafft, die er nimmermehr übertritt, ja in denen und kraft deren er groß und mächtig wird! Und wie thöricht ist dagegen das Gebaren der Geistlosen, die ohne Gesetz stark und groß und frei sein wollen!

Warum ist am Mann Kraft, am Weib Anmut, am Kind Unschuld und Gehorsam, am Wasser das Fließen und Sprudeln und Schäumen und Perlen, am Licht der Glanz, am Feuer das Verzehren so schön? — Weil das die Gesetze ihres Daseins sind; ja das Licht ist nichts andres als die Sichtbarkeit des Leuchtens, das Feuer des Verzehrens. „Das Schöne", sagt Plato, „ist der Glanz des Wahren," ein Wort, das in sich seinen Beweis führt. — Gesetz ist höchste Schönheit. So ist das Gesetz des Geschlechtes schöner als das schönste Weib, oder vielmehr die höchste weibliche Schönheit ist nur die Sichtbarkeit dieses göttlichen Gesetzes. Das Gesetz der Pflanze und

der Blume ist schöner als jede Blume, denn das Gesetz ist ewig, die Blume ist vergänglich; das Gesetz wird mit dem Geist und im Geist angeschaut, die Blume nur mit den Augen des Leibes. — Wer das versteht, versteht auch, wie in den Himmeln die ewige, körperliche, reelle, himmlische Natur ein ewiges Fest und Gastmahl für den Geist sein wird. Wie soll es denn größere, tiefere, höhere Wonne für den Menschengeist geben, als in Gott, mit Gott zu denken? — Schon die alten Weisen hielten für höchste Seligkeit das Anschauen der ewigen Ideen in der Gottheit. Aber es fehlte ihnen die Offenbarung, daß diese Gottheit unser Vater ist und sein will in Christo, und daß dieser zuerst die Sünde sühnen wird, die uns den Blick trübt für diese ewigen Schönheiten. — Dieses Sichversenken in die ewigen Ideen Gottes ist ein Vorbild von dem wonnigen, ewigen Anschauen seiner ewigen Sophia, von der Salomo, vom heiligen Geist inspiriert, spricht: „Jehovah besaß mich im Anfang seines Weges, vor seinen Werken, von jeher. Ich war eingesetzt von Ewigkeit her, von Anbeginn, vor den Uranfängen der Erde. Ich war geboren, als die Tiefen noch nicht waren, als noch keine Quellen waren, reich an Wasser. Ehe die Berge eingesenkt wurden, vor den Hügeln war ich geboren; als Er die Erde und die Fluren noch nicht gemacht hatte, und den Beginn der Schollen des Erdkreises. Als Er die Himmel feststellte, war ich da; als Er einen Kreis abmaß über der Fläche der Tiefe; als Er die Wolken droben befestigte; als Er festigte die Brunnen der Tiefe; als Er dem Meere seine Schranken setzte, daß die Wasser seinen Befehl nicht überschritten; als Er die Grundfesten der Erde feststellte: da war ich Schoßkind und Künstlerin bei ihm und war Tag für Tag seine Wonne, vor ihm mich ergötzend allezeit, mich (später) ergötzend auf dem bewohnten Teile seiner Erde; und meine

Wonne war bei den Menschenkindern." „Glückselig der Mensch, der auf mich hört! Denn wer mich findet, hat das Leben gefunden. Wer aber an mir sündigt, schadet seiner Seele. Alle, die mich hassen, lieben den Tod." (Spr. 8, 22—36.)

Sehen wir uns diese große Natur und ihre Gesetze an! — Sie gleicht einem majestätischen Bergkoloß, dessen Flanken mit unzähligen Gewächsen bedeckt, von unzähligen Wesen bewohnt, der sich immer kühner, immer höher erhebt, bis der hohe Gipfel in den Wolken verschwindet.

Das erste, das Grundgesetz, das sie uns zeigt, ist das der Zuspitzung nach oben, der Hinweisung auf ein großes Eins. Wie die Wassertropfen die Oceane, wie die Sandkörner den Berg, so bilden Tausende von Individuen eine Art, mehrere Arten eine Gattung, viele Gattungen eine Familie, die Familien alle ein Reich, die Reiche zusammen die Schöpfung. Und ein jedes weist auf ein Höheres, auf ein Primitiveres und Ursprüngliches, auf eine Ursache und eine Ur-Sache hin. Nichts ist bloß das, was man an ihm sieht. Selbst der Kieselstein erzählt: Ich bin das Produkt eines andern als ich, das Gemächte höherer Kräfte; ich bin nicht die Ursache, sondern die Wirkung, das Gewordene. — Wie alle Zahlen sich auf die Einheit zurückführen lassen, so alle Gesetze der Natur auf ein Gesetz, alle Erscheinungen auf eine Ursache, alle Kräfte auf eine Kraft, aller Stoff auf einen Stoff, alle Prinzipien auf ein höchstes Prinzip; das erkennt mehr und mehr der Naturforscher. Und selbst wo der Thatbestand ihm noch dunkel, ist es gesunde Philosophie, anzunehmen, daß diese gesamte, sich

wie eine Pyramide aufbauende Natur auf einen Gipfel und ein großes Eins sich zuspitzt.

Gibt es keine erste und höchste Ursache der Ursachen, so gibt es entweder im Weltall keine logische Ordnung, was falsch ist, oder alle Ursachen sind im ewigen Kreis zugleich auch Wirkungen, und das vernünftige Denken und Erkennen hört auf. Gibt es aber eine Ursache der Ursachen, dann hat sie als Ursache der Liebe alle Liebe, als Ursache des Erkennens alles Erkennen, als Ursache des Lebens alles Leben in sich; und weil Ursache zugleich Macht — wie soll sie sonst Wirkungen hervorrufen — so ist die Ursache der Ursachen auch Allmacht; und wir nennen sie Gott! So dachte schon der sterbende römische Philosoph, als er ausrief: causa causarum, miserere mei!

Diese Erkenntnis, diese Anschauung, diese Ahnung des Grundgesetzes der Natur ist der Grundgedanke, die Wurzel aller Religionen. Alle bestehen in dem Glauben, daß alles Endliche aus einem Unendlichen, alles Lebende aus einem Leben, alles Zeitliche aus einem Ewigen, alles Werdende aus einem Sein und das Viele aus einem Eins seinen Ursprung hat.

Freilich erklärt laut und dreist der Materialist, daß die Natur nichts von einem Gott wisse; daß er die ganze Schöpfung durchsucht und ihn nirgends entdeckt habe; ungefähr wie jener Arzt, welcher meinte, er habe schon viele Leichen seziert, aber noch nie die Seele gefunden. — Hoffentlich nicht! — Aber dieser Behauptung stehen die Zeugnisse von vielen der bedeutendsten Forscher gegenüber, eines Kopernikus, Newton, Kepler, Cuvier, Herschel, Liebig, Secchi, Faraday, Rob. Mayer u. a., die alle wie Linné ausrufen: „Wir haben die Fußstapfen des Schöpfers gesehen!“ oder wie Liebig: „Die Naturforschung lehrt uns die Geschichte der Allmacht, der

Vollkommenheit, der unergründlichen Weisheit eines unendlich höheren Wesens in seinen Werken und Thaten erkennen." (Chem. Briefe S. 41.)

Nehmen wir einstweilen an, daß diese zweierlei Zeugnisse sich gegenseitig aufheben, so bleibt noch die ganze übrige Menschheit, deren Stimme doch auch etwas gilt. Denn wir gehören nicht zu jenen Vorkämpfern der Humanität und Vertretern der Menschenrechte, die die Darlegung ihrer Ansichten mit dem Beweis (?) anfangen, daß diese vom Affen abstammende Menschheit ungezählte Jahrtausende hindurch im Zustand tierischer Wildheit verharrt, und darauf, von Pfaffen verdummt und von Tyrannen geknechtet, bis dato ein erbärmliches Dasein geführt habe; nebenbei eine sonderbare Art, uns vor dieser Menschheit und ihrer Erkenntnis- und Urteilsfähigkeit Achtung einzuflößen!

Fragt man diese Menschheit und die Völker alle, was sie aus der Natur und aus dem sie umgebenden Weltall erkennen, so antworten auch sie einstimmig zu allen Zeiten, von Ost nach West, vom Nord- bis zum Südpol: Wir haben die Fußstapfen des Schöpfers gesehen! Nirgends findet sich ein Volk, das „Gott los" sei; wenn auch oberflächliche und sprachunkundige Reisende es je und je behaupteten. — „Es gibt kein Volk ohne Religion, selbst die auf der niedrigsten Stufe der Bildung stehenden nicht," sagt Max Müller, der Historiker der Religionen (Deutsche Rundschau 1895).

Wohl wird von manchen der Buddhismus als eine atheistische Religion angeführt. Aber dieser Buddhismus, von dem der Orientalist Prof. Dr. Garbe sagt, daß er tief unter der brahmanischen Philosophie steht, ist keine ursprüngliche Naturreligion, sondern eine erst im sechsten Jahrhundert vor Chr. aufgetauchte Rationalisierung des Brahmanismus,

ohne Brahma, ohne Vedas und ohne Gebet, gleicht also einem modernen Christentum ohne Christus, ohne Bibel und ohne Gebetserhörung. Eben wegen dieses Mangels an positivem Inhalt wurde in Indien diese Lehre bald wieder vom Neubrahmanismus überwunden. Selbst im übrig gebliebenen Buddhismus sind es nur die Gelehrten, die diesem verwaschenen und verschwommenen Pantheismus und dieser Tugendlehre huldigen; das Volk, hier wie überall, glaubt an einen Gott, betet den goldenen Zahn des Buddha und seine Fußstapfen auf Ceylon an und bringt Opfer dar. Im buddhistischen Tibet und in der Mongolei ruft von der Wiege bis zum Grabe der Mensch möglichst oft mittels Rosenkranz und Gebetstrommel den Padmapâni, den größten unter den drei Göttern der Mandschurei, mit dem mystischen Gebet an: „om mani padmê! Hum!“ was ungefähr bedeutet: Du Allumfassender! gedenke meiner. Amen! Dreihundert Millionen von buddhistischen Chinesen flehen in der Todesstunde Dhyani-Buddha um Aufnahme in sein „unendlich lang währendes“, also ewiges Paradies der Mitâbha an. — So wurde im letzten Krieg zwischen China und Japan bei der Hinrichtung von Verrätern Buddha offiziell gebeten, dieselben nicht in sein Paradies aufzunehmen. Beweise, daß, so sehr die Weisen und Klugen dieser Welt stets bemüht sind, Gott aus seiner Schöpfung und selbst aus der Religion zu eliminieren, die Menschheit in ihrer gesunden Einfalt immer wieder auf Ihn zurückkommt. Alle Völker glauben an eine Schöpfung, an die Unsterblichkeit der Seele, an gute und böse Geister, an die Macht des Opfers, des Gebets und des Fluches, an einen seligen und einen unseligen Ort im Geisterreich. So gaben schon die Höhlenmenschen ihren Toten Waffen, Schmuck und Lebensmittel mit für die Reise in die Unterwelt, wie E. Lartet

in der Höhle von Aurignac und Dr. Pruner-Bey in Solutré sie fanden. So glaubten schon, als Europäer zu ihnen kamen, die Eskimos, daß der gute Gott und Geist (vgl. Joh. 4, 24) Tornarsuk alles geschaffen habe, und auch, sei es persönlich, sei es durch gute Geister (Ebr. 1, 4), auf die an ihn gerichteten Gebete antworte.

Denn noch nie hat der Gott, der sich „Vater aller Geister und ein Gott alles Fleisches" nennt und in seinem Wort bezeugt, daß „wer Gott fürchtet unter allen Völkern, der ist ihm angenehm" (Ap.-Gesch. 10, 34), von dem Paulus den Heiden predigt, daß „er nicht ferne ist von einem jeglichen unter uns, sondern daß wir in Ihm leben, weben und sind", der Menschen, seiner Kinder, so sehr vergessen, daß er ihnen keinen Lichtstrahl seines ewigen Lichts hätte leuchten lassen. „Auch die Heiden," sagt Molitor, „sind Glieder des großen, allgemeinen, göttlichen Reiches; allein sie sind äußere Glieder, wie im Tempel Salomonis, der nicht für Israel allein, sondern für die ganze Menschheit zur Anbetung Gottes gebaut war, der äußerste Raum ‚der Vorhof der Nationen' hieß." — Jesus spricht: „Mein Haus soll heißen ein Bethaus allen Völkern."

Neben dem erwählten Volk Gottes gab es von jeher noch Individuen und wohl auch ganze Stämme, denen, wie dem rätselhaften Melchisedek, dem Propheten Bileam, Hiob und seinen drei Freunden und sicher vielen andern aus seinem Volk und auch den Weisen aus dem Morgenlande, Gott, wir wissen nicht wie, direktere Gotteserkenntnis schenkte. Nie hat dieser Gott seine Menschheit dem Irrtum so sehr überlassen, daß ihre Religionen und Mythologien nur Wahnvorstellungen von vor Hunger und Kälte zitternden, vor Blitz und Donner, vor Meereswogen und Erdbeben als bloßen Äußerungen einer

toten Natur stets bangenden Wilden gewesen wären. Das sind sie schon deswegen nicht, weil diese Wilden und Urmenschen, abgesehen von einzelnen verkommenen und herabgekommenen Stämmen, eben dieser Natur individuell viel mutiger und selbständiger gegenüberstanden als der verweichlichte und feige heutige civilisierte Mensch. Wie die Bibel uns einen Kain und Lamech, und die vorsintflutlichen Menschen als voll wilden Trotzes schildert, so atmen die ältesten Lieder der Menschheit, so die der keltischen Barden, die isländische Saga, das Nibelungen- und Gudrunlied und die Frithjofsage, auch Ilias und Odyssee, kurz alle alten Epopeen ein so urwüchsiges Behagen an der Existenz und an der Natur, einen so wilden, unbeugsamen Mut, eine solche Kampflust auch gegen die Elemente, solchen Todesmut und solche Lebensfreude, alles mit kernigem, gesundem, oft grimmem, meist heiterem Humor gewürzt, daß wir moderne, ängstliche und umständliche, unfreie Stubengelehrte, Bureau- und Salonmenschen gar klein vor diesen Helden und Recken stehen, vor einem König Ragnar Lodbrog, der im Schlangenturm ein stolzes Todeslied dichtend, singend in den Qualen stirbt, vor diesen im Winterorkan unter den Schrecken des Eismeers und des Polarsturms jauchzenden Wikingern, die lieber zu Grunde gingen, als daß sie vor dem Sturm die Segel strichen; vor diesen greisen Kriegern, die, wie ein König Ring, lächelnd sich Blutrunen in die Brust schnitten, um den Strohtod zu meiden und der Walhalla und der Walküren würdig zu sein.

Wie nackte Riesen mit einem großen Schwert und Armspangen aus rohem Gold, wandeln sie mit großen Schritten sorglos über die Erde, schauen nach oben, was die Götter, horchen nach unten, was die bösen Mächte zu ihrem Thun sagen, fürchten den Zorn des Himmels und den Haß der

Hölle, sind sich der Schuld bewußt und des furchtbaren Fatums; fürchten aber sonst nichts, als daß der Himmel einfalle; lieben Gold, Weib und Ruhm, und kämpfen darum, verachten die Gefahr und den Schmerz und lachen noch im Tod. — Denn das Leben in und mit der Natur macht stark und mutig und gleichgültig im Leben und im Sterben; alle unsre Lebenskünste aber schwächen uns an Leib und Seele.

Das können wir selbst noch an den jetzigen kleinen und schwachen Überresten von wilden Völkern sehen, die längst mächtigere in die Öde vertrieben. So lebt sorglos der Eskimo und erbeutet mit selbstgemachten Waffen den Eisbären und den Moschusochsen in der Polarnacht in den eisigen Wüsten und Einöden, wo kostspielige noch so gut mit vorzüglichen Waffen und reichen Lebensmitteln versehene und von tüchtigen Seeleuten und Gelehrten geführte Nordpolexpeditionen elendiglich zu Grunde gehen, wie die Sir Franklins. — So bewunderte G. Kennan, der drei Monate unter den Tungusen lebte, die Seelenstärke und die ernste Selbständigkeit dieser Menschen auf ihren öden, monatelang gefrorenen Tundren, unter Entbehrungen und Verhältnissen, die für einen Europäer unerträglich wären, und ebenso die Kühnheit der Kamtschadalen, als er hundertjährige Ansiedlungen am Fuß des fast stets donnernden 5000 Meter hohen Vulkans Klutschefski fand, dessen dichte, schwarze Rauchwolken er stundenweit schon gesehen, und dessen hohe lodernde Feuersäule nachts weithin die Gegend taghell erleuchtet. (Zeltleben in Sibirien. S. 79 u. a.) — Und was sind der Araber der Wüste, die Alpenbewohner von Tirol und der Schweiz und der abgehärtete Norweger am wilden Fjord und auf stürmischer See für felsenfeste, kaltblütige, besonnene und dabei grundheitere Menschen; und auch ihr

Sterben ist meist gefaßt, groß, oft heldenhaft im Kampf mit den Elementen.

Wo bleibt da der von der modernen Aufklärung zur Erklärung der Religionen erfundene, vor jeder Woge und Wolke, jedem Windstoß oder Donner zitternde Naturmensch? — Gerade der aufgeklärte, civilisierte Kulturmensch und Stadtbewohner ist es, der beständig um sein teures Leben zittert, dem alles Denken und aller Mut gleich vergeht und der, wie beim Theaterbrand in Wien, beim Unglück in Santander, beim Meteor in Madrid und bei jedem größeren Schiffbruch irr- und wahnsinnig wird vor Angst, wenn die Naturkräfte sich nur ein wenig regen. Denn sein Gewissen schlägt ihn, und im Donner und Sturm und Feuer hört er den Gott, den er haßt, rufen: Adam, wo bist du?

Wie ihr Leben, so war groß und kräftig die Naturauffassung und auch der Glaube jener alten Naturvölker. So bei den Kelten, deren Druiden (Derhuid, der von Gott Sprechende), diese Priester, Gesetzgeber und Beherrscher ihres Volks, in prächtigen Triaden, Dreisprüchen, tiefe Philosophie und Religion lehrten. „Es gibt dreierlei Leben," sprachen sie, „das des Abgrunds, der Finsternis und des Chaos ‚Anmon'; das der Erde und der Wanderung ‚Abred'; das des Paradieses und des Glücks ‚Gwynfyd'; und alle drei sind in jedem göttlichen Geschöpf." — „Abred wird vergehen; Anmon und Gwynfyd sind ewig. — Es gibt drei Kreise im Menschen und im Weltall: den Kreis der Unfreiheit, der Unseligkeit und des Todes, den Kreis der Not, des Bedürfnisses und des Begräbnisses; den Kreis der Freiheit, der Glückseligkeit und des Lebens. — Über und um und jenseits dieser Kreise aber ist ‚Ceugant', das Wesen der unendlichen, unfaßbaren, absoluten Gottheit. Könnte, was nicht möglich, ein Geschöpf sich dorthin

schwingen, so würde es augenblicklich in die Gottheit aufgelöst." („Kein Mensch wird leben, der mich siehet". 2. Mos. 33, 20). — „Drei Dinge werden einst im Kreis des Glücks, Gwynfyd, dem Menschen wieder gegeben: der ursprüngliche Geist, die ursprüngliche Liebe und das ursprüngliche Gedächtnis." (33. Triade.) Und edel, wenn auch streng und selbst grausam war ihr Gesetz. — „Dreierlei darf dem freien Mann nicht verpfändet werden: Das Buch, die Harfe, das Schwert."

Schön stimmt oft der Glaube jener alten Völker mit der Bibel überein. Über die Schöpfung sagt nach Claudius das Gesetzbuch des Menu: „Dies Universum existierte, als es noch nicht auseinander gebreitet war, in der göttlichen Idee wie im Dunkel eingewickelt. — Er, den die Seele allein wahrnehmen kann, brach leuchtend hervor in Person und schuf zuerst durch einen Gedanken die Wasser. — Die Wasser wurden Nara genannt, weil sie das Erzeugnis des nara oder des Geistes Gottes waren; und da sie auch sein erster Bewegungsort waren, wird er genannt „Der sich auf dem Wasser Bewegende". (Vergl. 1. Mos. 1, 2.) — Er bildete den Himmel oben und die Erde unten: in die Wolken stellte er seinen Äther, die acht Regionen und das bleibende Behältnis der Wasser. — Er gab Dasein der Zeit und ihren Abteilungen, den Sternen auch und den Planeten, den Flüssen, Meeren und Bergen, den Ebenen und Thälern, dem Gottesdienst und der Sprache u. s. w.; denn er wollte die Existenz aller geschaffenen Dinge. — Damit handeln und nicht-handeln nicht gleichgültig sei, machte er eine gänzliche Verschiedenheit zwischen Recht und Unrecht. — Er, dessen Gewalt unbegreiflich ist, ward, nachdem er das Universum geschaffen hatte, wieder in den Geist verschlungen und wechselte die Zeit der Wirksamkeit mit der Zeit seiner Ruhe." (Vergl. 1. Mos. 2, 2.)

Ebenso heißt es in den heiligen Schriften der Parsen oder Perser: „Ormuzd ist der Urquell alles dessen, was lebt und ist, und um seinen Thron stehen sieben ‚Amschaspands' oder hohe Geister." (Vergl. Offenb. 4, 5.) „Die sichtbare Welt, Himmel und Erde, ward in sechs Zeitfolgen geschaffen und die Amschaspands waren dabei wirksam." (S. Hiob 38, 7.) „Der Urvater des Menschengeschlechts, Keiomorts genannt, war lichtglänzend, mit himmelanschauenden Augen. — Ahriman, vom Ewigen geschaffen, war anfangs gut, wurde aber durch Neidsucht gegen Ormuzd Dew. (Vergl. Diabolos, diable, engl. devil.) So entstand Schatten im Lichtreich der Schöpfung. Er als mächtig wirkendes Wesen ist in beständigem Kampf gegen das Licht und vergiftet mit seinen Dews die ganze Natur, Pflanzen und Tiere und Menschen."

Und Sündenschuld fühlten von jeher die Völker, die Indier am Ganges und die alten Ägypter, und beteten den Gott an, der in der Toten-Liturgie sprach: „Ich bin Atum (der Unnahbare), der den Himmel gemacht, der alle Wesen geschaffen. — Ich bin gestern und ich kenne morgen. — Ich bin das Gesetz des Gesetzes. — Ich tilge die Sünden. — Ich wasche die Befleckungen!" Auch die Strafen in der Unterwelt des grausamen Sysiphus, der ewig vergeblich von sich die lastende Schuld abwälzen möchte, des sinnlichen Tantalus, dem nur die Gier ohne den irdischen Genuß geblieben, derjenigen, die nach einem verlorenen Leben umsonst Wasser des Lebens in zerbrochenen Gefäßen zu schöpfen sich mühen, haben einen tiefen, wahren Sinn.

Gegen die Ansicht, daß dieser Glaube bei Nordvölkern — von Griechen und Römern wissen wir bestimmt das Gegenteil — ein erst später durch das Christentum ihnen beigebrachter sei, siehe K. Simrock, die Edda S. 339. „Vielmehr," schreibt er

S. 319, „war in Deutschland und Skandinavien der Eifer der christlichen Priester mit nur zu großem Erfolg bemüht, das Heidentum bis auf die letzten Spuren zu tilgen. Nach Island flüchteten sich die freiesten Männer Norwegens vor der Allgewalt Haralds des Schönhaarigen und nahmen diese Götter- und Heldengesänge mit. — Selbst von den Mythen der jüngeren Edda hat schon Grimm geurteilt, daß sie uns reiner und ursprünglicher überliefert sind als selbst die griechischen." (S. 331.) Von vielen dieser alten Lieder urteilt Simrock: „In wildkühner Erhabenheit scheinen sie mir hoch über allem zu schweben, was bis auf Goethes Faust eine moderne Litteratur darbietet." (Ebend.) — Vielmehr klingen tief in allen Sagen und Mythologien der Völker die großen Wahrheiten immer noch nach, die Noah und seine Söhne von der vorsintflutlichen Welt herbrachten und die ein Gemeingut aller Nationen blieben, auch als diese sich in der Ebene von Sinear trennten. So glaubten auch diese nordischen Völker an obere Fürsten des Lichts, die stets kämpfen mit den Fürsten und Mächten der Finsternis, jedoch so, daß Gott auch letzteren einige Gewalt und einiges Recht zuläßt und sich die letzte Entscheidung vorbehält. In „Oegisdrecka", Odins Trinkgelage, auch Lokaglepsa, Lokis Zähnefletschen genannt, kommt der böse Loki uneingeladen zum Fest der Götter (Hiob 1, 6); er beruft sich auf sein altes Recht, dabei zu sein, tötet den Diener Funafengr, als die Asen seine gute Bedienung rühmen, „denn das mag er nicht hören", und stellt mit wahrhaft teuflischem Hohn diesen Halbgöttern alte Schuld und alte Sünden vor. — Endlich wird er gebunden, bis die Flamme die Walhalla frißt. (Vergl. Off. 20, 2.)

Großartig beschreibt uns diese skandinavische Mythologie das Ende der Tage. — Odin, am Toben der aus dem

Weltmeer auftauchenden, die ganze Erde umschlingenden Midgardschlange — wie biblisch! — und auch aus den Runen (Weissagungen) erkennend, daß nun der letzte Kampf bevorsteht, bricht, auf dem Regenbogen reitend, mit seinen leuchtenden Kriegern zu den 500 Thoren der Walhalla kampffreudig hervor (vergl. Offenb. 19, 11—14), während der Wolf Fenris den Mond frißt, die bleiche Hela das furchtbare Haupt aus der Unterwelt erhebt und die drei Nornen wehklagend die die Zukunft meldenden Runenstäbe zerbrechen; denn nun fängt die Ewigkeit an. Im furchtbaren Kampf geht die alte Welt mit ihren Helden unter.

Davon singt die Völuspà (das Spähen der Völa, das Schauen der Prophetin):

„Sie (die Toten) bangen alle — In Helas Banden, — Bevor sie Surturs — Flamme verschlingt. — Schwarz wird die Sonne, — Die Erde sinkt ins Meer, — Vom Himmel fallen — Die heiteren Sterne. — Glutwirbel umwühlen — Den allnährenden Weltbaum, — Die heiße Lohe — Beleckt den Himmel."

Aber aus den Flammen entsteht eine unvergängliche Lichtwelt und über diese herrscht ewig der einst vom bösen Loki getötete, nun auferstandene Sonnengott Baldur.

„Da werden sich wieder — Die wundersamen — Goldenen Scheiben (Gesetzestafeln) — Im Grase finden. — Da werden unbesät — Die Äcker tragen, — Alles Böse schwindet, — Baldur kehrt wieder. — Wißt ihr was das bedeutet? — Einen Saal seh ich — Heller als die Sonne, — Mit Gold bedeckt — Auf Gimils Höhen: — Da werden werte — Fürsten wohnen — Und ohn Ende — Der Ehren genießen. — Da reitet der Mächtige — Zum Rat der Götter, — Der Starke von Oben, — Der Alles steuert. — Den Streit entscheidet er, —

Schlichtet Zwiste — Und ordnet ewige — Satzungen an. — Wißt ihr was das bedeutet?" —

Das ist Poesie, weil es wahr ist; und das ist wahr, weil es poetisch ist! — Solche konkreten, aus göttlichen Ahnungen des Wahren und aus einem großartigen, ernsten Anschauen der Natur durch Männer, die in und mit dieser Natur lebten, die Auge in Auge mit ihr kämpften und starben, gewonnene Anschauungen sind, mögen dabei die Namen lauten wie sie wollen, ungleich besser und wertvoller als die verwässerten und vernebelten Vorstellungen so vieler Gebildeten heutzutage, wonach die Annahme, daß möglicherweise einst, jedoch in jedenfalls sehr ferner Zukunft einigermaßen ideale, vorderhand nicht näher zu bezeichnende Zustände eines verhältnismäßigen Glücks, beziehungsweise einer gewissen Glückseligkeit, nicht ohne weiteres abzuweisen sei, ja daß dabei die Hypothese eines etwaigen, mehr oder weniger individuellen Eingreifens eines als höchste Ursache im Weltall zu denkenden Wesens nicht absolut und ohne vorherige wissenschaftliche Prüfung als durchaus unannehmbar zu bezeichnen ist, u. s. w.

Einen Gott erkennt überall die Menschheit aus der Natur. „Obgleich sie wußten, daß ein Gott sei" (Röm. 1). — Der Polytheismus der Ägypter und der Griechen und auch der des jetzigen Italieners und Spaniers, von denen jeder zu seinem Heiligen betet, ist nur ein Desaggregatzustand des ursprünglichen Glaubens. Denn zu mächtig ist der Drang alles Erschaffenen nach dem großen Eins; zu wahr das Wort: „Niemand kann zwei Herren dienen"; — und soviel Logik hat auch der Wilde, daß er erkennt, von zwei Göttern kann nur

einer der wahre sein. Auch die dem Fetischismus verfallenen Völker sind Monotheisten geblieben. Nebst und über vielen Götzen und Gegenständen ihrer Anbetung glauben die Ostjaken doch an „Turum", den großen Gott, der die Schicksale der Welt lenkt; die Samojeden ebenso an den einzigen Gott „Num", der alles sieht und weiß und die Welt geschaffen hat und erhält. Auch die alten Götter der Urvölker, die vielfach ursprünglich historische Menschen waren, ein Vulkan, Nimrod, Herkules, Theseus, Osiris und Zeus, Odin und Thor, waren ihnen keine Götter in unserem Sinne, wie das auch in ihrer Mythologie klar liegt, sondern diese Halbgötter, die auch die Bibel lehrt (1. Mos. 6, 2 und 4), sind der Vereinigung der überirdischen, wohl, wie schon die Druiden lehrten, auf den Sonnen wohnenden Söhnen Gottes (Hiob) mit den Töchtern der Planetenbewohner entsprungen; zugleich eine tief symbolische That und Darstellung der Befruchtung der weiblichen Erden durch die primären und männlichen Sonnen. Weil sie ihnen nur halbe Götter waren und obgleich sie dieselben einerseits als die Hüter und Verwalter der Gerechtigkeit darstellten, was in seiner Art selbst ein Nero war, so dichteten sie ihnen doch allerlei nicht nur Menschliches, sondern Lasterhaftes an, was auch völlig mit der biblischen Erzählung von jenen „Riesen und Helden" stimmt, „die von jeher Männer von Ruhm gewesen sind" und die Erde mit Gewaltthat füllten. — So lehrten die Juden, daß es außer Israel 70 Völker auf der Erde gebe, wovon jedes über sich einen Himmelsfürst oder Gott, die 70 Sarim, habe, in deren Namen sie wandeln, während es Israel allein gestattet sei, im Namen Jehovahs zu wandeln. (Siehe Dan. 10, 13. 21: „Der Fürst von Persien und der Fürst von Javan", Griechenland.) So ist der von Allfadur erzeugte Odin nicht ein Urgott, sondern ein göttlich verehrter Held, zum Typus des auf Erden

gefallenen göttlichen Urmenschen geworden. Siehe die Edda. Er nennt sich selbst Ganglari, den Wandelnden, auch Wegtam, den Wegmüden, auch einmal den blinden Pilger; er ist „der müde Gast auf der dunklen Erde" und führt als solcher unzählige Namen. So fürchtet er stets, daß seine zwei Raben, Munin und Hugin, der Gedanke und das Gedächtnis, die ihm alles melden, was auf der Welt geschieht, nicht mehr zurückkehren. (Grimnismal, 20.) So fragt er, der Asenkönig, in Wegtamsvida die tote Völa, wie Saul die Hexe von Endor, fragt den König Geirröd um die eigene Zukunft. So ist er einäugig; denn er mußte ein Auge als Pfand für die Unterwelt lassen, als ihn gelüstete, alles zu wissen; d. h. es trübte sich ihm der Blick, als er von dem Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen aß. Und endlich geht er in Ragnarök, der Götterdämmerung, zu Grund. — Welch schönes Bild des Menschen und seiner Geschichte auf Erden! Und eben so tief und wahr ist die sinnbildliche Figur Thors, seines Sohns. Ist Odin der gefallene Elohim, der Adam, so stellt Thor die Söhne desselben dar, wie sie mit den Naturkräften kämpfen und sich die Welt unterwerfen möchten. Thor mit seinem Hammer, dem Blitz, ist Prometheus, der Menschensohn, der den Göttern das Feuer, dieses Element des Zorns und der Macht Gottes, geraubt hat. Wohl fährt er damit nach Jötunheim, wo die alten Naturriesen wohnen, um ihnen den Kessel, darin göttlicher Trunk der Freude und der Unsterblichkeit gebraut wird, abzugewinnen, und vermeint, den Kampf leicht zu bestehen; wohl legt er den Kraftgürtel seiner Gottesebenbildlichkeit an, und haut tiefe Narben in das Gesicht der alten Erde ein; aber er muß mit Spott abfahren, denn auch er kann das Trinkhorn des Meeres nicht leeren, kann nicht die Katze, die Midgardschlange, die die Erde umringt, vom Boden heben,

kann nicht das alte Weib, den Tod, im Ringkampf werfen. Und die Urriesen rufen ihm höhnisch nach: Thor! Besser nicht mehr nach Jötunheim kommen!

Über diesen Göttern in demselben Sinn, in dem der göttliche Sänger ausruft und Christus es bestätigt: „Ich habe es gesagt: Ihr seid Elohim!“ aber stand, das wußten alle Einsichtigen unter diesen alten Völkern, der unsichtbare, ewige, einige Gott. — Wie die ägyptischen Priester dem Eingeweihten den einzigen Gott Ptah, den „Vater der Väter der Götter, den Schöpfer aller Wesen“ offenbarten und ihn „Ua en Ua,“ das Eins aus dem Eins, den Einen aus dem Einen nannten; wie vor dem von Saturn gezeugten Zeus und allen Göttern des Olymp der alte Demiurgos war, und die Skandinavier an den Allfadur, der Odin und alle Götter erzeugt habe, glaubten; wie die Perser Ormuzd, Mithras und Ahriman verehrten, über ihnen aber Zeruane Akherene, das höchste Wesen, stand; so sprachen Sokrates und Plato, Marc-Aurel und Cicero stets nur von „der Gottheit“ oder von Gott als dem Eins; und alle Mythologien lehren den endlichen Sieg eines Gottes des Guten. Allerdings ist auch in der Natur dieser Gott ein „verborgener Gott“, denn er hat sich einstweilen von der sündigen Menschheit in die Himmel der Himmel zurückgezogen, oder richtiger gesagt, diese Menschheit hat sich selbst durch die Sünde so von ihm geschieden, sich selbst so geblendet, daß sie Ihn nicht mehr sieht, und wenn Er vor ihr stünde. Deshalb ist von jeher das Schreien und Rufen der Menschheit, wie das der Athener, „dem unbekannten Gott“ geweiht, so sehr Satan auch von jeher sich bemühte, in dasselbe sich einzuschleichen, es auf sich zu beziehen und sich ihre Anbetung anzueignen, was ihm bei den Kindern des Zorns stets nur zu gut gelang. Indessen nimmt Gott als gütiger Vater seiner Geschöpfe auch Bitten

an, die unter falscher Adresse an ihn gerichtet sind, und so hat er erwiesenermaßen Millionen von gläubigen Gebeten um irdische und geistige Güter, um Hilfe und Errettung an Ormuzd und Osiris, an Zeus und Allah, an Odin und Balder und an den „großen Geist" gütigst erhört. „O Zeus!" ruft der Chor im Agamemnon von Äschylus, „wer du auch seiest, der du die Menschen durch Leiden zum Denken führst, wenn dieser Name dir zusagt, so will ich dich darunter anrufen". So betete der römische Philosoph Proclus zu Pallas Athene, unter der er sich die göttliche Weisheit denkt: „Von grausamer Not getrieben, mit Bitten beladen, trete ich vor dich. Erhöre mein Flehen! Viel und mancherlei Ungöttliches begehe ich, ich Thor; das sagt mir nur zu sehr mein Gewissen! Laß mich nicht der furchtbaren Strafe zum Raub werden! Schenke mir Weisheit und die Liebe, die vom dunklen irdischen Thal mich erhebe bis zu den hohen Wohnungen des trefflichen Vaters!" — Aber, wenden einige Christen ein, dieses Beten geschah nicht im Namen Christi! — Nein, wie das der alttestamentlichen Väter auch nicht; spricht doch Christus selbst zu seinen Aposteln: „Bisher habt ihr nichts gebetet in meinem Namen". Doch brachte Er, der unbekannte Vermittler, auch diese Gebete und dieses Seufzen seiner Geschöpfe dem Vater dar. — Denn es steht geschrieben: „Du erhöreſt Gebet! Darum kommt alles Fleisch zu dir" (Ps. 65, 3). Und so wird Gott auch Millionen aus allen Nationen einst erretten, die auf Erden ihn nicht persönlich kannten. (Siehe bei Matth. 25 das Gericht, nicht der Christen, sondern der Völker, „Vor ihm werden versammelt werden alle Nationen, und er wird sie von einander scheiden wie der Hirte die Schafe von den Böcken scheidet".)

Nicht nur gibt es kein Volk ohne Religion, sondern das Leben wie des einzelnen, so der Völker, ist Religion

oder Irreligion; die Welt, das Dasein ist Religion; die Weltgeschichte ist Religion, ist der stets tobende Kampf des Guten und Göttlichen mit dem Bösen und Teuflischen, der Kampf des Glaubens und des Unglaubens, wie Goethe es aussprach. — Das erkennt noch nicht der vom tausendfachen Leben umrauschte Jüngling, wohl aber der am Abend seines Lebens stehende Greis. Ihm reduziert sich alles auf diese zwei Prinzipien des Ja und des Nein, und immer geringer und endlich gleichgültig wird ihm eine physikalisch-chemische, atomistische oder ätherische Weltauffassung. — So weit waren die alten Völker; ihr ganzes Leben war Religion. So rühmten sich stolz die Römer: „Wir sind das religiöseste Volk der Welt". Ob sie aßen oder tranken, feierten oder arbeiteten, Krieg führten oder Frieden schlossen, sie thaten es ihren Göttern und das war ihre Kraft. „Der religiöse Kultus," sagt L. v. Ranke (Weltgesch. I. Bd. S. 11), „ist das vornehmste Geschäft des Ägypters; es gibt eigentlich nichts Profanes in diesem Land!" Der Tempel, das war Ziel, Zweck und Inbegriff der Bau- und andrer Künste; sie sagten sprichwörtlich: „Was kümmert's mich, ob mein Haus klein und eng, wenn nur Gottes Haus schön und reich ist." Heutzutage denken wir umgekehrt.

Schön ist diese imposanteste Erscheinung der Weltgeschichte, diese großartige Übereinstimmung aller Völker, dieser consensus gentium, auf den schon die Alten mit Recht soviel Wert legten und den auch wir für gewichtiger halten als die spitzfindigen Beweisführungen einzelner Gelehrten. — Der Menschheit offenbart das Weltall einen Gott! Und so ruft Paulus aus: „daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar; denn Gott hat es ihnen geoffenbart damit, daß Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft

und Gottheit, wird ersehen, so man deß wahrnimmt an seinen Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt." Freilich fährt er fort: „Obgleich sie wußten, daß ein Gott ist, haben sie ihn nicht gepreiset als einen Gott noch gedankt, sondern verfielen in ihren Überlegungen in Thorheit, und ihr unverständiges Herz ward verfinstert," wie an der späteren und thörichten Ausbildung der Mythologien, und am Gebahren der Materialisten zu allen Zeiten zu sehen ist.

Dieses Buch der Natur, das uns Gottes ewige Kraft und Gottheit verkündigt, ist nicht in der Art ein religiöses Handbuch, daß daraus nach einander alle göttlichen Eigenschaften und sein Thun den Menschen gegenüber erkannt und bewiesen werden könnten. Die Natur offenbart uns Gott als Schöpfer Himmels und der Erde, aber nicht als Erlöser; denn sie ist das Werk des Jehovah Christus, als des Stellvertreters und Ebenbilds des Ewigen Vaters, nicht des menschgewordenen Sohnes. Von dieser nicht nach Naturgesetzen geschehenen, sondern übernatürlichen Menschwerdung und neuen Offenbarung Gottes weiß die Natur nichts und ebensowenig vom Heiligen Geist, obgleich sie vom Geist Gottes durchweht, nur durch diesen Hauch des Lebens existiert. So können wir den Kern und die Hauptsache des Christentums, die Um- und Bekehrung des Menschen zu Gott, die Erlösung durch Christi Tod, die Heiligung durch den Heiligen Geist und alles, was mit diesen höheren Absichten Gottes zusammenhängt, seine Führungen und seine Treue seinen Kindern gegenüber, Gebetserhörungen und Wunder nicht aus dem Buche der Natur lernen, weil das nicht darin steht. Stünde es darin, so bedürfte der Mensch keiner andern Offenbarung. Auch hätten die weisen Heiden, von denen so manche mit rührender Treue und Einfalt die Natur studierten,

es längst gefunden, ebenso wie sie darin die Offenbarung eines einzigen und unsichtbaren, allmächtigen und allweisen Schöpfers fanden.

Darauf, daß die Natur wie die Kunst wohl göttlich, aber nicht christlich ist, gründet sich das Ungenügende, das mancher Christ bei ihrer Betrachtung empfindet. Denn es gibt Menschen, denen Gott sich mehr als Schöpfer und Vater aller Geister, Geber aller guten Gaben offenbart, als der Gott, in dem wir leben, weben und sind, und von dem es heißt: „und Gott wird einst alles in allem sein!“ — Solchen ist seine Schöpfung, die Natur, vorzugsweise verständlich und auch erbaulich, d. h. sie dient ihnen zu einer Er- und Aufbauung im Geist in Gott. Andern offenbart sich Gott vorzugsweise als das fleischgewordene Wort, als redemptor mundi und lieber Heiland, den Seinen nur bekannt; andre endlich gibt es, die in der Macht und Kraft des Heiligen Geistes die Welt richten um der Gerechtigkeit und der Sünde willen. Diesen zwei Kategorien erscheint die Betrachtung der Natur, der Schöpfung, oft nicht hinreichend erbaulich. Sie bietet ihnen keine Fülle desjenigen geistigen Stoffes, den ihre religiöse Persönlichkeit am liebsten assimiliert. Ohne hier zu richten, bemerken wir, daß nach unserm Dafürhalten die Erkenntnis des Vaters die granitene Basis bildet der gewaltigen Pyramide der Dreieinigkeit, und daß die Christen, die vorschnell zum Sohn und Heiland vordringen, ohne die erste elementare Offenbarung Gottes, das Gesetz der Natur und das Gesetz Moses, absolviert zu haben, oft lebenslang in ängstlicher Unsicherheit um Gottes Reich und Macht verbleiben. Christus ist ihnen wohl der subjektive liebe Heiland, aber zu sehr der von der Welt verkannte und verworfene, zu wenig dagegen auch der Gott, durch den und für den alle Dinge geschaffen worden sind, der große Werkmeister, dem

Gott der Vater auftrug, seinen Schöpfungsplan auszubauen, der Erstgeborene aller Geschöpfe und der Inbegriff alles Erschaffenen oder, wie die Kabbala den Maschiah nennt, „die Idee des Weltalls".

Wer zu seinem Glauben das auf die Schöpfung und auf die Natur gründende Alte Testament entbehren zu können vermeint, gleicht einem, der die Grundmauer und den Unterbau eines Palastes abbricht, weil er im Oberbau erst die vollendete Schönheit habe, oder einem, der herrliche Früchte bewundern und genießen möchte, aber dabei Stamm und Wurzel für überflüssig hält. Die Bibel lehrt Christum nicht nur als den Heiland seiner kleinen Herde, sondern als den wahren König und Herrn der sichtbaren und unsichtbaren Schöpfung, als den, der alle Dinge geschaffen, erlöst hat und einst vollkommen erlösen wird, als den König und Herrn des neuen Himmels und der neuen Erde.

Obiges Gesetz der Zuspitzung in der Natur schließt die ungeheure Größe des höchsten und letzten Prinzips in sich. Diese Ursache aller Ursachen muß logisch zum mindesten ebenso groß sein als alle diese Ursachen zusammen, diese Kraft, die sich in Millionen von Kraftwirkungen äußert, muß mindestens der Gesamtheit dieser Kräfte gleichkommen. Daß wir aber nicht alle Ursachen und ihre Wirkungen und nicht alle Kräfte und ihre Außerungen kennen, sagt uns jeden Augenblick der gesunde Verstand bei der Anschauung dieser Natur. Folglich muß das höchste Prinzip, die letzte Ursache, die Kraft aller Kräfte, die Summa unsrer Vorstellungen, d. h. unsre ganze Weltanschauung noch um ein Beträchtliches übersteigen, ja sie

kann unendlich größer sein als diese; ein Eindruck, der oft überwältigend den Astronomen überkommt, wenn seine Denkkraft erlahmt bei dem Versuche, das Weltall zu fassen.

So enthält die Natur das Gesetz der Größe Gottes. Sie ist uns dazu gegeben, damit wir diese Größe nicht bloß theoretisch glauben, sondern von derselben eine lebendige Anschauung gewinnen. — Weil unser Gott so klein, sind wir es auch. Aber ein kleiner Gott ist kein Gott. — Entweder gibt es keinen: dann ist alles Zufall, alles unerklärlich und unbegreiflich, die Welt ein Kreis ohne Zentrum, eine Wirkung ohne Ursache, eine Frage ohne Antwort; dann lohnt es sich nicht mehr zu denken! — Oder es gibt einen Gott, dann ist Er, wie gesagt, unendlich; denn so unfaßlich groß sein Werk, so ist doch der Meister stets beträchtlich größer als seine Schöpfung. Dann kann nichts in der Welt uns so groß machen, als das geistige Anschauen dieser seiner Größe. — Weil aber jede geistige Vorstellung auf leiblicher gründet, so bildet zeitliche, räumliche und stoffliche Größe die notwendige Basis unsrer Vorstellungen von einem großen Gott. Hätte er die Erde in ewigen, undurchdringlichen Nebel gehüllt, so daß wir von Sonne, Mond und Sternen nichts gewußt, dazu ihre Oberfläche zu einer großen Wiese mit einigen Bäumchen gestaltet, und endlich uns so geschaffen, daß wir nur hundert Meter weit sehen könnten, so wären unser geistiges Leben und unsre Begriffe von Ihm entsprechend klein und ärmlich geblieben. — Wie groß ist aber das Thun Gottes! — Er rührt ein wenig die Erdaxe an, und es entstehen Jahreszeiten mit unermeßlichen, materiellen und geistigen Konsequenzen. — Er richtet drei Axen im Stoff auf, und daraus erblüht die prachtvolle, unerschöpfliche Welt der Krystalle. — Er hüllt die Erde in eine weiche unsichtbare Luftdecke ein, und es

beginnt der ungeheure Kreislauf der Gewässer und der Schall und das Wort. — Er fährt mit der Fingerspitze über die Gestalt des in seinem Bilde geschaffenen Adam, und es wird zu einer entzückenden Variation, zum Weib! — Denn was dieser größte Künstler anrührt, überzieht sich mit Schönheit. — So predigt uns seine Natur einen unfaßbar großen Schöpfer und erhebt uns zugleich über unsre niederdrückende Kleinheit. Denn wir sind aus Ihm geboren und unsre Seele dürstet nach Größe. Wo ist ein Mensch, ein Kind, ein Wilder oder ein Gebildeter, der nicht schon an materieller Größe seine Freude hätte?

Groß ist überall diese Natur; auch in ihrer oft fast erdrückenden Einförmigkeit, in der unaufhörlichen und doch nicht ermüdenden Wiederholung desselben Wortes, im gleichmäßigen Plätschern der Wellen oder des rieselnden, murmelnden Baches. — Groß das Meer, so einfach, so unendlich, so wechselnd, ob in fast himmlischer Ruhe sich sonnend, ob wütend seine Ufer peitschend und mühsame Menschenwerke verschlingend, eine geheimnisvolle Macht und Welt der Tiefe, wenn bei Weststurm und kein Land in Sicht, tagelang kryställhelle, grüne Wasserberge mit schäumenden Mähnen, voll wilder Kraft und triumphierendem Leben, brausend, rauschend, sich überstürzend, in höchster Lust und Hast unaufhörlich daherjagen. — Groß die Wüste, Bahr el Schaitan, das Meer des Satan, wie der Araber sie nennt, wenn am schon heißen Himmel die weißglühende Sonnenscheibe über der endlosen gelben Fläche aufgeht, sie mit Lichtströmen und sengender Hitze übergießend, — und die wilden Söhne der Sahara fallen nieder und rufen anbetend: „Allah, In Allah! Ras allulah!“ — Groß die in sechsmonatlicher Nacht erstarrte Polarwelt, wenn unter prachtvollem Sternenhimmel kryställene kühne Eispaläste in die kalte Luft

emporragen und plötzlich knisternde Nordlichter, blitzschnell wechselnd, phantastische blaue, grüne und purpurne Lichtgewölbe am Himmel aufbauen. — Groß auch die wilde, kahle Steppe, wenn abends über der weiten schweigsamen Ebene der blutrote Mond langsam aufgeht, und hundert Meilen in der Runde ragt nichts auch nur haushoch empor. — Und wie schön die herrliche Alpenwelt! — Größer noch ist die Pracht der Anden. Einfacher, ruhiger, großartiger erheben sie sich weit höher mit ihren ungeheuren fleckenlosen Schneegipfeln, mit ihren flammenden Vulkanen, mit ihrer einen Kontinent und den Stillen Ocean überschauenden Aussicht! — Doch noch majestätischer, großartiger ist das Weltall, das sich in hellen Nächten dem Sternkundigen erschließt. Da sieht er sie, die gotterschaffenen Riesen, schweigend durch Äonen wandelnd, vielleicht in einer, nur unsterblichen Ohren vernehmlichen Sphärenharmonie, wie im kunstvollen Tanz dahineilend; den roten Mars mit seinen blauen Meeren und schneebedeckten Polen, den wolkenumgürteten, im fahlen Rot unter Wolken noch düster glimmenden Jupiter, von Monden umflogen, den ringreichen Saturn, Uranus und Neptun in majestätischem Flug die Sonne bald schneller, bald langsamer umkreisend. — Und auf dieser ihrer Königin und Mutter, auf diesem Glutocean, wo in unaufhörlichem, unbegreiflichem Lebenssturm die Kräfte der Natur toben, sieht er farbige Lichtströme viele Tausend Kilometer hoch wie goldene Ähren, wie rosafarbige Palmbäume aufschießen, um als Sonnenregen, als Lichtfluten wieder niederzufallen.

Und weit über unsrer Sonnenfamilie sieht er Tausende andrer Sonnen durch die Abgründe des Raumes schweben, purpurn und smaragdgrün, goldgelb und hellweiß, einzeln und zu zwei und drei und vielen verbunden, im ewigen Reigen sich drehend, die einen majestätisch langsam, die andern unbegreiflich

schnell hinrasend durch brennende Weltnebel hindurch, an halberloschenen, noch je und je aufflammenden roten Sonnen und an andern immer heller erglühenden vorbei; an Nebelsternen, wo im heißen Kerne eine Sonne geboren wird, an Sternhaufen, aus Tausenden von verwandten Sonnen bestehend, vorüber, immer weiter, unbekannten, großen Zielen zu.

Aber fliegt auch der gewaltige Regulus über vier Millionen Kilometer täglich dahin, und flöge der Mensch ebenso schnell fünfhundert Millionen Jahre und noch einmal soviel in immer gerader Linie fort, so käme er dem Ende von Gottes Weltall um nichts näher! Immer ist Er da! immer „allgegenwärtig!" — In jenen uns unbekannten Fernen, von denen selbst der Lichtstrahl, ermattet, uns keine Kunde mehr bringt, ist Er es, dessen Wille die Sonnen im Raum erhält, dessen Hauch sie fortweht, dessen Wärme sie durchglüht, dessen Leben sie belebt, der auch dort wie auf Erden jedes Atom und jedes Molekül sieht, wägt und regiert. Und während Er in den Himmeln der Himmel, in unnahbares Licht gehüllt, wandelt, neue Welten schaffend, bei deren Anblick die Morgensterne jubeln und jauchzen alle Söhne Gottes (Hiob 38, 4—9) und Er spricht: „Es ist sehr gut" und die göttliche Freude aufwallt von Ewigkeit zu Ewigkeit, und ihn loben die starken Engel im Licht und die Teufel im Feuerzorn, schaut Er auch auf dieser unsrer kleinen, in ihrer Bahn dahineilenden Erde dich und mich und jeden der tausendfünfhundert Millionen Menschen, die darauf wohnen. „In dem Augenblick, wo du dies liesest, sieht Er dir ins Herz hinein und erkennt alle deine Gedanken, aber ebenso die aller deiner Mitmenschen und alles Träumen der Millionen, die jetzt im Erdschatten im Schlafe liegen. In diesem Augenblick sieht Er auf der dahinfliegenden Erde alle die Kranken und Elenden, die Bettler in ihrer Not

und die Könige in ihrer Pracht, die Tausende, die sich im Kampfe erwürgen, die Schiffer, die mit dem Sturm kämpfen, die Verbrecher, die in der Nacht lauern, die Gefangenen und die Wahnsinnigen, die mit Schweiß und Todesröcheln Scheidenden, die neugeborenen Kindlein, dazu alle Löwen in der Wüste, alle Raben in den Lüften und jedes Vöglein im Nest. Kein Käferlein im Gras, dessen Weg Ihm verborgen, kein Fischlein im tiefsten Meer, dessen Thun ihm unbekannt, kein Blatt an einem Baum auf der ganzen Erde, dessen Form und Größe Er nicht wüßte, daß ohne sein Wissen und Wollen welk herabfiele. — Und während Er diese ganze Welt regiert, versorgt, nährt und beherrscht, schaut Er noch unverwandt im Wassertröpflein im Bach und im Teich, im Strom und im Meer die Millionen von Infusorien, die sich darin tummeln; und gibt einem jeden Leben und Nahrung, denn in Ihm lebt, webt und ist alles, was existiert." (Better, das erste Blatt der Bibel.) Und entdeckt irgendwo gespannt ein Astronom im Fernrohr auf dem Mars ein neues Fleckchen oder einen Doppelkanal, oder ein Mikrograph nach langem Suchen im Mikroskop am Panzer einer Diatomee neue Querstreifen, so schauen es gleichzeitig die Flammenaugen dessen, der den Mars mit mächtiger Hand hält, der die Diatomeen gezeichnet hat, und vor dem die Finsternis hell und der Abgrund licht ist.

Er hört alles, was auf dieser Erde klingt und schallt und tönt, die Meereswogen und den Sturm, den Wind und die Quelle, Löwengebrüll und Nachtigallengesang, alles Schreien, Rufen, Klagen, Jauchzen aller Kreaturen, allen Schall und Klang und Laut, womit sie ihr Lieben und Hassen, ihre Angst und Not, ihr Sehnen und Flehen aussprechen, alles Lachen und Weinen, Beten und Fluchen von allen Menschen. — Alles das hört Gott der Herr, in diesem unaufhörlichen Gesang

der Terra, in diesem ewigen Lied der Schöpfung, das täglich, stündlich zu ihm hinaufsteigt, und erkennt darin alles Dichten und Trachten seiner Geschöpfe, und alsobald steht es auch fixiert im großen Phonograph des Weltalls für den Tag des Gerichts und der Verantwortung. „Die Luft," sagt Böhme, „wird am jüngsten Tage alle Worte wiedergeben, zu deren Machen sie gedient hat." — Was werden da die Mauern und Wände so mancher Spelunken und Kneipen für Flüche, Zoten und schmutziges Geschwätz, mit dem sie jahrelang durchtränkt und infiziert wurden, wiedergeben, und wieviel ernstes Gebet, freudiges Lob, herzlicher Dank zu Gott wird wiederschallen aus so mancher Dach- und Kranken- und Witwenkammer und aus durch Gottesdienst geheiligten Kirchen? — Vor der Majestät dieses Gottes ist nichts groß, noch stark, noch ewig, denn Er kennt den Anfang alles Erschaffenen; noch klein, noch unbedeutend, noch vergänglich, denn das All ruht in Seiner Ewigkeit. Nahe und ferne ist vor Ihm ein Ding; die Himmel der Himmel umfassen Ihn nicht, und im kleinsten Kreis, den du noch durchs Vergrößerungsglas siehst, ist Er mit allen seinen Kräften. Er ist alles, was du bist, und ist alles, was du nicht bist. In Ihm leben, weben und sind wir, und erfassen Ihn doch nicht. Aber unaufhörlich erfaßt Er alle Äußerungen unsers Seins, und keine ist, die außer ihm geschähe!

Diese Natur offenbart ferner das Gesetz der Kraft. Das All ist Kraft. Was wäre der Stoff ohne Kraft, ohne Kräfte? Unsichtbar, unhörbar, unfühlbar! wäre tot, existierte für uns nicht; denn was wir an ihm noch wahrnehmen, ist nicht sein uns hienieden ewig verborgenes Sein an sich, sondern die

Kräfte, die ihn beleben. Und diese Kräfte laufen in einer Kraft zusammen, in einem Gott der Kraft, dessen Kräfte diese ungeheure Schöpfung erhalten, wie geschrieben steht: „auf daß seine ewige Kraft erkannt werde an den Werken der Schöpfung." Sein Wollen, das ist die Kraft, die das Weltall durchströmt und die Sonnen in ihren Bahnen bewegt; und wollte Er morgen nicht, so erlöschten sie plötzlich und hielten im Flug inne; ersterben würde alles, was Odem hat und die Welten bröckelten langsam in der ewigen Nacht und Totenstille ab. — Wir, und auch wir Christen sprechen viel von Naturkräften, als ob eine tote Natur in sich und aus sich Kräfte haben könnte. Wenn es einen Gott gibt, so ist es seine Kraft, nicht die Schwerkraft, die die Weltkörper kreisend erhält, so ist Er es, der auf den Sonnen ungeheure, nie versiegende Kraftströme erzeugt und in den Weltraum hinaussendet; und seine Kraft ist es, die in Sonnenstrahlen für unsre Erde über zwei Milliarden Dampfpferdekraft beträgt! Unbegreifliche, unberechenbare Kräfte fluten durch das Weltall und alle sind: Gotteskraft! Ja, Gottes Kraft ist es, du blinder Mensch, die Gras und Korn in die Höhe treibt, durch Brot und Fleisch in dir Leben erzeugt, und dein Herz unaufhörlich schlagen läßt bis zur Stunde, wo er diese seine Kraft zurückzieht und es ewig still steht. „Du lässest aus deinen Odem, so werden sie geschaffen; du nimmst weg ihren Odem, so vergehen sie und werden wieder zu Staub" (Ps. 104, 29 und 30).

Ist es aber so, und ist dieser Gott der unbegreiflich große, über alle menschliche Vorstellung gewaltige, ewig flammende Urgrund alles Seins und alles Lebens, in dem und vermöge dessen Kraft die Weltalle und die Atome existieren, woher dann bei uns, die wir an Ihn glauben, der alltägliche Kleinmut und die Verzagtheit? Woher die ängstliche Menschenfurcht und

das Sichbeugen vor jedem Menschenwort und Urteil? Woher das ewige Bangen um das bißchen Existenz und Nahrung? — Leben, weben und sind wir nicht in Ihm? — und sollte Er, der am Himmel Millionen von Sonnen und im Wassertropfen tausend Millionen von Bazillen erhält, nicht auch dich, du winziges Sandkorn und Atom in seiner Schöpfung versorgen können auch ohne dein Zuthun und ebenso, wenn du heute Nacht stirbst, deine Kinder nach dir? — Oder traust du seiner Güte nicht? — Siehst du nicht wie reich, überreich, nobel sich dieser Gott in seiner Schöpfung zeigt. Nicht nur streut er wie Sand Sonnen am Himmel, — was liegt ihm an ein paar Millionen Welten mehr oder weniger? sind doch alle Völker der Erde vor Ihm wie der Tropfen, der am Eimer hängt! — sondern allenthalben und überall in seiner Schöpfung begegnen wir einem Reichtum, einer Verschwendung von Kraft und Leben und Lebenskeimen, von Farbe, Form und Ichheit, vor der wir staunend stehen. Nicht ein paar Blumen läßt Er am Weg als Schönheitsbeispiel hie und da aufgehen; nein, zu Millionen und Billionen entsprießen sie im Frühjahr und färben weithin rot und gelb und blau die Oberfläche der Erde, und „das Blühen will nicht enden". Am Don reitet dann der Kosak über die vorhin so tote Steppe, tagelang, von morgens bis abends durch einen Ocean von mannshohen Gräsern und Blüten hindurch, und richtet sich hoch in den Steigbügeln auf, um über das ihn umgebende Blumenmeer nach einem auf hohen Pfosten errichteten Militärposten auszulugen. — In den Nordmeeren aber fährt der Walfisch, eine schwimmende Welt, träge durch die mit ungezählten Millionen von kleinsten kaum linsengroßen Medusen gefüllten Fluten und frißt sich satt daran. Scorresby, dieser kühne Seefahrer und ernste Christ, berechnet, daß alle Menschen der Welt achtzigtausend Jahre lang an den in einer

Kubikmeile Meerwasser enthaltenen Tierchen zu zählen hätten. Und doch segelte er drei Tage lang durch den damit wie Sagosuppe gefüllten Ocean! Jedes Meduschen aber steht, wenn es entsteht, im „Haben" und wenn es vergeht, im „Soll" des großen göttlichen Hauptbuchs eingetragen.

Ja, eine unbegreifliche Fülle des göttlichen Lebens offenbart uns die Schöpfung, zeigt uns, wie in Hesekiels Gesicht, den Geist des Lebens, wie er als ein rauschender Strom in Billionen und aber Billionen von Atomen und Molekülen sich unaufhörlich ergießt und sie Tag und Nacht zu Lebenskeimen von unzähligen Pflanzen und Tieren umgestaltet.

Und welche göttliche Größe der Freude gibt sich oft dabei in der Natur kund! Alle Pessimisten der Welt können nicht hindern, daß im Frühjahr Lebenswonne millionenfach durch die Welt rieselt, durch Wald und Wiese, im Fisch und Vöglein und Mücklein, im Baum und Tier und Blume, im Jüngling und Mädchen und im dahinsinkenden Greis. — Gott ist ein Gott der Freude und der Wonne. Er, der befiehlt, daß schwarze, dürre, tote Äste im Frühling an allen Enden grünen und blühen und Früchte tragen, wird auch einst befehlen, daß diese gefesselte, leidende, verkrüppelte Schöpfung um uns und in uns grüne und wachse, daß unser dürres, kaltes, totes Herz, das nicht weiß, was wahre Freude ist, in Jubel ausbreche, und des Jauchzens und der Freude und Wonne und des ewigen Blühens und Früchtetragens wird kein Ende sein; denn triumphierende Freude, das ist Gottes Charakter.

Glaubst du aber mit diesem göttlichen Sehen alles dessen, was geschieht, von den fernsten Sternkreisen an bis zum kleinsten Aufgußtierchen im Wassertropfen, ja bis zum chemischen Atom, mit diesem göttlichen Hören zusammenprallender Sonnen und des Zirpens eines Käferleins im Gras dir eine richtige,

wenn auch noch so schwache Ahnung von Gottes Größe geistig erkämpft zu haben, so verzage und gib auf dein Beginnen! Denn diese ganze sichtbare Schöpfung vom Atom bis zu den fernsten Fixsternen hin, dieses abgefallene, in den harten Banden der Materie gefangene Weltall, dieses Gebiet und Reich des einst so mächtigen Lucifer, diese Schein- und Traumwelt Satans, ist ja, so unendlich sie uns erscheint, doch bloß ein unbedeutender Winkel des göttlichen Universums. Wie in einem herrlichen, Tausende von Morgen bedeckenden Park irgendwo ein abgelegenes Plätzchen, von Brennesseln und Unkraut überwuchert, in der großen Anlage übersehen und beiseite gelassen wird, so auch in der himmlischen und ewigen Schöpfung das bißchen vom Bösen überwucherte Weltall, das uns das göttliche All zu sein dünkt. Jenseits dieser hundert Millionen von Sonnen, die in solcher erschrecklichen Majestät durch Zeit und Raum wandeln, fängt erst recht, unübersehbar, durch die Ewigkeiten der Ewigkeiten sich hinstreckend, unendlich in Raum und Zeit, eine himmlische Schöpfung der Himmel der Himmel an. — Und das ist die eigentliche Haushaltung des lieben Gottes. Wie der Hausvater, obgleich der verlorene Sohn in die Fremde gezogen, mit seinem ältesten Sohne und seinem Gesinde sein Gut ruhig weiter verwaltet, so herrscht auch unser Gott, daneben seine gefallene Schöpfung immer noch versorgend, doch hauptsächlich in den Himmeln der Himmel, über Thronen und Herrschaften und Fürstentümer und Obrigkeiten, über Seraphim und Cherubim, ihnen und unendlichen andern sündenlosen Schöpfungen unendliche Lebensfülle stets spendend. — Und sie sprechen unaufhörlich: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth! Geheiligt werde dein Name! und schauen im ewigen Gott das wahre Sein — der du bist — und in der ewigen Schöpfung der Weltalle das Werden — dein Name werde geheiligt. — Sie rühret nicht

unsre rauhe Erdennot! Sie kümmert nicht der Abfall Satans und seiner Legionen. Vergangenheit und Zukunft gleich erkennend in der Gottheit, sind sie hoch über alle Vergänglichkeit und Endlichkeit erhaben und schauen ewig einen Gott an, heilig in seiner Schöpfung, heilig in allen Himmeln, heilig in allen Höllen, heilig in allen Formen seines endlosen Daseins, und in majestätischer, ewiger Ruhe hoch über alles Werden des Guten und des Bösen erhaben. Billig sollen wir darüber trauern, daß wir von diesen unsern herrlichen Brüdern im Licht, von der ganzen wahren, nicht gefallenen Lichtschöpfung Gottes, ja von unsern im Glauben dahingegangenen Lieben, die nun auch im Licht leben und sind, so gar nichts zu sehen vermögen, sondern blind und taub für das wahre Leben, gefesselt im Stoff, uns sehend dünken.

Das Sichemanzipierenwollen vom Gesetz der Größe Gottes bewirkt beim Menschen eine unvermeidliche geistige Verkümmerung, ein stetes Kleinerwerden. Die ganze Weltanschauung des Atheisten schrumpft zusammen, ja, wie wir in einem ersten Werk gesehen haben, er kommt schließlich dazu, das chemische, unsichtbar kleine Atömchen für seinen Gott zu halten! — Sage mir wie groß dein Gott, so weiß ich, wie groß du bist. Es gibt für den Menschen nur eine wahre Größe, nämlich, in einem großen, allmächtigen, allwissenden, allsehenden, allhörenden, allgütigen Gott zu leben.

Stellt uns die Schöpfung als Grundsatz die ungeheure Größe des Schöpfers dar, so nicht minder das logisch damit gegebene, das Weltall durchdringende, von manchen Christen nicht genügend anerkannte Gesetz der Kleinheit aller Geschöpfe

und auch des Menschen; auch eine notwendige Basis der biblischen Erkenntnis!

Einst schuf Gott im Spiel seiner Weisheit zu seiner, nicht zu unsrer Ehre Pflanzen und Tiere ohne Zahl, die Vögel des Himmels und die Fische des Meeres und sah, daß es gut war, auch ohne den Menschen. — Wohl setzte er ihn zum Beherrscher der Erde und ihrer Geschöpfe ein; aber nur von Eva heißt es: „denn das Weib ist für den Mann geschaffen"; von allen andern vor ihm geschaffenen Geschöpfen aber: „alle Dinge sind durch Christum und für Ihn geschaffen".

Wenn wir bedenken, daß über zwei Drittel der Erde mit Oceanen bedeckt sind, in denen hoch übereinander und auf deren Grund, in unterseeischen Wäldern so groß wie ganze Länder, Billionen und aber Billionen von Fischen, Mollusken, Korallen, Schwämmen und kleinsten Meertierchen sich tummeln, daß auf dem Lande in den großen Wäldern am Orinocco, auf den Pampas und in den Savannen, in den Steppen unzählige wilde Tiere weiden; in den Polargegenden Millionen von Seevögeln, Robben, Walrossen und Eisbären ihr Wesen treiben, und wenn wir dazu die ungezählten Billionen Infusorien, Bazillen und Mikroben rechnen, die das Weltmeer und die Luft, den Schnee und die Erde füllen, so erkennen wir, daß weitaus die meisten Geschöpfe auf Erden nie einen Menschen gesehen haben, noch von ihm gesehen worden sind, daß sie außerhalb seines Einflusses leben, seine Existenz nicht ahnen und nicht davon berührt würden, wenn das Menschengeschlecht unterginge. Die Geschöpfe sind nicht um des Menschen, sondern um ihrer selbst und um Gottes Willen da. Das lehrt uns die Natur und die Bibel, wenn sie auch wiederum lehrt, daß die seufzende Kreatur einst teilhaben werde an der Erlösung des Menschen.

Noch weniger sind für den Menschen und um seinetwillen die Weltkörper geschaffen, die am Himmelszelt funkeln. Schon der gesunde Menschenverstand sagt uns, daß Millionen für das bloße Auge unsichtbare Sonnen, manche viel größer als unsre, die majestätisch durch die Abgründe des Weltalls fliegen, mit Licht und Kraft und Wärme und Leben sie erfüllend, nicht bloß dazu geschaffen wurden, damit je und je ein Mensch durch sein Fernrohr am dunkeln Himmelszelt ein Lichtpünktlein erblicke. Gott hätte ja die Beleuchtung des nächtlichen Himmels unendlich leichter, billiger und auch effektvoller durch einige Dutzend nahegelegener farbiger Monde und ein paar Hundert Asteroïden bewerkstelligen können! Und was hat denn die Menschheit von den Sternen, die nie ein Mensch gesehen hat, noch selbst durch das Fernrohr sehen wird, und deren Existenz erst jetzt durch schwarze Pünktlein auf der photographischen Platte uns bewiesen wird?

Eine Beleidigung des Schöpfers ist es, anzunehmen, daß Er in den Ewigkeiten der Ewigkeiten nichts andres zu erdenken wußte, nichts andres zu erschaffen vermochte als tote Weltkörper, auf denen nichts Ihn lobt und preist, nichts Ihn erkennt, nichts und niemand Ihm für seine Existenz dankt, die zwecklos und wertlos ewig durch die Himmel fahren; während doch dieser Gott des Lebens auf dieser kleinen Erde in jedem Wassertröpfchen und unter jedem Moosblättlein lebende Wesen geschaffen und in Luft und Wasser Millionen von Lebenskeimen gelegt hat. — Weg mit solchem Frevel an der Weisheit und Majestät des „lebendigen“ Gottes! mit solchen ärmlichen Vorstellungen von Menschen, die gern allein bei Gott wohl daran sein möchten, als ob Er nicht „die Liebe“ wäre, unergründlich, unendlich, sich immer vermehrend, immer größer werdend, je mehr sie liebt, wie das Feuer, je mehr es verzehrt.

Ja, klein und unbedeutend ist und fühlt sich der Mensch in diesem wunderbaren göttlichen Weltall, und bei Anschauung dieser großen Natur möchte er wie der abfahrende Fischer in der Bretagne beten: „Herr Gott! hilf mir! Dein Meer ist so groß und mein Schifflein ist so klein!"

Die Verkennung dieses Gesetzes der Kleinheit des Menschen, und seiner Proportion zum Weltall und zur Erde, die er bewohnt, ein Verhältnis, dessen Grund uns völlig unbekannt, läßt den Menschen sich zu einem scheinbar großen Wesen aufblasen, das aber in Wahrheit hohl, leer, gehalt- und haltlos ist, ein Koloß, der umfällt, wenn eine Maus an ihm nagt. Das weiter zu beweisen, ist überflüssig.

Der Mensch ist leiblich klein, schon der Erde gegenüber. Man hat berechnet, daß alle Menschenwerke und Bauten, Schiffe und Häuser, Städte und Dörfer noch nicht eine Kubikmeile ausfüllten, und die Erde enthält über zweitausendsechshundert Millionen solche Kubikmeilen! — Aber er ist noch kleiner als seine Werke. Alle Menschen der Welt, sagen wir selbst rund eintausendsechshundert Millionen, hätten in einem Viereck von vierzig Kilometer oder acht Stunden Seite Platz, also in einem Kanton der Schweiz, wie Freiburg oder Zürich, und die übrige Erde wäre leer. Würde man sie etwas näher zusammendrängen, so könnten sie sich alle auf dem Bodensee aufstellen. Noch erstaunlicher ist die ebenso leicht zu kontrollierende, schon gemachte Berechnung, wonach, da durchschnittlich fünfzig Kubikdecimeter Inhalt auf den Menschen, Kinder und Erwachsene zusammengenommen, kommen, obige eintausendsechshundert Millionen einen Raum von achtzig Millionen Kubikmeter einnehmen. Da nun die Oberfläche des Bodensees fünfhundertvierzig Millionen Quadratmeter beträgt, so würde, wenn die ganze Menschheit darin ertränke,

der Wasserstand nur um fünfzehn Centimeter, also einen halben Fuß, steigen! — Und schon oft ist er in vierundzwanzig Stunden infolge von starken Regengüssen um soviel lautlos gestiegen! — So klein ist die Menschheit der großen Natur gegenüber! — Ach, der Grashalm und das Sandkorn und der Wassertropfen sind stärker als der Mensch; besiegen seine stärksten Festen, zerstören Theben, Ninive und Babylon! — So wiegt der einzelne Mensch durchschnittlich fünfundsiebzig Kilogramm, also nur ein achtundsiebzig Sextillionstel vom Gewicht der Erde, die selbst nur ein Sandkörnchen im Weltraum, an Größe $\frac{1}{1\,400\,000}$ der Sonne ist. Sieht man in der großartigen Alpenwelt oder in der Wüste von ferne so einen Menschen als winzigen Punkt langsam und mühselig sich vorwärts bewegen, so denkt man unwillkürlich: Kann ein solches Stäublein und Pünktlein im All der Herr der Schöpfung und eine ewige die Welt einst überlebende Seele sein?

Auch zeitlich klein ist der Mensch. Wie steht so fest und stark und wächst noch so freudig so manche Eiche und Linde, die schon hoch und groß ihr Laub gen Himmel streckte, als Luther noch in die Schule ging; und wie sind seitdem die Menschengeschlechter und die Reiche wie Laub gewachsen und verwelkt! — Und am Himmel braucht eine Sonne zwanzig Millionen Menschenjahre zu einem Umlauf! — Wie sein Leben so kurz, so ist auch gering seine Lebenskraft. So gegenüber von Infusorien und Bazillen, die monatelang einer Hitze und Kälte trotzen, die den Menschen in kurzer Zeit tötet; und so eine unsichtbare Bazille vernichtet ihn!

Gering ist auch seine vielgerühmte Macht über die Natur. — Wohl versteht er die Naturkräfte sich dienstbar zu machen und zu erstaunlichen Leistungen zu verwerten; aber nur solange sie folgsam und willig sind; regen sich die Elemente nur ein

wenig, oder bewegen sich gar die unterirdischen Kräfte und sprühen Feuer und Lava, so zittert ratlos dieser Herr der Schöpfung, und er und seine Werke verschwinden von der Erde. Furcht ist das Gepräge seines Lebens; Furcht vor der Natur, Furcht vor dem Leben und Furcht vor dem Tod, Furcht vor andern und Furcht vor sich selber! — Wir Menschen fürchten alles, nur Gott nicht.

Sind wir klein der Schöpfung gegenüber, so auch schwach in unsern Nachahmungsversuchen derselben. Was die Natur mit großartiger Sicherheit, mit unnachahmlicher Eleganz, vermöge der allereinfachsten Mittel spielend und schweigend zuwege bringt, machen wir ihr nach jahrtausendlangen Versuchen immer nur mit Ach und Krach, mit viel Lärm und Mühe äußerst unvollkommen nach. So läßt jede Pflanze, jeder Obstbaum, der mühe- und lautlos in anmutigem Leben aus Humus und Wasser Nahrungsstoffe, Wohlgerüche, Heilmittel aller Art verfertigt, alle unsre mühseligen mit Rauch und Lärm und Staub arbeitenden chemischen Fabriken und Spinnereien weit hinter sich. — So bleibt der Schwimmkäfer, so ein Dytiscus, ein für den Menschen unerreichbares Ideal von einem Luft- oder Kriegs- und auch Taucherschiff; denn er bewegt sich, stark gepanzert, mit großer Kraft und Gewandtheit auf dem Boden, schwimmt rasch auf dem Wasser und unter dem Wasser, taucht dann und geht ebenso zweckmäßig auf dem Grunde bei mitgenommenem Luftvorrat, ja fliegt dazu noch schnell durch die Luft! So gibt der Leuchtwurm schon seit Anfang der Schöpfung Röntgenstrahlen von sich. So spottet jedes im Sonnenscheine unermüdlich auf- und abtanzende Mücklein aller unsrer angeblich lenkbaren Luft- und Flugmaschinen.

Und ebenso steht's mit unsrer Kunst. Nicht mit Unrecht sagte Plato zu den großen Künstlern seiner Zeit: „Die irdische

Natur ist eine schlechte Nachahmung der ewigen Natur, und ihr seid schlechte Kopisten dieser schlechten Nachahmung!" Wer je Kunst trieb, hat es erfahren, wieviele jahrelange Versuche, wieviel geistiger Schweiß, welche Ausgaben an Nerven- und Hirnkraft dazu gehören, ein klein wenig von der in der Natur geschauten Schönheit in Gips oder Marmor, mit Bleistift oder Pinsel, am Klavier oder an der Orgel plastisch, sichtbar, hörbar zu machen! Und war das Schaffen auch beglückend, so steht der Künstler doch vor dem fertigen Werk mit dem bitteren Gefühl: „ce n'est pas ça!" Ach! es ist nicht weit her mit unsrer Genialität, und meist hüllt den funkensprühenden Feuerstein eine rauhe erstickende Kruste ein. Das sieht man am besten an unsrer Unfähigkeit, neue Formen zu schaffen. So wenig die Erde ohne Sonne Leben erzeugen kann, so wenig kann auch der genialste Mensch aus sich eine neue Form ersinnen. Sondern wollen wir als Ornament oder Symbol ein neues Tier erfinden, so setzen wir einem Stierleib einen Frauenkopf auf und nennen es Sphinx oder Chimäre, oder stellen eine dicke Schlange mit Flügeln, Vogelkrallen und dreispitzigem Schwanz dar und heißen es Drachen und stehen damit so ziemlich am Ende unsres Witzes.

Wie schön und geschmackvoll und wahrhaft originell dagegen die von Gott gezeichneten Hunderttausende von Blumen in allen ihren Varietäten!

Und als Ihm, dem großen Tonkünstler, — denn Schöpfung ist auch Musik, Melodie die Individualität, Harmonie die allgeltenden Gesetze — das Thema „Scarabaeus" einfiel, setzte Er sich, wollen wir menschlich sagen, ans Klavier und nach einem kurzen Präludium, die Grundgedanken des neuen Wesens ausdrückend: — ein kleines Geschöpf voll Freßgier und zum Zermalmen gerüstet, stahlgepanzert und doch durch die Lüfte

summend, die Zahl 6 sein Gesetz; — improvisierte Er nur so spielend vor den erstaunten Engeln über hunderttausend — soviel Käferarten kennen wir — Variationen über obiges Thema; und wie schön, elegant, zweckmäßig, überraschend neu, sich überall charakteristisch an die Umgebung anpassend diese sind und wie für jeden Kontinent ein andrer Typus zu Grunde liegt, wie z. B. die Käfer Afrikas wahre Neger sind, kann jeder in einer großen Käfersammlung sehen.

Von der menschlichen Wissenschaft haben wir in einem früheren Werk gesehen, wie sehr auch sie begrenzt ist. Denn sie ist in den kleinen Kreis der Endlichkeit gebannt; die Sachen untersucht sie; die Ursachen, richtiger die „Ur-Sachen" aber bleiben ihr verborgen. Nach der Wurzel der Dinge darf sie nicht fragen, darf sich nicht an ihr wahres Wesen wagen. Sobald das Unendliche hereintritt, so erlahmt unser Denken; an der Grenze des Endlichen stehen wir auch an den Grenzen der Fassungskraft unsres Hirnes. Weil aber das Unendliche stets und überall das Substrakt des Endlichen bildet, das unergründliche Meer, auf dem die kleinen Wellen des Endlichen sich tummeln, so kann die Wissenschaft uns zwar über manches Schwierige und Verborgene Interessantes mitteilen, nicht aber das Allereinfachste und Alltägliche erklären. Ja, wenn erklären heißt, das Wesen eines Dinges erfassen, hat die Wissenschaft noch nie etwas erklärt. — Ach! wir sagen es mit Trauern, die Wissenschaft weiß nichts! Sie weiß nicht, woher wir kommen und wohin wir fahren, was unser Leib und was unsre Seele, wie das Samenkorn keimt und das Mücklein stirbt, was Gold und warum es nicht Eisen ist, was der Stoff und was die Kraft, was das Leben und was der Tod, und auf die Frage aller Fragen, einige hundert Millionen Male wichtiger als die ganze Physik und die Chemie dazu, nämlich: was soll ich thun,

daß ich dem zweiten Tod entrinne und lebe ewiglich? weiß sie erst recht nichts zu antworten! Denn das Sichtbare, das Endliche und Vergängliche ist ihr Gebiet; die Seele aber wohnt im Unsichtbaren, Unendlichen und Ewigen.

Wohl erzählt sie uns viel Hübsches von dem was sie, zur Hälfte durch Zufall, zur Hälfte durch fleißiges Suchen und Nachdenken gefunden; aber immer nur vom Wie? nie vom Warum? — Denn die Gebiete sind ihr verborgen, auf denen die Gründe und Ursachen alles dessen, was wir sind und sehen und greifen, entstehen: die ungeheuren Reiche des Lichts und der Finsternis, die Himmel der Himmel und die Höllen der Höllen, mit ihren unzähligen Bewohnern, mit ihren Fürsten und Hierarchien, mit ihren Gesetzen und ihren Prinzipien! — „Das Sichtbare," spricht der Apostel, „ist vergänglich, das Unsichtbare aber ist ewig."

So weiß und erkennt die Natur nichts Großes am Menschen. Ihr gegenüber ist er ein Geschöpf wie ein andres, zeitlich, räumlich, stofflich klein, das hie und da in ihre Ordnung eingreift, das sie aber in ihren Launen ebenso gleichgültig, ebenso spielend vernichtet, wie irgend ein Mücklein oder Würmchen. Für einen Nichtchristen ein trostloses Bewußtsein! — Also, nachdem ich als blindes Produkt des ewigen Stoffes entstanden, wenige Jahre lang diese Natur genossen, vielleicht mit schwerer Mühe und liebevoller Hingebung sie erforscht habe, tötet sie mich, unbewußt und unbekümmert, vielleicht plötzlich; sei es, daß ein giftiges Mücklein zufällig mich sticht, oder daß ein Windzug mir eine Lungenentzündung verursacht; darauf zerlegt sie mich in meine chemischen Bestandteile, braucht mich als Dünger für die Pflanzenwelt, oder läßt mich als Sauer- und Wasserstoff in den Lüften zerflattern und das alles, ohne daß sie selber die geringste Freude davon hätte. — Entsetzlich klein

ist der Mensch bei solcher Weltanschauung! — Erst die zweite Offenbarung Gottes, die Bibel, weist ihm seinen richtigen Platz im Weltall an. Als ein Hauch Gottes, ein Geschöpf nach dem Bild des Schöpfers, ein Ewiges, das diese ganze Natur überleben wird, steht er auf einmal groß und erhaben da, trotz seines Elendes; ein verlorener Königssohn, der die Schweine hütet, aber immer noch ein geborener König. Und geht er in sich und steht auf und kehrt zum Vater zurück, so kommt ihm dieser entgegen und setzt ihn in seine Königswürde wieder ein; dann sieht er, was der Vater thut; und tötet ihn scheinbar zufällig eine scheinbar blinde Natur, so weiß er, daß nun nach dem ewigen Ratschluß seines Vaters die Stunde gekommen ist, aus dieser endlichen und vergänglichen Natur jauchzend in die unendliche und ewige Natur einzugehen. Ja, dieser Sohn des Staubes darf alsdann mitreden in der Weltregierung, und der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden hört auf seine Bitte: „Was du jetzt geredet hast, will ich auch thun!" sprach Jehovah (2. Mos. 33, 17). — Darüber sagt die altjüdische Tradition: „Jehovah spricht" — ist als gütiger Scherz des Allvaters seinem schwachen aber geliebten Kinde gegenüber zu verstehen: — „der Gerechte ist größer denn ich; denn ich verhänge Strafen, und er wendet sie ab!" Und der Apostel sagt: „Wir sind Mitarbeiter Gottes!" Wir dürfen an der Erlösung des Weltalls, an der Verwirklichung der ewigen Gedanken Gottes mitarbeiten! Gibt es für das Geschöpf eine höhere Würde?

Das dritte, was jeder, der nicht geistig blind ist, aus der Natur erschauen kann, ist das Gesetz der Gegensätze.

Licht und Finsternis, Kälte und Wärme, Leben und Tod, Gutes und Böses, Ja und Nein sind und bekämpfen sich im Weltall, und nur durch seinen Gegensatz erkennen wir das eine, so an der Finsternis das Licht, an der Kälte die Wärme, am Haß die Liebe. — „Ein Wesen," sagt J. Böhme, „dem nicht widersprochen wird, geht nur stracks vor sich hin, kehrt nicht in sich und lernt sich selbst nicht kennen." — Woher diese Gegensätze? Ist Gott nicht die Liebe? Ist Er nicht ein Licht, in dem keine Finsternis? Woher der Kampf der zwei Prinzipien des Guten und des Bösen, des Ja und des Nein, des Zeugens und Erhaltens und des Verderbens und Vernichtens, das unser Dasein ausmacht, ohne das wir uns kein Leben vorstellen können? — Aber diese große Frage hat ihre Wurzel in dem Abgrund, in den kein Erdgeborener, ohne vom Schwindel erfaßt zu werden, schauen kann. Und dieses Begehren hineinzusehen, das die Seele turbieret, ist das Essenwollen vom Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen. Adam griff zur Frucht und sofort trübte sich sein Blick, und wir sehen es wie in Nebel und Dämmerung, daß es ein Gutes und ein Böses gibt und wissen nicht, was gut und was böse ist. Gibt es einen Gott und Urheber des Alls, so muß Er gut, ja die Güte sein; denn das fühlen wir alle, das Sein an sich ist gut; das Sehen und das Licht ist gut dem Auge, der Schall und das Hören dem Ohr; gut ist die Kraft und die Liebe und das Leben; und das Böse ist erst hinzugekommen, und wäre nicht ohne das Gute. So kommt zum „Gerechten", sagt die Sprache, erst der Un-gerechte, in-juste, in-iquus, a-dikob, a-nomos, u. s. w. „Es wäre schön und gut, wenn nicht!" sprechen wir. Und daß wir das Böse als stete Beeinträchtigung des Guten empfinden, beweist, daß wir nicht im Bösen und kraft des Bösen leben, weben und sind.

Wie auch der Ungläubige sich Mühe geben mag, dieses Ringen und Kämpfen als notwendigen und naturgemäßen Kampf ums Dasein, Evolution, Walten der Elementarkräfte u. s. w. abschwächend hinzustellen; wie sehr auch mancher Gläubige gutmeinend die Zweckmäßigkeit alles Bestehenden, so des Orkans als luftreinigend u. s. w. darzustellen sich bestrebt, so leuchtet uns grell aus der ganzen Natur die furchtbare Wahrheit entgegen: wir leben inmitten eines allumfassenden Zweikampfes auf Tod und Leben zweier unergründlicher Ursachen, denen es dabei jeden Augenblick nicht auf ein paar Millionen Existenzen ankommt. Das eine, das Prinzip des Tages, des Lichtes und des Lebens, läßt die Sonne am Himmel scheinen und durch sie spendet es unaufhörlich, unermüdlich ungezähltes Leben, Freude, Glück, Segen und unermeßliche Wonne des Daseins, und es keimt und wächst und grünt und blüht und bringt Früchte und freut sich der Existenz die ganze Schöpfung. — Das andre, das Prinzip der Nacht und des Todes, in der Finsternis schleichend und wühlend, verderbt und vergiftet, nagt an der Wurzel der Weltesche Ygdrasil, ist der Wurm an der Lebensfrucht, bricht auch je und je tobend, mit rasender Wut in Orkanen und Taifunen, in Vulkanausbrüchen hervor, der ganzen Schöpfung Verderben und Untergang drohend. Und weil auch dieses Prinzip kolossal mächtig am Mark der Dinge nagt, die Ur-Sachen selbst vergiftet, so hallt unendliche Klage durch das Weltall, und überall krümmen sich die Geschöpfe im Weh. Beim Vertrocknen einer Pfütze verschmachten Millionen von Wesen, und im versiegenden Tröpfchen sieht der Mikroskopiker, wie so eine winzige Cypris immer ängstlicher Rettung sucht, das Herz ihr im durchsichtigen Leib immer banger klopft, bis es konvulsivisch zuckend bricht; selbst im Wassertropfen die Schrecken des Todes! Am Himmel aber lodern plötzlich Sterne

auf, sprühen versengende Flammen und vernichten auf Millionen Meilen in der Runde alles Leben.

Kein Wesen, das nicht seinen Quälgeist habe. Dem Walfische fressen Schmarotzertiere die Zunge, der Schwalbe unsichtbare Würmchen die Augen, und die Raupe wird bei lebendigem Leibe von dem Raupenwespchen verzehrt. Nicht nur im Weltmeere verbreitet der Hai und der Pottfisch, die Muräne, der greuliche Rochenfisch und der scheußliche Oktopus Tod und Verderben; nicht nur in den Dschungeln lauert der Tiger, der Leopard und die Giftschlange; auch im Wassertropfen verfolgt rastlos und verschlingt gierig das kleine Rädertierchen seine Opfer. So lauert unter jedem Blättlein im Walde Haß und Mord in der Insektenwelt. Auch die Pflanze ist vergiftet, und wer in Java barfuß auf das Satanskraut (urtica urentissima) tritt, muß den Fuß verlieren oder stirbt unter unsäglichen Schmerzen. Selbst der Krystall kränkelt und stirbt. — Und was ist das Leben des Menschen anders als ein langes Weinen? Mit Weinen tritt er in die Welt, mit Weinen fährt er ab; und während du dies behaglich liesest, krümmen sich und stöhnen Hunderttausende unheilbar Kranker, liegen in Spitälern und wünschen sich den Tod; Frauen gebären unter Schmerzen, Verwundete liegen zerrissen auf Schlachtfeldern in China oder in Afrika und schreien, und überall, unaufhörlich rafft der immer geschäftige Engel des Todes unter kaltem Schweiße und Todeskampfe sein Opfer dahin.

Es weint die ganze Schöpfung, weil sie über sich Allfaders Zorn fühlt, und solange Jehovah nicht von seinem Thron sich erhebt und mit mächtiger Hand das Leid wendet und spricht: Siehe, Ich mache alles neu! — leben wir in Gottes Zorn.

Auch hier steigert sich, was in der Natur natürlich, im Menschen zur Blüte und Frucht. Wogte dieser Gegensatz, dieser Kampf der Prinzipien nur um und außer uns! — Aber bis ins Mark der Knochen reicht er uns hinein; keine Fiber und Faser in unserm Leibe, die nicht Wohlsein und Schmerz, Gutes und Böses empfände, kein Herzschlag, in dem nicht beide kämpften, kein Wort noch Seufzer, in dem nicht beide miteinander rängen; innigst vermischt, ewig unversöhnlich. Und willst du auch nur eine Sekunde von ganzem Herzen zum Gott des Guten flehen, so flüstert dir Böses der andre ins Ohr! Dieses Nessuskleid, das uns brennt, von dem wir nicht Fetzen wegreißen können, ohne daß das Fleisch von den Knochen mitgeht, das dem Apostel den schmerzlichen Aufschrei entlockt: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen vom Leibe dieses Todes!“ werden wir erst im Tode ausziehen, erst im Grabe liegen lassen.

Wie tobt oft im Menschen, in diesem Gottesbilde, der Teufel mit seinem Gotteshasse, mit seinem höllischen Grimme, mit rasender Verzweiflung, mit glühendem Hasse gegen alles Lebendige. Alle Grausamkeit, alle Qual und aller Schmerz, die in der Natur sind, sind wie nichts gegen das, was Mensch gegen Mensch schon ersann. — Doch am größten zeigt sich die Beherrschung Satans und die Verblendung des Menschen darin, daß dieser Mensch von seinem Schöpfer und Erhalter nichts mehr weiß noch wissen will. „Dieser Vater im Himmel,“ sagt Pastor Zahn, „beschenkt in der Natur seine Kinder mit einer Menge von Goldstücken, die alle sein Bild tragen; aber sie sehen sie kopfschüttelnd an und sagen: Das ist nicht unser Vater!“ Ja, viele rufen ergrimmt aus: Wir *haben* keinen Vater und *wollen* auch keinen! Was schwatzen Finsterlinge von einem gütigen Vater im ewigen Licht! Ewig Waisen,

hilflos, allein und ungeliebt wollen wir durch die Äonen wandeln; das ist uns Licht und Aufklärung!

So klar liegt in der Schöpfung dieses Gesetz der Gegensätze, dieser Kampf von zwei Prinzipien, daß die Menschheit ihn zu allen Zeiten erkannt hat, ja, daß daraus ihre Welt- und Naturanschauung, ihre Religion, besteht. So tief auch der Buschmann und der Tunguse, der Eskimo und der Feuerländer sonst stehen, sie fühlen es alle: Es ist in der Welt ein Etwas, das mir wohl will und mich zu erhalten sucht, und ein Etwas, das mich stets zu verderben und zu vernichten strebt. — So glaubten schon die Wenden an den weißen Gott Belbog, den Gott des Guten, und an den schwarzen Gott Zernebog, den Gott des Bösen. Der Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman, zwischen dem weltenschaffenden Brahma und dem verderbenden Schiwa, zwischen einem allmächtigen, allgütigen Allah und einem alles Sein und Leben hassenden Schaïtan, das ist der aus der Natur erschaute Grundgedanke aller Naturreligionen. Als die Römer den entscheidenden Kampf um die Weltherrschaft und um ihre Existenz mit Karthago anfingen, da erhoben sie vor dem Abzuge ihrer Legionen, wie auch ihre Führer, so ein Scipio Afrikanus vor jeder Unternehmung, vor jeder Schlacht die Hände zu den Göttern der oberen Welt und flehten um Schutz und Sieg, und weihten sich den Göttern der Unterwelt und dem ewigen Verderben, wenn sie je dem Vaterland untreu würden. — Und Gott verlieh dem immerhin Gerechtigkeit und Menschlichkeit schützenden Zeus den Sieg über den bluttriefenden Baal, den Kinder im glühenden Bauch verzehrenden Moloch. — Hätte der Held Hannibal Rom gestürzt, so hätte sich auch der Himmel auf Jahrhunderte hinaus über den Völkern am Mittelmeere verfinstert.

Auch das erkennen diese Naturvölker aus der Natur, daß das Gute erschaffend, belebend und beseligend zuerst da war, ehe das Böse verderbend hinzutrat. Es keimt die Pflanze und blüht die Blume auf und dann kommt der nagende Wurm; denn ist kein Leben da, was soll denn der Tod töten? — Ferner erkennen diese Völker, daß das Böse, wie erst später hinzugekommen, auch einst wieder verschwinden wird. Sie alle glauben an den endgültigen Sieg des Ormuzd, des Allah, des Balder nach furchtbarem Kampf; sie alle glauben an ein Paradies, einst verloren, endlich wiedergewonnen; darin auch durch göttliche Intuitionen erleuchtet.

Unsrer blasierten geistesmüden Zeit, der es deshalb am wohlsten unter bloßen Begriffen und Abstraktionen ist, der jede konkrete, starke Individualität zuwider, war es vorbehalten, uns durch saft- und kraftlose Begriffskonstruktionen aus der Studierstube, wie den lebendigen Gott, so auch seinen Antagonisten aus der Schöpfung hinaus zu deduzieren, und uns den natürlichen, gesunden biblischen Glauben an den Teufel zu rauben; wobei er nur gewinnt, wie Mephistopheles höhnisch ausruft: „den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie am Kragen hätte!“

Gibt es keinen persönlichen, lebendigen Urheber und Fürst des Bösen, der von glühendem Haß gegen Gott erfüllt, mit seinen Engeln des Verderbens täglich, nächtlich die Erde umkreist, stündlich, unaufhörlich den Menschen zum Bösen verlockend, um dann ihn, obgleich selber ungerecht, der Gerechtigkeit Gottes zu überliefern, jedes Leben hassend und vernichtend, denn „er hat die Gewalt des Todes“; so brauchen wir keine Religionen mehr! — Etwas Moral thut's! — dann ist das Böse nur eine vorübergehende Trübung des Guten, eine üble Laune, eine Unpäßlichkeit des höchsten Wesens, aus der Er sich schon,

wenn Er überhaupt existiert, auch ohne unser Zuthun, erholen wird; und höchste und weiseste Lebensanschauung ist: „Es wird schon alles recht werden.“ — Und so haben wir uns, im Gegensatz zu den Alten, so den Griechen und Römern, bei denen alles und jedes im Leben den Göttern der Ober- oder der Unterwelt geweiht war, bei denen alles Thun des Menschen unter ihrer Führung stand, ein neutrales, moralisch indifferentes Gebiet des alltäglichen Lebens, der Kunst und der Litteratur, der Ästhetik und der Politik, des Geschäfts und des Vereins geschaffen, auf dem man weder religiös noch irreligiös zu sein braucht, das weder Gott noch den Teufel etwas angeht, auf dem man weder göttlich noch teuflisch, — überhaupt ein barbarisches, dem finstern Mittelalter entlehntes Wort, — sondern menschlich lebt. — Bequem wäre ein solches neutrales Gebiet schon! Nur weiß das Wort Gottes nichts davon! Sondern nach ihm gibt es im Weltall nur zwei Reiche des Daseins, in die der Gott des Ja und des Guten und der Gott des Nein und des Bösen sich so geteilt haben, daß wer dem Einen nicht huldigt, ipso facto dem andern angehört. Alle Abfälle von Gottes Tisch reklamiert mit unerbittlicher Logik der Teufel als sein Eigentum. Nur in einem dieser Reiche, nur im Dienst eines dieser zwei Herrscher kann unser Leben geschehen. Wie ein Soldat im Krieg überall und mit allem, was er thut, gleichviel ob er marschiert oder ruht, kämpft oder schläft, mit seiner ganzen Existenz seinem Kriegsherrn dient, so auch der Christ Gott und der Nichtchrist dem Teufel; gleichviel ob bewußt oder unbewußt, ob der eine gerade betet und der andre gerade flucht, oder ob sie das Alltäglichste und scheinbar Unbedeutendste verrichten. Denn, und darin zeigt sich die göttliche Größe des Menschen, nirgends und niemals ist auch der Kleinste unbedeutend, noch sein Thun

bedeutungslos; stets strömen von ihm Kräfte aus, die, auch unbewußt, auf andre sich ihm Nahende einwirken; stets und immer schimmert durch die vergängliche und leibliche Erscheinung das unsterbliche Prinzip in ihm, dem er sich ergeben, durch; stets ist er der Diener eines Herrn und verrichtet seines Herrn Geschäfte.

Zum vierten lehrt uns die Betrachtung der Natur das Gesetz des Werdens und des Seins, die Veränderlichkeit und die Vergänglichkeit der Stoffformen und die Ewigkeit der Geistesgesetze, nach denen sie entstehen. Daß das Wesen, d. h. die Art und Weise, richtiger nach dem Grundtext: Die Figur dieser Welt vergeht, glauben wohl mehr oder weniger alle Menschen; aber die wenigsten haben davon einen so klaren Eindruck, wie gerade der Naturforscher. Nicht eine Größe, nicht eine Form, nicht seine Quantität noch Qualität, nicht eine Erscheinung am Himmel und auf Erden, die sich nicht unaufhörlich verändere, die unter und während der Beobachtung nicht ab- oder zunähme, die nicht sozusagen unter der Hand zerrönne. — Am Himmel ändern beständig in jeder Sekunde Sonnen und Planeten ihre Schnelligkeit, ihre Entfernungen und Bahnen, Anziehungen und gegenseitige Kräfte; und im kleinsten Stoffteil ebenso die Atome und Moleküle ihre Geschwindigkeit und Nähe, gehen unaufhörlich neue Verbindungen ein und lösen die alten auf. Das Wassertröpfchen gibt in jeder Sekunde viele Millionen Atome durch Verdunstung an die Luft ab, und die Sonnen und die Erden erkalten und erglühen, ziehen sich zusammen oder dehnen sich aus. Auf Erden verändern sich unaufhörlich die Kontinente; die Meeresküsten

heben oder senken sich; es bröckeln ab und erheben sich die Berge; es verändert sich der Lauf der Flüsse; es füllen sich die Seen und vertrocknen die Sümpfe. Nirgends Ruhe und wahres Dasein, überall nur ein stetes Werden. Wie von einer Wolke, die am Himmel scheinbar unbeweglich und unverändert steht, nie eine genaue Zeichnung entworfen werden kann, weil ihre Formen stets unmerklich in andre übergehen, so zergehen und zerrinnen beim Beobachten alle Formen und Farben des Stoffes. Wer vermag den Schmelz der Blume, den zarten Flaum der Früchte festzuhalten? — Ja selbst bei Dingen, welche gewöhnlich als dauerhaft angesehen werden, weiß der Naturforscher nur zu gut, daß keine Zubereitung, keine Vorsicht, kein noch so scharfsinniges Verfahren, keine Präservierung noch Bewahrungsmethode ausreicht, um die so flüchtige Erscheinung zu einer dauerhaften zu machen. Und so ist's überall. Nicht nur Eintagsfliegen sind vergänglich; auch das Granitdenkmal verwittert, die Bronzestatue verwandelt sich in Grünspan, die Perle wird durch allmähliche Oxydation trübe, und an der Luft verbrennt langsam der Diamant. — Auch unser Leib ist jeden Augenblick ein andrer und verändert sich gänzlich innerhalb weniger Jahre; er ist, chemisch betrachtet, ein Mittelpunkt der Kraft, um den unaufhörlich unzählige Millionen von Atomen sich beständig zu Flüssigem und Hartem verdichten, während ebensoviele durch Verdunstung oder Abnützung ebenso unaufhörlich sich entfernen. Auch dieser Besitz zerrinnt uns unter den Händen.

So zeigt uns der Stoff um uns her und in uns das Gesetz des unaufhörlichen, nie ruhenden Werdens. Alles Können, alle Wissenschaft, alle Erfindungen des Menschen können nicht einem Sandkorn, nicht einem Wassertropfen befehlen: Bleibe, nur eine Sekunde lang, was du bist! können

nicht irgend einer Erscheinung des Stoffes zurufen: Verweile, du bist so schön! In und hinter diesem Stoff, und als verborgener Grund dieses Werdens stehen die Gesetze des Seins, des Geistes, ewig unveränderlich.

Und weil das Wort sie ausspricht, — „Alles ward durch dasselbe, und ohne dasselbe ward auch nicht Eines, das geworden ist" (Joh. 1, 3) — so ist dieses Wort, das bißchen zitternde Luft, bleibender als alle stoffliche Erscheinung, als das Härteste und Festeste, womit Herrscher und Gewaltige ihr Bild für die Nachkommenschaft zu fixieren gesucht. Tempel und Paläste, Säulen und Statuen sind zu Staub geworden, oder das wenige, das davon übrig ist, sagt uns nicht einmal den Namen des Erbauers; aber immer noch erklingen die Worte des alten, armen, blinden Homer, des im Gefängnis sterbenden Sokrates, des verbannten Dante. Und wie hallen noch durch die Welt die Worte, die Christus sprach: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht!" — Ewig und unveränderlich sind schon die Sprachgesetze, das Substantiv und das Adjektiv, das Verb, die Präposition, das Zahlwort; das sind bronzene Felsen. Ewig sind die Ideen, härter als Diamant, dauerhafter als Porphyr, unzerstörbar, so sehr der Thor sie gering schätzt, der nur für die Erde lebt. Lange, nachdem alle Bank- und Aktiengesellschaften, alles Geld und Gut zu Staub geworden und Sonne und Mond erloschen sind, werden die Ideen oder, was dasselbe, die Gesetze der Liebe, der Gerechtigkeit, der Wahrheit bestehen, überhaupt alle Ideen; denn nur der Gedanke kann falsch sein, die Idee nicht; Gott ist Idealist.

Wir erkennen aus der Natur das Gesetz des Werdens im Stoff und das Gesetz des Seins im Geiste.

Die ganze Natur zeigt uns das Gesetz der Hierarchie. Vom Atom zum Cherub, überall Unterordnung des Kleinen dem Großen, des Schwachen dem Starken; und unaussprechliche Wonne ist es dem Cherub, daß er Gott gehorchen darf. Am Himmel gehorchen die Monde den Erden, die Erden den Sonnen, und kleine Sonnen den großen. Auf Erden ist der Krystall der Pflanze unterworfen, die Pflanze dem Tier, das Tier dem Menschen. Und in der Menschheit beherrscht, seit die Welt steht, der Willensstarke den Willensschwachen, der Große den Kleinen, der Wissende den Unwissenden. So schon auf materiellem Gebiet; so noch mehr auf geistigem, und der Versuch, sich von diesem Urgesetz des Geistes zu emanzipieren und wie blinde und bethörte Menschen es in die Welt hinausrufen, „mit allen Despoten des Himmels und der Erde aufzuräumen," ist ebenso sinn- und aussichtslos als das Vorhaben, die Erde der unwiderstehlichen Anziehung und Macht der Sonne zu entreißen.

Aus immer größeren und höheren Kreisen, Sphären und Reichen baut sich die Schöpfung auf. So sehen wir auf Erden das Reich der Atome, dann des Steins, der Pflanze, des Tiers, des Menschen. Die Bibel lehrt uns, daß es ebenso in der ewigen Welt immer höhere Hierarchien gibt, von Engeln, Herrschaften, Thronen, Mächten, Seraphim und Cherubim, die den Thron des Ewigen tragen. Und einer jeden Sphäre ist das Sein und Thun der oberen Wunder. Wunder ist dem im Schoß der Erde wachsenden Krystall das Leben der von Sonnenschein, Luft und Wasser sich nährenden Pflanze; Wunder der seßhaften und bewurzelten Pflanze das Leben des beweglichen Tiers, und Wunder ist dem Tier der Mensch und sein Thun. So auch weiter hinauf, und die Cherubim voller Augen bewundern ewig den Gott, der Wunder ist.

Aber neben diesem Gesetz der absoluten Gerechtigkeit, womit jedem Ding und jedem Geschöpf die Macht und die Einflußsphäre zukommen, auf die sie kraft ihres Wesens Anspruch haben, lehrt uns die Natur das Gesetz der alle diese hierarchisch unter- und übergeordneten Wesen verbindenden Liebe, das Gesetz der Solidarität. — Kein Wesen, dessen Wohlergehen oder Verderben seine Mitwesen nicht berührte, keines, das aus eigner Kraft allein bestünde. Eine gottfeindliche und deshalb griesgrämig und pessimistisch angehauchte Naturforschung erblickt im Schalten und Walten der Natur nur den großen „Kampf ums Dasein, in welchem der Schwächere von dem Stärkeren schonungslos zertreten wird, damit dieser um so mehr Luft, Raum und Nahrung habe." Daß ein solcher Kampf durch die Sünde in die Welt gekommen ist, und besonders unter den von dunkeln Prinzipien beherrschten unteren Stufen des Tierreichs, unter den Insekten, Infusorien und Mikroben wütet, haben wir ja selber vorhin betont. Aber ebensowenig darf verkannt werden, daß der Bestand der Schöpfung auf gegenseitige Unterstützung und Solidarität gegründet ist. So wachsen friedlich beisammen die Blumen der Wiese und die Bäume des Waldes, gewähren sich gegenseitig Schutz und fördern das Leben. Wären ihre Ausdünstung, ihre Abfälle gegenseitiges Gift, so gäbe es längst keinen Wald und keine Wiese mehr. So bilden an jeder zuerst kahlen Insel im Ocean die Anfänge der Vegetation bescheidene Moose und Flechten, die Grundlage für einen neuen und mannigfaltigen Pflanzenwuchs, und dieser dann ermöglicht wieder ein reiches Tierleben. So leben zahllose Tiere in Eintracht und Frieden und zum Teil in wohlgeordneten Staaten und beschämen den Menschen. So Ameisen und Bienen und Biber; so die Schwalben, Störche und Kranichscharen, die Millionen von Wandertauben und die unzähligen Pinguine;

wilde Enten, Möven und Taucher am Nordpol samt den Robben und Walrossen. So die Mustangs auf den Pampas und Prärien Südamerikas, so in rührender Freundschaft (s. Brehm) die wilden Elefanten in Afrika, die Büffel Nordamerikas, die Moschusochsen am Nordpol, die Gemsen in den Alpen, und die wilden Schafe im Himalaja, bei welchen die Stiere und Böcke eifrig die Herde beschützen und bewachen. Ebenso ziehen selbst in den Tiefen des Meeres die Heringe, die Sardinen, die Makrelen einträchtiglich zu Millionen dahin und dorthin; friedlich spielt und tummelt sich die Delphinenschar, und auch die gewaltigen Wale leben familien- und herdenweise fröhlich zusammen und opfern sich auf, um ihre Jungen zu retten. Die Insekten helfen den Blumen zur Befruchtung und nähren sich wieder von ihrem Honig; Schmetterling und Blume, Rebe und Ulme gehören zusammen, wie man um die Kaffeebäume andre schattige Bäume pflanzt, um sie vor der Hitze zu schützen. Manche Pflanzen gedeihen in Gesellschaft besser, so der Vogelbeerbaum; und die Schönheit des Gartens und des Parks beruht auf dem freundlichen Zusammenleben so vieler Blumen, Gewächse und Bäume. Und wie eng ist die Solidarität der Familie; wie zärtlich und treu lieben und pflegen und schützen alle Tiere ihre Nachkommenschaft, die ihnen doch nur Schmerzen und Mühen verursacht; wie hängen auch Raubtiere, so der Adler und der Löwe und selbst der Tiger, der Panther, der Leopard, der Grizzlybär an ihren Jungen! Wenn allen Wesen nur gegenseitiger Haß und Grimm eingepflanzt wäre, wenn sie nur darauf ausgingen einander zu vernichten, so hätte sich schon längst das Tierreich selbst ausgerottet. Friedliches und gesellschaftliches Beisammensein bildet vielmehr weitaus die Regel und die Bedingung ihrer Existenz, und nur wo der von seinem Egoismus beherrschte Mensch

hinzukommt, verschwinden rasch Seerobben und Elefanten, Büffel und Wale.

Und so ist auch beim Menschen die Solidarität Grundgesetz seiner Existenz. Wohl redet man heutzutage viel von Übervölkerung, Konkurrenz, Überproduktion, Arbeitsstockung, und leitet daraus den Klassenhaß und die traurige Notwendigkeit für den einzelnen, durch steten Krieg gegen alle seine Existenz zu verteidigen. Wer hat aber den Menschen befohlen, sich auf so ungesunde und unnatürliche Art zusammenzudrängen? Kaum ein Drittel der Erde ist vernünftig bebaut und bevölkert. Würden die Völker wie Bienen friedlich zusammen leben und die ungeheuren Kräfte und Summen, die sie für Unterhalt von stehenden Heeren ausgeben, auf vernünftige Bebauung und Bewässerung der Erdoberfläche mit weiser Einschränkung von Industrie, Gewerbe und Handel verwenden, was und wer hinderte sie, wie ein einiges Volk von Brüdern unter ihrem Weinstock und Feigenbaum zu wohnen ohne Scheu, und Brot die Fülle zu haben? — Der liebe Gott doch wahrlich nicht!

Solche Zustände verheißt uns Gott im tausendjährigen Reich Christi. Einstweilen befiehlt er: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, und stellt damit das Naturgesetz auf: Einer für alle und alle für einen! — Freilich will uns an diesem Grundgesetz der Schöpfung eine Seite nicht gefallen. — Daß Gott die Sünden der Väter bis ins vierte Glied strafe, eine übrigens an Völkern und Individuen nicht zu leugnende Thatsache, finden wir gar streng, ja ungerecht. Eben, daß wir unsern Nächsten nicht lieben wie uns selbst, macht, daß wir fragen: warum leide ich für fremde Schuld? Merkwürdigerweise aber fragt niemand: Warum genieße ich fremde Verdienste? Warum darf ich das Vermögen, den Adel,

die Talente, die sozialen Vorzüge meiner Väter erben? Warum darf ich sie meinen Kindern hinterlassen? Wo ist der Sohn, der sich weigert, das schöne väterliche Vermögen zu erben, weil er es nicht verdient habe? Diese Seite des Gesetzes kommt uns ganz natürlich und gerecht vor! Daß wir an allem Guten und Großen, was unsre Ahnen gethan, unsern Anteil erhalten, dünkt uns billig, selbstverständlich, gerecht. Wir können es nicht genug rühmen, was sie, was unser Volk gethan, wie die Germanen von jeher Helden waren; wir sonnen uns in ihren Verdiensten und glauben uns groß, weil sie groß waren. An ihrer Schuld und an ihrer Strafe wollen wir nicht mittragen. Ist aber das erste gerecht, so auch das zweite. Haben wir Gutes empfangen von Gott, sagt Hiob, und sollten das Böse nicht auch annehmen? Doch! denn das göttliche Gesetz der Natur lautet: Jedes Wesen ist verantwortlich für alle, und alle für das eine; jedes Volk trägt an den Sünden und erntet Lohn für die Tugenden seiner Vorfahren; ja, ist mit und für die ganze Menschheit verantwortlich. Die Natur kennt keinen Egoismus, kein bloß für sich leben wollen. Ob mein Bruder oder ich leide, sündige oder strafbar bin, ob er oder ich die Strafe erleide, das ist einerlei. „Er ist Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein.“ Nicht allerdings, als ob jeder Chinese, der jetzt gerade Zahnweh hat, ebensoviel Mitleid von mir beanspruchen könnte als etwa meine Frau oder mein Kind; denn wie in der materiellen Welt, so hat Gott auch in der seelischen eine Perspektive festgestellt, kraft deren für alle Geschöpfe das Nahe groß, das Entfernte klein erscheint, also ist, ein göttliches Gesetz, das trefflich im Wort: „deinen Nächsten“ ausgedrückt ist und dessen Verkennung zum sentimentalen und sterilen Weltschmerz führt als zu einem vergeblichen und

schädlichen Versuch des einzelnen, die Schuld und das Leid der Welt zu tragen. — Nur ein Gott konnte das und starb daran. — Nur Er selber, Gott, sieht nicht perspektivisch; nur Er sieht jedes Wesen in seiner wahren Größe, und heißt es von uns: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, so heißt es von Gott: „Er hat die Welt geliebt."

Diese Solidarität lehrt die Bibel von Anfang an. Müssen wir nicht alle sterben, weil Adam von der verbotenen Frucht aß? Ward nicht um seinetwillen der Acker verflucht? Sehnt sich nicht alle Kreatur nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, damit auch sie von der Eitelkeit erlöst wird? Aber dürfen wir nicht auch deshalb einst ewig selig werden, weil Christus, der Erstgeborene aller Kreaturen, von seinen Mitbrüdern sprach: Ihre Sünde ist meine Sünde, ihre Strafe meine Strafe, ihr Tod mein Tod! Auch mein Leben soll ihr Leben sein! — Absolute Solidarität aller Geschöpfe und dabei individuelle Freiheit des einzelnen, das ist Gesetz der Schöpfung und wird einst Grundstimmung der Himmel sein!

Ein andres Grundgesetz der Schöpfung zeigt uns die Natur, schon im ersten Kapitel der Bibel über alle Geschöpfe ausgesprochen, das Gesetz der Fruchtbarkeit und der Vermehrung. — „Gras und Kraut, das sich besame" und „fruchtbare Bäume, jeder mit seinem eigenen Samen bei sich"; und über Fische und Vögel und zuletzt über den Menschen, sein Ebenbild, wird der Segen der Fruchtbarkeit ausgesprochen. „Und Gott segnete sie und sprach: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde." Und dasselbe befiehlt er nach dem Untergang der ersten Welt zweimal Noah und seinen

Kindern. — Welche Güte, welche Gabe vom Schöpfer seinem Geschöpf, daß es nicht nur in sich Leben habe, sondern auch wie Er Leben nach außen spenden und Leben schaffen könne für die Ewigkeit! Und wie verkehrt und verkommen diejenigen, die, wie mit dem eigenen Leben, auch mit dieser prächtigen Gabe und Macht Leben zu schaffen, nichts anzufangen wissen! Mehret euch! spricht Gott, denn sein Weltall und die Himmel der Himmel sind unendlich und werden niemals übervölkert, und je mehr Wesen sein Lob verkünden, desto mehr wächst die ewige Freude in Gott und in jedem Geschöpf. Schon im Materiellen ist Fruchtbarkeit das Normale. Der fruchtbeladene Baum ist ein herzerfreuender Anblick; was soll man aber mit dem unfruchtbaren anders anfangen als ihn abhauen. Wie freut sich jedes Tier seiner Jungen und die Henne ihrer Küchlein! Unschätzbar ist der Einfluß des Kindes. Ein Kindlein ist und bringt mit ein Stückchen vom Paradies; bringt Liebe, Geduld, Aufopferung ins Haus und belohnt hundertfältig, was man an ihm thut. Und welche Würde, welche Größe einst im Kranz der Seligen sagen zu dürfen: Schaue, diese Völker habe ich gezeugt! Diese Tausende habe ich geboren! Sie alle heißen mich Vater! nennen mich Mutter!

Auch im Reich des Geistes ist Fruchtbarkeit Gesetz. — „Auf daß sie viele Früchte bringen", bittet der Herr für die Seinen. — Groß hat man zu allen Zeiten den Menschen geschätzt, von dessen Früchten seine Mitmenschen, seine Nachkommenschaft, ja spätere Jahrhunderte noch sich nähren. Unfruchtbare Menschen sind leeres Stroh, tote Dornen, dürres Unkraut, zum Feuer bestimmt.

Auch mit diesem Gesetz spricht Gott zum Menschen: „Siehe! ich lege heute vor dich den Segen und den Fluch; den Segen, so du nach den Worten dieses Gesetzes thust, den Fluch, wenn

du ungehorsam bist." Aber mancher wählt den Fluch und will von diesem heiligen Gesetz sich emanzipieren, vom Teufel, dem alles Leben verhaßt, inspiriert. Und unter dem Deckmantel und Vorwand von sozialökonomischer Weisheit wird heute vor Kindererzeugung und Übervölkerung gewarnt, obgleich Verstand, Weltgeschichte und einfache Rechenkunst zeigen, daß je zahlreicher ein Volk, desto mächtiger es ist. Mit Recht klagen die Franzosen über Stillstand oder gar Abnahme ihrer Bevölkerung und fühlen, das ist Zeichen von fin d'empire. — Füllet die Erde! ist göttlicher Befehl. Sie ist noch halb leer; so schätzt E. Reclus, dieser Kenner Südamerikas, auf 500 Millionen die Zahl der Menschen, die das große, fast unbewohnte Gebiet des Amazonenflusses mit seinen Zuflüssen ernähren könnte.

Gott hat die Zahl der Seelen, die auf Erden geboren werden sollen, schon vor Grundlegung der Welt bestimmt. Sind einst alle Seelen da, die erwählt sind, die ewige Seligkeit zu ererben, so ist die Welt am Ziel. Der Christ (?), der keine Kinder will oder möglichst wenig, darf nicht beten: dein Reich komme! denn er verzögert an seinem Teil das Kommen dieses Reiches, seinem Egoismus, seiner Bequemlichkeit oder gar seinem Geld zulieb. — Wohl läßt Gott dem Menschenwillen darin etwas Spielraum, aber nicht ein Jota ändert er deshalb an seinen ewigen Bestimmungen. So lang die Erde währt, werden darauf Menschen und zwar immer mehr erzeugt, und über das einfältige Streben versauerter Thoren, die Menschen von ihrer Fortpflanzung abzubringen, lächelt wehmütig der Christ. Glücklich der, dem Gott gestattet, auf dem von ihm gewiesenen Weg mit an der Verwirklichung seiner Pläne zu arbeiten und die Zahl derer zu vollenden, die zur ewigen Seligkeit auserkoren sind. Wenn Christus zum Welt-

gerichte auf die Erde herabsteigt, wird er sie nicht von Menschen leer finden, die sich vorher schlau beiseite gedrückt haben, sondern „alle Völker werden vor Ihm versammelt werden."

Andre beweisen mit naivem und krassem Egoismus, es sei leichter und bequemer, ohne oder mit möglichst wenig Kindern sich durchzubringen. Allerdings! — Ein solcher ledig gebliebener Egoist, der an 6 Millionen sich erworben, sagte in Paris zu seinem Arzt: „Am liebsten würde ich mein Vermögen ins Meer werfen; denn ich möchte nicht für andre gearbeitet haben (!) Aber ich habe es dem Staat vermacht, und so wird niemand etwas davon haben." Sprach's und . . . vergiftete sich. — Das sind die Menschen, die Kinder nicht als einen Segen des Herrn, sondern als eine Last, ja einen Fluch ansehen, und dabei tugendhaft von Bekämpfung der Sinnlichkeit, Vergeistigung des Menschen 2c. sprechen! Und noch andre predigen heutzutage die Ehe- und Kinderlosigkeit als Mittel zur Erreichung des anzustrebenden Selbstmords der Menschheit! Wie muß ein Baum schon an der Wurzel krank sein, der solche geistige Früchte trägt! Wie tief müssen Menschen gesunken sein, wie dem göttlichen und dem Naturgesetz entfremdet, wie blind für die Schönheit und die Harmonien der Schöpfung, die sich selbst für den Auswurf der Welt halten und es als das höchste Glück des Alls betrachten, wenn sie und ihresgleichen nicht mehr da wären! — — Der Christ wendet sich mit Widerwillen und Verachtung von diesen Theorien ab, — so annehmbar die Aussicht ihm sein könnte, daß durch ihre Befolgung von seiten ihrer Anhänger etwas weniger gottlose Narren zur Welt gebracht würden. Solche Menschen zu belehren, lohnt sich nicht, sondern man kann ihnen nur zurufen: Ihr seid krank an der Seele und treibt

dem Wahnsinn und dem Selbstmord zu; kehret um, wenn es noch Zeit ist! Noch weniger aber werden wir von ihnen Belehrung annehmen; denn Menschen, die sich selbst für unwürdig zu existieren halten, haben jedes Recht verloren, andere zu beraten, und das einzige, das sich für sie schickt, ist ein schweigendes Sichschämen ihrer Nichtswürdigkeit. — Wir Kinder Gottes aber halten uns nicht für so wert- und zwecklos, daß uns nichts an der Erhaltung und Vermehrung unsres heiligen Geschlechts gelegen wäre.

Auch das Gesetz der Zeit, am Firmament geschrieben, von Sonne und Mond verwaltet, lehrt die Natur. Alles geschieht in der Zeit und hat seine Zeit, trägt diese seine Zeit in sich. — Ihre Zeit haben Sonnen und Monde, Kometen und auch die Eintagsfliegen. Jedes Samenkörnchen, das du beim Gärtner kaufst, hat in sich sein Zeitgesetz in Sonneneinheiten. Das eine wird zur nur einjährigen Pflanze, wenn auch groß und stark wie die Sonnenblume oder der Kürbis; das andre, mitunter klein wie Petersilie, zur zweijährigen, das dritte zur perennierenden, immer fortwuchernden, wie die Maiblume, der Thymian und manche Erika, die jahrhundertelang auf der Heide fortwuchert, immer neue Ableger treibend. So lebt eine Linde achthundert Jahre, ein Hecht bis dreihundert, eine Krähe zweihundert, ein Elefant nur einhundertundfünfzig und der König der Schöpfung siebzig und „wenn's hoch kommt achtzig Jahre." — Warum?

In diesem Gesetz der Zeit liegt es, daß die Natur keine Sprünge macht. Auch ihre Schlaglichter und Knalleffekte und Zornausbrüche bereitet sie langsam, bedächtig, zweckmäßig vor.

Es wachsen langsam die Wasser; Tag und Nacht fügt sich lautlos Tropfen an Tropfen, bis plötzlich mit donnerndem Krach die Fluten die Dämme durchbrechen und ringsum alles überschwemmen. So sammeln sich in langen schwülen Stunden und Tagen die oberen Kräfte in den Lüften und brechen dann los als Gewitter und Orkan. So brechen wohl im Frühjahr Millionen von Blatt- und Blütenknospen auf; aber den langen Winter hindurch hat der Baum sich mit beharrlichem Bemühen dazu gerüstet; ja, der Obstfreund erkennt schon im Herbst an seinen Bäumen, ob sie im nächsten Jahr viel tragen werden. — So auch im Geistigen. — Eilen ist des Teufels, sagt der Araber, die Ruhe aber ist Gottes. Nichts geschieht plötzlich. Aus kleinen Anfängen der Empfindlichkeit und des Unmuts sammelt sich Bitterkeit, wächst zum Groll und Hader; wird zum Zorn und verzehrenden Haß; und bringt ein Tropfen das volle Glas zum Überfließen, so bricht der langverhaltene höllische Grimm los, und ehe der Mensch sich's versieht, liegt der Erstochene, der Erschlagene vor dem erschrockenen Mörder da — und die Furien fallen über ihn her. Ebenso aber, wenn ein Saulus zum Paulus auf dem Weg nach Damaskus wird. Schon lang war diese Bekehrung in ihm angebahnt; lag im Keim in seinem feurigen Eifer um das Gesetz Gottes; schon lang „löckte er wider den Stachel" und fragte sich bange, ob er nicht mit seinem fanatischen Eifer für Gottes Ehre doch auf falscher Fährte sei.

So muß alles Große, Gute, Wahre, Göttliche erst keimen, dann wachsen, dann Blüte und Frucht treiben. „Die Erde", spricht Christus, „bringt hervor zuerst das Gras, dann den Halm und hernach die Frucht in dem Halm." — „Und es geschah!" — „Als die Zeit gekommen war." — „Meine Zeit ist noch nicht," spricht Christus, „eure Zeit ist allezeit!"

Ihr Blinden, die ihr glaubt, es komme nur auf euer Wollen an, zu gehen oder zu bleiben, zu thun oder zu lassen. „Es gebühret euch nicht," spricht Er zu seinen Jüngern, „zu wissen Zeit und Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat" (Apostelgesch. 1, 7). Auch spricht Er von der großen Trübsal: „Wo diese Tage nicht würden verkürzt, so würde kein Mensch selig, aber um der Auserwählten willen werden diese Tage verkürzt" (Matth. 24, 22). Also auch hier eine uns unbekannte, droben geführte göttliche Zeitrechnung. Maßgebend für die Größe eines Menschen ist sein Verhältnis zur Zeit. Der kleine Mann vertreibt sich die Zeit, schlägt sie tot und hat nie Zeit. Der große Mann nützt sie aus, wuchert mit diesem Pfund und, Gott darin ähnlich, hat immer Zeit. Alexander der Große hatte Zeit auf den Feldzügen, womit er in zehn Jahren ein Weltreich eroberte, halbe Tage lang in seinem Zelt und vor der entscheidenden Schlacht von Arbela zu schlafen. Cäsar fand Zeit, indem er sein Heer über die unwegsamen Alpen führte, eine lateinische Grammatik zu schreiben; Karl der Große hatte bei immerwährenden Kriegen, Reisen und der Verwaltung seines Reichs Zeit, seinen vielen Pächtern anzuordnen, was sie für Blumen — Rosen und Lilien — in ihren Gärten pflanzen sollten und glückbringende Hauswurz auf ihrem Dachfirst, ein Gesetz noch an Bauernhäusern in der Normandie ausgeführt. Luther hatte Zeit, während er mit Papst und Kaiser stritt, seinem Söhnlein herzige Briefe zu schreiben. Unser Jahrhundert, unser Geschlecht hat keine Zeit mehr — stets ein Armutszeugnis! — Wie rennen wir und jagen und überarbeiten uns, und sterben wir, so haben wir die Welt . . . nicht erobert.

Wer dieses Gesetz der Zeit verkennt, eifert, aber mit Unverstand. So einer glaubt wohl, ein Feldherr reite nur so

auf stolzem Schimmel vor seinem Heer her, bis er auf den Feind trifft, den er mit ein paar geschickten Schachzügen geschwind schlägt, um weiter von Triumph zu Triumph zu eilen; weiß nicht, wie viele Mühe und Denken und Rechnen, und Schweiß und Arbeitskraft und Mannesmut und Besonnenheit, Überlegung und Vorsicht, Kunst und Wissenschaft es bedarf, eine noch so kleine Armee kampffähig zu machen und zu erhalten, und noch mehr im Felde zu führen und zu verproviantieren, und was für eine Rolle die Schuhsohlen und das Lederzeug und die Patronenhülsen und jede Schraube am Gewehr u. s. w. spielen. — Zu diesen Menschen gehören die gefühlvollen Philanthropen und Philanthropinnen und sentimentalen Seelen, die da glauben, die Welt könnte man über Nacht, oder wenigstens binnen Jahresfrist, verbessern, reinigen, entwaffnen, versittlichen und bekehren mit mehr an sich noch so guten Vorträgen und Traktaten, Vereinen und Komitees und Friedenskongressen.

Diese Menschen verkennen das große Gesetz der Zeit, können sie an der göttlichen Uhr nicht ablesen, verstehen die Weltgeschichte nicht. Denn Weltgeschichte, das ist das unaufhaltsame Rollen des Universums, die mit unerbittlicher Konsequenz sich vollziehende, dabei nichts nach dem Wohl oder Weh des einzelnen fragende Entwicklung aller Geistesgesetze, das Auswachsen aller Keime, das Reifen aller Früchte, das Sichrächen aller Schuld, das große, göttliche „Habeant sibi!“ das stete Siegen alles Guten und Wahren, trotz aller scheinbaren Niederlage, die Logik und die Gerechtigkeit aller Dinge, la force des choses, sagt gut der Franzose, die Gott bei der Schöpfung in jedes Atom hineinsprach. — Und alles zu seiner Zeit, zu Gottes Zeit! — Was in Jahrhunderten aufgebaut, vergeht nicht im Nu; vor allem nicht geistige Schuld und

geistiger Segen. Das Gericht der Verdummung, das auf hundertjährige Geringschätzung geistiger Güter, das Gericht der Verstockung und Verblendung, das auf lange Verkennung der Wahrheit und ihr hochmütiges Meistern folgt, das Gericht der Entwertung, des Unsegens, das sich auf durch jahrhundertelanges Unrecht, Krieg oder Erpressung oder habsüchtigen Welthandel erworbenes Gut legt, der lastende Fluch der bösen That, so auf Mexiko und Südamerika der der Blutthaten Cortez und Pizarros, dieses Gesetz des langsamen Einerntens alles dessen, was die einzelnen und die Völker gesät haben, hebt nicht geschwind noch so gut gemeintes menschliches Wirken auf. — Den einzelnen magst du, mit Gottes Hilfe, retten und zu Gott führen; für die Völker ist, seitdem die Menschheit ihren Gott ermordet hat, keine Hoffnung mehr; sie versinken langsam in das Meer des Zweifels, des Wahns, der Blindheit, der Gottlosigkeit, bis „die Zeiten der Nationen" um sind, bis sich vollendet das Mysterium der Bosheit, bis Gott Erde und Himmel erschüttert, bis Er die Zeiten der Menschen abschließt, den alten Himmel mit seinen Zeiten wie eine Pergamentrolle aufrollt, und seine Zeit, Gottes Zeit, an den neuen Himmel schreibt.

Über bei aller strengen, schönen Gesetzmäßigkeit liebt diese Natur das Paradoxe und die Ironie. „Der im Himmel wohnt, lacht ihrer; der Herr spottet ihrer!" (Ps. 2). — Dieser Gott, der nicht den mächtigen Ägypter, noch den tiefsinnenden, mystischen Hindu, noch den klassisch schönen Griechen, noch den weltbezwingenden Römer zu seinem Volk erwählte, sondern einige Hirten und ihre Nachkommen, denen Er vor allem harte

vierhundertjährige Knechtschaft bestimmte; der später selber erwählte nicht in Memphis, noch Babylon, noch Athen, noch auch in Jerusalem, sondern auf der Reise in einer Krippe auf die Welt zu kommen, der zwölf Fischer und Zöllner ohne Bildung noch Wissenschaft hinaussandte, um die Welt mit der Predigt vom Kreuze zu erobern, den Griechen eine Thorheit und den Juden ein Ärgernis, der seine Weisheit den Weisen verbirgt und den Unmündigen offenbart, hat in allen Dingen seine eigne Logik, Arithmetik und Buchführung. Er gibt dem, der da hat, und nimmt dem, der nichts hat, schenkt viele Kinder dem Armen und viel Geld dem kinderlosen Reichen, läßt einen Arbeiter, Vater von sechs unmündigen Kindern, vom dritten Stock sich zu Tode fallen und einen unnützen, den Seinen lästigen, kindischen Greis endlos leben, — denn seine Wege sind nicht unsre Wege und seine Gedanken nicht unsre Gedanken. — Und so liebt es seine Natur uns ironisch zu zeigen, daß das Kleinste am größten, das Schwächste am stärksten, das Winzige furchtbar, das Unsichtbarkleine unüberwindlich ist. Der Wassertropfen höhlt den Felsen, mikroskopische Diatomeen füllen die Oceane mit ihren Schalen auf; winzige Korallentiere und Madreporen bauen im Meer zukünftige Kontinente auf. Ein Bohrwurm, den ein altes Schiff aus Indien mitbrachte, drohte einst die Seemacht Hollands zu vernichten, und ein Zweiglein der Wasserpest ruiniert den Welthandel eines Hafens oder eines Kanals. Was hätte der Angriff von tausend Löwen oder wilden Elefanten viel zu bedeuten? Ein Regiment mit Repetiergewehren würde mit ihnen in kurzer Frist fertig; die Tsetsefliege aber macht dem Menschen ganze Länder streitig. Ja, den Einfall von Frankreichs und Rußlands Heeren kann deutscher Mut zurückwerfen, aber nicht den der Reblaus oder des Coloradokäfers; und will Gott uns strafen, so rücken seine

Heere, die unsichtbaren Bazillen, auf den Flügeln des Windes daher, und die Menschen werden wieder wie früher zu Zehn- und Hunderttausenden vor dem schwarzen Tod oder der Cholera fallen und alle ihre Macht und ihre Wissenschaft wird sie nicht schützen. Und was ist das Ende aller irdischen Macht und Größe? — In der Erde sitzt das Würmchen und verspeist wohlgemut schöne Frauen und starke Männer, gescheite Köpfe und geniale Denker, Könige und Kaiser, und ist schließlich der alles besiegende Held!

So ist auch im Geistigen das Kleine groß und die Schwäche mächtig. Was vermag der hochmütigste Hochmut gegen absolute Demut? Was der grimmigste Zorn gegen vollkommene Milde? — Am sanften „Nein" der Sklavin Blandina brach sich Roms Macht und die des Heidentums; am bescheidenen, festen: „Ich kann nicht anders!" eines Mönchleins die des Papstes und des Kaisers; ja, am demütigen, sich selbst vernichtenden: „Muß ich den Kelch trinken, so geschehe dein Wille!" alles Toben und Wüten Satans und der Hölle, und eine Welt ward erlöst.

Unzählig sind die Gesetze der Natur! Kein Mücklein, keine Blume, kein Stein, keine Wolke am Himmel, kein Tautropfen, die uns nicht zahlreiche derselben veranschaulichten, die nicht erst kraft dieser Gesetze entstanden wären und bestünden. — Doch nicht dieses oder jenes Gesetz nur verkündigt uns die Natur. Sondern wo wir gehen und stehen, ruft sie uns zu: Seht mich an, denn ich bin das Gesetz! Aus der göttlichen Sophia entsprungen, enthalte ich alle Gesetze eures Daseins, alle Bedingungen eurer Existenz!

Alle Sünde ist Unnatur. Unnatürliches, widernatürliches Leben ist ungöttliches Leben.

Es sündigt der Anarchist, wenn er den Staat, die Familie, die Ehe, den socialen Geschlechtsunterschied aufheben will, zunächst gegen die Natur. Vermag er nicht an den Vögeln am Himmel und an den Lilien auf dem Felde das Walten eines Vaters im Himmel zu erkennen, so könnte und sollte er wenigstens von der Biene lernen, die einen monarchischen Staat hat, von der Ameise, die Standesunterschiede kennt, vom Löwen und Tiger, von den Vögeln, von der Turteltaube und dem Storch, die den Ehestand kennen und lebenslänglich die eheliche Treue halten; von der Hindin und dem Hirsch, vom Schaf und vom Widder, von der Kuh und vom Stier könnte er die verschiedene Stellung und die Aufgaben der Geschlechter, ja von jedem Hund des Bettlers und des Blinden lernen, daß es eine Liebe und Treue gibt, die nicht auf materiellen Vorteilen beruht, und ein freiwilliges Gehorchen, das in dieser Liebe, in der Anerkennung eines Höheren, geschieht und seinen Lohn in sich trägt.

Gesetz allein ist Kraft und Macht; Gesetz macht stark, unüberwindlich; im Gesetz leben macht glücklich, gibt Frieden, macht auch weise und verständig. Wie das Dasein, ist auch der Himmel ohne Gesetz nicht denkbar. Leben ist das Erfüllen des Gesetzes durch von Gott ausgesprochene Ichheiten. Die ganze Natur ist nur die Sichtbarkeit von Gesetzen. Die Schöpfung ist die Frucht vom Gesetz. Astronomie enthält die Gesetze der Persönlichkeit, der Ichheit; Chemie die der Veränderungen innerhalb dieser Ichheit und auch der Wahlverwandtschaften solcher Ichheiten zu einander; Physik regelt das Verhalten dieser Ichheiten untereinander und einander gegenüber. Die Zahl endlich ist das Urgesetz, das Gesetz

dieser Gesetze, der Buchstabe, womit sie geschrieben, ihre Form und Fassung.

Je größer der Meister, desto mehr lebt er im Gesetze, bewegt sich frei darin und vollendet in und nach dem Gesetze seine Meisterwerke; ja, diese sind nichts als die möglichst klare Offenbarung dieser ewigen Gesetze. — Der große Mann, ein Aristoteles, Kopernikus, Newton, Kepler, Herschel, Linné, ist groß dadurch, daß er das Gesetz findet und es seinen Mitmenschen zum festen Grundstein ihrer Weltanschauung gibt. Welches Glück das Finden und Erkennen dieses Gesetzes solchen Männern verschafft, haben sie oft bezeugt. Den ärmlichen, kleinlichen, geistlosen Nörgler aber geniert und beengt, wie das menschliche Gesetz, so auch jedes Gesetz im Weltall, und diesen Gesetzen gibt er die Schuld, daß er so ohnmächtig und unfrei und unfruchtbar ist.

Der starke, einfache, wahre Naturmensch bedarf wie das Kind des konkreten Gesetzes noch nicht; er lebt in der Natur, als in einem unmittelbaren Ausfluß der Gottheit und ist auch so in der Wahrheit, wie den ersten Römern der Baum und die Quelle göttlich waren. Dem wahrhaft Geistigen ist diese Natur nur noch geistiges Gesetz und zugleich göttliches Denken, womit er mit ersterem übereinstimmt. Am schlimmsten daran ist der arme gottlose Gelehrte, der zwar sein Leben dem Erforschen des Gesetzes widmet, welches Gesetz auch einzig der Wissenschaft ihre Würde verleiht, aber dabei gestehen muß, daß er die meisten dieser Gesetze nicht kennt, daß ihm die Grenzen der bekannten doch unbekannt sind, und daß er überhaupt nicht weiß, woher diese Gesetze kommen, warum und wie sie entstanden und wozu sie da sind.

Aus sich heraus kann der Mensch ebensowenig ein Gesetz schaffen, wie eine neue Form oder einen neuen Vokal erfinden.

Schaut er aber mit treuherzigem Gemüte in die ihn umgebende, von Gott geschaffene Natur hinein, so findet er darin einen Abglanz aller der himmlischen Gesetze in der Gottheit. So findet er darin die Vaterrechte, die des Erstgeborenen (wie auch in Christo geoffenbart), die der Hierarchie und der Erbschaft, des Alters, des Geschlechtes und des Staates, des Besitzes, des Wachstums und des Ernährens, der Ehe und der Familie. Daher Jakob Böhme tief sagen kann: „Wer in der Natur lebt, bedarf keines Gesetzes" und der so geniale Hippokrates: „Für den, der natürlich lebt, gibt es nichts Schreckliches." Weil dieses Gesetz göttlich und folglich gut ist, so ist nicht nur jede Übertretung desselben, jedes sich davon emanzipieren wollen Unverstand und Thorheit, sondern dieses Gesetz hat in sich Macht, eben durch seine Gesetzmäßigkeit und göttliche Logik jede Übertretung und Emanzipation unnachsichtlich mit absolut gerechter Selbststrafe zu belegen. Weil jedes Gesetz der Natur einen weisen Zweck verfolgt und eine absolut notwendige Bedingung des Seins erfüllt, so entspricht jedem derselben eine thörichte und schädliche, in sich die eigne Vernichtung tragende Übertretung. Denn diese Gesetze sind nicht von außen und nachträglich erst den Wesen auferlegt worden, sondern sie liegen in ihnen, sind die Formel ihrer Existenz, innerhalb deren allein ihr Leben bestehen und sich bewegen und entwickeln kann; sie sind das durch sie selber Gesetzte, sind und werden mit und durch das Sein Gesetz.

Gott ist nicht ein König, der je und je ein Edikt erläßt, mit der Begründung à la Louis XIV.: „Tel est mon bon plaisir!" Sondern seine absolute Vollkommenheit zeigt sich darin, daß jeder seiner Gedanken so gut und so vollkommen dem Wohl und dem innersten, Ihm wohlbekannten, aus Ihm rührenden Wesen seiner Geschöpfe angepaßt ist, daß das

Geschöpf auch bei Aufbietung aller seiner Weisheit doch niemals etwas Zweckmäßigeres und Besseres erfinden kann, als diesem Gesetz so genau als möglich zu folgen, und daß umgekehrt die Übertretung desselben für das Geschöpf der Inbegriff aller Thorheit und Borniertheit ist, schon vom Standpunkte der eignen Erhaltung, also eines wohlverstandenen Egoismus aus.

So führt die Emanzipation vom großen Gesetze der Ichheit zum ichlosen und ichvernichtenden Buddhismus. Aus der Verkennung des Gesetzes der heiligen, ewigen Individualität entsteht der Darwinismus. Das einseitige Studium der Körpergesetze des Stoffes bringt den Materialismus hervor. Verachtet der Mensch das Gesetz der Selbstoffenbarung, so ist die Folge geistige Verkümmerung. Die Übertretung des Gesetzes der Imagination, d. h. die Vernachlässigung und Nichtausbildung dieser Anlage erzeugt Langeweile; die Nichtbeachtung des Gesetzes des Wollens: Kraftlosigkeit; des Kreislaufes: Versumpfung; die Emanzipation vom Gesetze des Geschlechtes: Feminismus; vom Gesetze der Hierarchie: Socialismus; der Solidarität: Egoismus; der Schönheit: den geistigen Aussatz des Häßlichen; der Gerechtigkeit: die weichliche und schwächende, falsche Humanität; der Ernährung: geistige Schwindsucht; des in jedem Wesen liegenden Maßes, der Mäßigung und der Proportion: ein Vergeilen und den materiellen und auch seelischen Alkoholismus u. s. w.! — Diese Gesetze sind alle schon, aber latent und noch unentwickelt, auf den niederen Stufen der Schöpfung vorhanden, so das des Wollens beim niedrigsten Infusorium; so spielt kraft des Gesetzes der Imagination das Kätzchen mit dem Ball.

Um so beklagenswerter im Interesse der Menschheit ist es, daß heutzutage eine verächtliche Sucht durch die Welt geht, sich

von allem Gesetz zu emanzipieren, wobei jeder Gehorchende als ein Unterdrückter und Duldender angesehen wird, des Mitleids wert; jeder sich gegen ein Gesetz Aufbäumende als ein bewunderungswürdiger Held, als eine edle in unwürdige Fesseln geschlagene Seele. Als ob Freiheit nicht einzig im Gesetze zu finden wäre; als ob nicht alles Befehlen erst Kraft und Macht davon erhielte, daß auch der Befehlende einem noch höheren Gesetze gehorcht; als ob nicht Erfahrung lehrte, daß nur dieser Starke und Gehorsame zu befehlen versteht, nicht aber der stets aufbegehrende Schwache. Gegen die Gesetze des Staates und der Familie, der Autorität, der Hierarchie und des Besitzes, des Geschlechtsunterschiedes und der individuellen Ungleichheit, der geistigen Hygiene, der wahren und sittlichen Ästhetik, erheben sich heutzutage auch vielfach christlich sein wollende gebildete Philanthropen. — Jede „Emanzipation" aber, jede Excentricität ist Schwäche; jedes sich vom wahren Gesetze Freimachenwollen Feigheit; zeigt, daß man nicht den Mut, nicht das Zeug dazu hat, innerhalb des Gesetzes groß, stark und frei zu sein. Von jeher haben die größten, stärksten, freiesten Völker sich die strengsten Gesetze gegeben, erkannten darin ihre Kraft; und daß wir Gesetze gegen die Sünde, gegen Gotteslästerung, Umsturz und Unsittlichkeit nicht mehr ertragen können, zeigt die ganze Unselbständigkeit und Unfreiheit unsrer Kunst, unsrer Wissenschaft, unsrer Litteratur, unsrer gesamten Kultur.

Von der Zerfahrenheit unsres Geisteslebens zeugt die geradezu charakterlose Entschuldigung: Mit Gesetzen lassen sich nicht wahre Gottesfurcht, noch rechte Sittlichkeit einem Volke octroyieren! — Ei, so laßt uns überhaupt das Gesetz verwerfen und nur noch polizeiliche Verordnungen für Straßenreinigung u. s. w. behalten! — Wozu noch den Sohn strafen,

der betrunken seinen alten Vater insultiert und mißhandelt? Wahre Kindesliebe läßt sich nicht im Menschen mit dem Gesetz erzeugen! — Warum denn die Frau, die ihren Mann vergiftet, gefangen setzen? Den richtigen Begriff von ehelicher Liebe kann man ihr doch nicht durch Gesetzesparagraphen beibringen!

Wie ganz anders aber Gott darüber denkt, sieht man an seinem Gesetze. — Höchstes Verbrechen, mit höchster Strafe belegt, ist die Beleidigung des Höchsten, gleichviel ob der Lästerer es bereut oder nicht. Denn Gesetz und Strafe sind zuerst nicht dazu da, daß der Mensch dadurch gebessert werde; sondern damit Recht Recht bleibe und die Grundsäulen des Alls nicht wanken. Und von jeher haben rechte und große Völker nicht lange nach Zweckmäßigkeit und Resultaten gefragt, sondern verfuhren summarisch nach dem Salomonischen Grundsatze: „Das Böse muß gestraft werden mit harter Strafe, die man fühlt." Waren denn solche, so die ersten Römer, und auch die Puritaner, die Albigenser, die Hugenotten, die Genfer Republik unter Calvins eiserner Zucht und strengen Religions-, Sitten- und Luxusgesetzen nicht imposante und trotz ihrer mitunter kleinen Zahl, bedeutende geschichtliche Erscheinungen? — Gestehen wir es offen: Wir sind zu weichlich und zu bequem, zu feig und zu träge, zu genußliebend und zu materiell, um strenge Gesetze noch zu ertragen! Dem vollkommenen Menschen wäre es Lust und Wonne gewesen, das Gesetz des Sinai zu erfüllen. Denn nach Gottes Liebe ist das Gesetz das Schönste im Weltall; ja es ist seine Liebe.

Solche Versuche, sich vom Gesetze zu emanzipieren, sind unverständig und thöricht, weil aussichtslos. Himmel und Erde werden vergehen, aber Geistesgesetze nicht. Ob unsre Gesetze streng und lax, gerecht oder ungerecht sind, Gottes

Gerechtigkeit kommt dabei nicht zu kurz. Hier oder drüben wird sie den frechen Lästerer zu finden wissen. Aber das entschuldigt uns nicht. Es war Elis Pflicht, seine Söhne zu strafen, und darum, daß er es nicht that, mußten er und sie verderben. Am großen Gerichtstage wird mancher Verbrecher zum Menschengesetze wie jener Jüngling auf dem Schafott zu seiner Mutter sprechen: Hättest du mich hart gestraft, als ich den jungen Spatzen die Augen ausstach, so stünde ich nicht hier! und mancher Mörder, dem man das verwirkte Leben hier geschenkt, verfällt um das mehr drüben dem zweiten Tode. Die Abschaffung der Todesstrafe ist ein schweres an dem Mörder begangenes Unrecht; wie denn schon mancher es vor Gericht als sein gutes Recht forderte, durch seine Hinrichtung, soviel an ihm sei, seine Schuld hienieden wieder abzutragen.

Wer hier vollends davon fabelt, daß wir nicht mehr unter dem Gesetze, sondern unter der Gnade leben, macht sich einer großen Konfusion schuldig. — Als Christus zum einzelnen Jünger sprach: „So dir einer den Rock nimmt, so gib ihm auch den Mantel," hat er damit die gerechte Strafe des Diebstahls nicht aufgehoben. Wohl spricht Er: „So jemand dich auf den rechten Backen schlägt, so biete ihm den linken auch dar"; als er aber vor dem Gericht steht, welches Recht sprechen soll, und er ungerecht geschlagen wird, so bietet er nicht den andern Backen dar, sondern er stellt sich mit vollem Recht auf den Rechtsstandpunkt und antwortet: „Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei; habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich?" So hat er durch sein Sterben am Kreuz die Todesstrafe legitimiert; denn war er nicht Gottes Sohn, so war er nach dem Gesetze Gottes der Gotteslästerung und des Todes schuldig. Und so verlangen im Himmel die Seelen der durch

Gnade selig gewordenen Märtyrer (wohlzumerken als Gesamtheit) Gott möchte endlich ihr Blut rächen an denen, die auf Erden wohnen, weil die Erfüllung der göttlichen Gerechtigkeit ihnen hoch über ihr persönliches Vergeben geht; und die Erhörung dieses Verlangens wird ihnen zugesagt (Off. 6, 9—11). — Der christliche Staat, wenn es einen gäbe, und wie Calvin sich bestrebte ihn herzustellen, kann nur auf der Basis des unerbittlichen Gesetzes bestehen, was auch Luther völlig anerkannte. Pflicht des einzelnen Christen dagegen ist es, seinem Bruder siebzigmal siebenmal zu vergeben; wie ein edler Richter persönliche Beleidigung völlig und von Herzen verzeihen kann, sie aber um der Gerechtigkeit willen hart strafen soll. Auch hier haben wir die zwei durch die ganze Schöpfung hindurch sich offenbarenden Prinzipien und großen Pole der Gottheit, das Gesetz und die Liebe. Auch hier steht das Gesetz des Individuums höher als das der Gesamtheit. Denn jeder Mensch steht erstens, nicht zweitens, vor Gott als göttliche Individualität und ist ihm Verantwortung nach höchstem, göttlichem Gesetze schuldig; zweitens aber, und nicht erstens, steht er auf Erden und seinen Mitmenschen gegenüber da als nur Teil eines Ganzen, der Menschheit. Als Teil aber steht er weniger hoch wie als Ganzes und hat hier dem von Gott dem Menschen gegebenen Recht sich zu fügen: Auge um Auge, Leben um Leben. — Würde dieser Unterschied zwischen der Unerbittlichkeit des gemeinschaftlichen und staatlichen Gesetzes und der Pflicht der unendlichen Vergebung und Gnade für den Einzelnen klarer erkannt, so stünde es bald besser um Recht und Gesetz und auch um wahre Menschenliebe in unsern sogenannt christlichen Staaten.

Den Alten war der Staat deshalb so ehrwürdig und groß, so über den einzelnen erhaben, weil er ihnen die göttlichen

Gesetze verkörperte. Uns ist er zu einer Aktien- und Handelsgesellschaft geworden, mit der jeder unzufrieden, weil sie ihm nicht genug Dividenden zahlt. — „Überall," sagt L. v. Ranke (Weltgesch. I. S. 212), „tritt in Sophokles die Ehrfurcht vor den Gesetzen der Götter hervor; vom menschlichen Verstande rühren sie nicht her, nie können sie vergessen werden!" Den Alten war das Gesetz schön, ja es war ihnen Poesie; uns ist es nicht nur drückend, peinlich und widerwärtig, sondern auch gleichgültig geworden. Wie kaum ein Christ noch nach dem auf dem Sinai gegebenen furchtbar prächtigen Gesetz Jehovahs viel fragt, so fragt kaum auch der heutige Bürger nach dem Gesetze und den Gesetzen, unter denen er lebt, und solange er nicht gestraft wird, auch nicht nach dem, was ihm verboten; das Gebot aber, groß und heilsam und fruchtbar, kennt unser Gesetz nicht mehr. Je mehr das Gesetz aus unsrem Leben schwindet, desto mehr wuchert die Verordnung und die Verfügung auf. Daß wir das Gesetz verloren, bezeugt unsre Sprache. Das harte Wort „Gesetz", das bei Gottes Volk das ganze Leben des einzelnen wie des Staates beherrschte, brauchen wir in Jahr und Tag nicht; das schöne Wort: „Der Gerechte" ist nicht mehr sprachgebräuchlich, und ebensowenig sein Antagonist „der Gesetzlose". Und wie gering taxiert die Sprache das Höchste am Menschen und sagt von ihm: ein guter Mann! aber .... Wie traurig! Denn das alte Testament bezeichnet den Mann den Luther den „Gottlosen" nennt, als den Gesetzlosen und spricht: Der Gesetzlose sagt in seinem Herzen: es ist kein Gott!

Sehen wir uns einige Gesetze der Evolution des Gesetzes an.

Ein solches ist, daß stets das niederere Gesetz das höhere im Keim enthält, im Keim, dessen grüne Spitze oft schon durch die Hüllen bricht. So deuten die kristallinischen Eisblumen schon die Form und die Gesetze des Wachstums im Pflanzenreich an; so fleischfressende Pflanzen (Dionea muscipula u. a.) das Tierreich; so der Hund, der allmählich die Sprache seines Herrn verstehen lernt und sie mit verschiedenartigem Gebell beantwortet, den sprechenden Menschen. Wo also eine solche Keimanlage sich zeigt, kündigt sie das Vorhandensein eines höheren Gesetzes an, oder, was dasselbe, eines höheren Zustands. — So drückt mich die Schwere und ich möchte fliegen und Flugmaschinen erfinden. Das weist auf einen Zustand hin, wo ich der Schwerkraft nicht mehr unterthan sein werde. So genügen mir meine Augen nicht und ich suche mir solche zu verfertigen, die sowohl das Kleinste und Nächste, als auch das Größte und Entfernteste zeigen. Das deutet auf ein Sehen, das alles sieht, das Atom und die fernste Sonne. Ich fürchte Krankheit und Tod, und alles Streben der Medizin geht seit 6000 Jahren darauf aus, Krankheit und, sagen einige, auch den Tod aus der Welt zu schaffen. Das kündet eine Existenz an, in der ich nicht mehr krank sein noch sterben werde. — So beweist das Suchen und Streben selbst derjenigen, welche höhere Gesetze und höhere Zustände leugnen, das Dasein solcher. Existieren sie nirgends, wären sie absolut unmöglich und undenkbar, so wäre auch dieses Streben, dieses Sehnen nicht zu erklären.

Und dennoch versteht das in niederem Gesetz Lebende das höhere Gesetz nicht. Der Stein begreift das Leben der Pflanze

nicht; ihm sind Sonnenschein und Regen, Frühling und Winter, Atmung und Ernährung völlig gleichgültig, er kennt nur chemische Gesetze. Könnte eine Pflanze denken, so würde sie nur ein seßhaftes Leben fassen und die Beweglichkeit des Tieres, seine Arme und Füße und sein Maul dünkten ihr überflüssig und absurd. Und so urteilt der vom Geist nicht Erleuchtete, wenn er spricht: Wie soll es Engel mit einem geistigen Leib geben?

Ein zweites Gesetz der Evolution des Gesetzes ist, daß das höhere Gesetz eine Erfüllung, zugleich aber eine Überwindung und Aufhebung des niederen ist, wohl zu merken, nur für den, der schon höher steht. So hebt der Krystall mit seinem Wachstum nach drei Axen das für das Steinreich gültige Gesetz der Trägheit auf; so die Pflanze das Gesetz der Schwere, wenn aus kleinem Samen eine Mamutsfichte 400 Fuß hoch sich erhebt; so das Tier das für Gewächse gültige Gesetz der Seßhaftigkeit und des Anwachsens; und gäbe es nur höhere Pflanzen, Schwämme und Polypen, so würden wir Seßhaftigkeit und Anwachsen als unverbrüchliches Gesetz sämtlicher Organismen aussprechen. So ist auf Erden jede höhere Erscheinung zugleich eine Erfüllung und eine Aufhebung des schon Dagewesenen als eines Geringeren. — Auch auf geistigem Gebiet: der große Mann ist die Erfüllung und die Negation des kleinen, denn er ist das, was der kleine sein sollte und nicht ist.

Das Meisterwerk zeigt den Menschen die Möglichkeit des Höheren, von ihnen bisher für unmöglich Gehaltenen, weshalb sie es von jeher mit Recht eine Offenbarung nannten. Und Christus spricht: „Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen." Er erfüllt im höheren Sinn das Gesetz des Sinai, wenn er spricht: „Ich aber sage euch" . . . . und hebt es gleichzeitig auf; denn in demselben war nicht jeder, der ein

Weib ansiehet, ihrer zu begehren, des Ehebruchs, und nicht jeder, der seinen Bruder Racha schalt, des Todes schuldig; und ebenso, wenn er die vorgeschriebene Anbetung im Tempel zu Jerusalem durch die höhere im Geist und in der Wahrheit ersetzt, von der jene ein Bild und eine Vorbedeutung war.

Es wäre, wie vorhin angedeutet, eine nicht nur antibiblische, sondern auch unbegründete und unwissenschaftliche Hypothese, anzunehmen, daß wir Menschen und die Formel unsrer irdischen Existenz schon die allerhöchste Steigerung des göttlichen Gesetzes darstellen. Vielmehr sagt uns eine naturwissenschaftliche und christliche Weltanschauung, daß wir erst auf den untersten Stufen dieser Jakobsleiter stehen und daß sicherlich noch zahllose, stets höhere, stets das vorherige erfüllende und aufhebende Gesetze zwischen uns und der Gottheit einzuschalten sind. Kurzsichtigkeit und Schwäche des Unglaubens ist es, daß der Mensch jedes einzelne Gesetz nur für sich ansieht und immer wieder ausruft: Es kann also nicht sein . . . ., es ist also unmöglich daß . . . . Der Christ glaubt an eine aufsteigende Serie von Existenzen, an eine ewige Evolution des Gesetzes, d. h. des Denkens Gottes, die nicht nur alles Sehnen und Streben und Wünschen des Menschen verwirklichen wird, sondern auch, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, als Realität darstellen wird. Und die ganze Schöpfung, richtig angesehen, stimmt mit diesem seinem Hoffen überein.

Endlich ist es prächtiges, die Seele erfreuendes Gesetz der Evolution des Gesetzes, daß dieses höhere, das niedrigere erfüllende und aufhebende Gesetz zugleich höhere Freiheit in sich schließt. Der Krystall ist freier als das amorphe Gestein, die Pflanze als der Krystall, das Tier als die Pflanze, der Mensch als das Tier, der Meister, der die Gesetze der Form, des Tons und der Farbe schaut und ihnen gehorcht, als der Lehrling,

der am Abc des Gesetzes noch lernt, und freier der große Mann, der in göttlicher Fatalität seine ihm von oben gestellte Aufgabe erkennt und erfüllt, als der kleine, im Staub und Kehricht des Lebens, wie er fälschlich meint, frei wühlende. Gott aber ist absolutes Gesetz und höchste Freiheit, arbeitet nach dem von Ihm gesetzten Gesetz und schaltet und waltet mit souveräner Allmacht. Prächtig und tief spricht Christus: „Die Wahrheit (das göttliche Gesetz) wird euch frei machen." Auch dieses Gesetz des Gesetzes hat seine Gültigkeit und Fortsetzung in Ewigkeit.

Diejenigen sind also auf dem Weg des Irrtums und des Rückschritts, welche, indem sie stets von Evolution und Fortschritt reden, eine bessere Zukunft von der Abschaffung aller Geistesgesetze erwarten, eine Freiheit durch Rückkehr zu den niedrigen Gesetzen der bloßen leiblichen Erhaltung anstreben und der Menschheit anraten, ihr Glück in der Emanzipation vom Gesetz zu suchen. Ach, sie würden ihr alles nehmen, was ihr Kraft gibt, alles was das Leben wert macht, gelebt zu werden!

Aber diese feindselige Stimmung und Stellung gegen das Gesetz gründet tief in der bewußten oder unbewußten Feindschaft ihrer Seele gegen den Gott, dessen Denken das Gesetz des Gesetzes ist. Denn Grund und Ursache der Naturgesetze sind die Gesetze des Geistes. So enthalten die Gesetze der Liebe und des Hasses auch die der Anziehung und Abstoßung, der chemischen Wahlverwandtschaften und Verbindungen, die der Gerechtigkeit und der Logik auch die physikalischen der Körper, die der Persönlichkeit ebenso die der Weltkörper, die der geistigen Ernährung und des geistigen Wachstums die des leiblichen, die des Bösen und der Sünde auch die der körperlichen Krankheit, endlich die des geistigen und zweiten Todes die des leiblichen Absterbens

und des ersten Todes. Das lehrt die ganze Bibel; das sagt klar Christus in seinen Parabeln und in ihrer Erklärung. Auch das Gesetz des einigen Gottes ist ein Ganzes und ein Eins; das zeigt die Natur und lehrt die Bibel.

Anzunehmen, daß ein so Lebendiges und Organisches, Kraft- und Machtvolles, Harmonisches und Vollkommenes wie das Gesetz aus dem toten, bewußt- und willenlosen chaotischen Stoff hervorgegangen sei, widerspricht dem innersten Bewußtsein des Menschen, dem Sinn für Wahrheit, der ihm ebenso angeboren ist, wie der äußere Sinn für das äußere Licht, für Form und Farbe. — Das Gesetz setzt sich nicht selbst, sondern wird von Einem gesetzt, welcher weiß, was Er damit sagt und was Er damit bezweckt, denn das unzweckmäßige Gesetz existiert nicht.

Wie schön und gütig von Gott, daß er die Erfüllung seiner Gesetze für alle seine Geschöpfe unabänderlich mit Beglückung verbunden hat. Wäre es anders, so müßten wir wohl, um zu existieren, uns Gewalt anthun und dennoch nach Naturgesetzen leben. Aber welche furchtbare Prüfung, wenn es nur mit Ungenuß verbunden wäre; wenn Essen eine Qual, Schlafen schmerzlich, das Licht den Augen weh thäte, der Ton dem Ohr verdrießlich wäre, die Luft übelriechend und das Wasser abscheulich schmeckte. — Darüber denken wir zu wenig nach. Es ist eben des gefallenen Menschen Fluch, daß er sich bei allem „gar nichts dabei denkt".

Als solcher über dem Gesetze Stehender dokumentiert sich Gott je und je durch das Wunder. Denn das Wunder ist weder gesetzlos, noch ungesetzlich; sondern zeigt ebenso höhere Potenzen des Gesetzes wie die Differentialrechnung der Arithmetik gegenüber. Daß das Wunder in sich sein Gesetz trägt, eine Steigerung des Gesetzes ist, und nicht wie im Märchen

ein zügelloses und extravagantes Thun, sieht man ihm an. So schon darin, daß es eine geistige Entsprechung verlangt (Matth. 13, 58), und auch darin, daß es in der Zahl geschieht. Wie der Magnetstein eine höhere Stufe des sonst keine Anziehungskraft aufweisenden Steins ist, so ist der Mensch, der auf dem Wasser wandelt und im Feuerofen nicht verbrennt, eine höhere Potenz des gewöhnlichen Menschen, und die auf Erden nur zeitweilige Erhöhung zu dieser Stufe geschieht durch die Kraft und den Willen des Gottes, der das ertränkende Wasser und das verzehrende Feuer geschaffen hat, und der eben deshalb jederzeit sprechen kann: „So du durchs Wasser gehst, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen, und so du durchs Feuer gehst, sollst du nicht brennen, und die Flamme soll dich nicht anzünden“ (Jes. 43, 3). — Außer wo als Strafe das Gegenteil geschieht, bewirkt das Wunder eine Erhöhung und Befreiung, ein Lebendigmachen des Stoffs und der Organismen, läßt uns also Blicke thun in eine Welt der Herrlichkeit, wo zwar alles ebenso wie hier, ja noch mehr, nach Gesetzen geschieht, aber nach höheren, also freieren. So erhöht Christus Wasser zum Wein, steigert die stoffliche Expansion und die ernährende Kraft des Brots und der Fische und legt in sein Wort und in seinen Speichel Heilkräfte, die wir wunderbar nennen, weil wir sie nicht kennen noch besitzen.

Dem Geist, der in selbstloser Demut und Uneingenommenheit die prächtigen Gesetze des Alls angeschaut und bewundert hat, wird geschenkt, hoch über ihnen, schöner als alles Schöne, größer als alles Große, mächtiger als alle Macht, in unaussprechlicher Erhabenheit und Majestät den Geber des Gesetzes im Geist zu schauen; diese Sonne, die unaufhörlich über alles Erschaffene Ströme der Güte und der Liebe ausgießt und als höchstes, einziges, alles andre in sich schließendes Gesetz zum

Geschöpf spricht: Du sollst deinen Gott lieben von ganzem Herzen; **denn das ist dein Leben!** — Welch Ideal der Begründung eines Gesetzes! Seine Übertretung ist Tod, ewiger Tod, seine Befolgung nie aufhörendes, unüberwindliches Leben, unfaßliche Wonne, ewige Seligkeit! Und das ganze Weltall ist eine Symbolik Gottes. Wahre Liebe erquickt uns als ein Bild und Schatten seiner Liebe, Größe ist uns ein Sinnbild von einem großen Gott, Gerechtigkeit versichert uns, daß Er gerecht ist, kurz, das arme, verwaiste Menschenherz sucht den Vater stets unbewußt und findet Ihn auch in seiner Schöpfung, und mit jedem Tag wächst in ihm die Zuversicht und die Freude der Ewigkeit, die die Bibel in dem unaussprechlich großen Wort zusammenfaßt: **Sie werden Gott schauen!**

Wir Christen brauchen uns wahrlich solches diamantenen Eckſteins unsrer Welt- und Lebensanschauung nicht zu schämen, noch im geringsten Atheisten und Buddhisten, heidnische und moderne Philosophen, Rationalisten und Materialisten um ihre unsicheren, erkünstelten und gänzlich trostlosen Grundsätze zu beneiden. — Selbst wenn wir von der Wahrheit unsrer Weltanschauung absehen wollten und ihr und der unsrer Gegner nur eine Wahrscheinlichkeit von $1 = 1$ einräumen, muß es jedem einleuchten, daß derjenige, dessen Leben und Thun auf einer individuellen Ewigkeit gründet, ganz andre und großartigere Beweggründe für sein Thun und Lassen besitzt, als der, dessen Existenzbegriff sich innerhalb weniger Jahrzehnte und nur auf diesem kleinen Planeten bewegt; und ebenso daß der, dem ein überwältigender, lebendiger und persönlicher Gott zur prima causa und zum ersten Faktor und Motor des Alls geworden, dadurch persönlicher, größer, fester und stärker wird als der, der dafür sich ein unpersönliches, problematisches und lebloses Etwas setzt. — Wächst der Mensch mit seinen Zielen, so noch

mehr mit einem großen und starken Glauben; so müssen ihn große Hoffnungen wie auf Adlersflügeln über die ärmlichen irdischen Verhältnisse emporheben, und die Freude der Ewigkeit muß in ihm jetzt schon das Leid der Zeit überwinden. Daß es so ist, haben Tausende von Christen mit ihrem Leben, und was noch mehr, mit ihrem Tode auf Schafott und Scheiterhaufen bewiesen, und es beweisen es auch Hunderttausende von Nichtchristen tagtäglich durch die Angst und das Bangen, womit sie schließlich in eine lang bezweifelte, aber immer reeller werdende Ewigkeit abfahren.

Das ganze nach höheren Gesetzen sich vollziehende Leben des Christen und jeder einzelne Christ, der seinem himmlischen Vater die Fürsorge für sein irdisches Dasein und das der Seinen völlig übergibt, der Krankheit, Armut, Schande und Schmach gelassen erträgt, der nicht nur seinem Feinde verzeihen, sondern auch von ganzem Herzen für ihn beten kann, ist ein mathematischer Beweis, daß er durch die Erscheinung hindurch zum Gesetz und durch das Gesetz zum Gesetzgeber durchgedrungen ist; daß, wie Prälat Öttinger sagt, „der da droben sein guter Freund ist".

II.

Erde und Organismen.

Sehen wir uns einige Gesetze der göttlichen Natur in der Erde, in den sie bedeckenden Wesen und im Menschen an.

Könnten wir uns auf den Mond versetzen, so würden wir mit Bewunderung einen großen silbernen Globus scheinbar unbeweglich am Zenith schweben sehen, fünfzehnmal größer als der Mond uns erscheint, mit schneeweißen, von Nordlichtern umblitzten Polen, und auf welchem unaufhörlich aus der Nacht allerlei sonderbar gestaltete Kontinente und Inseln, von Wolkengürteln halb verhüllt, ans Licht treten und wieder in die Nacht fortwirbeln. Daß diese Weltkugel, unsre Erde, uns unbeweglich erschiene, wäre eine Täuschung, dadurch hervorgerufen, daß der Mond im gleichen Schritt mitgeht. In der That fliegt diese Welt und wir mit ihr, wie ein kolossaler, immer spinnender, etwas zur Seite geneigter Kreisel unermüdlich in ihrer fast kreisrunden Bahn um die Sonne. — Wieviel mal hat sie wohl im weiten Kreis schon dieselbe umtanzt? Wieviel mal noch wird sie es thun?

Aufs innigste sind ihre Schicksale mit den unsrigen verknüpft, die wir, vom Himmel darauf gefallen, in Gehäusen aus Erde, uns von Erde nährend, einen kurzen Augenblick auf derselben uns umsehen, bis wir wieder zur Erde werden. Als

einst diese Erde nach langen Licht- und Nachtepochen von Gott wunderbar mit allerlei Geschöpfen versehen war, schuf uns Gott zu ihren Herren und Beherrschern. Als wir von Ihm abfielen, wurde auch diese Erde um unsertwillen von Ihm verflucht und trägt nun Disteln und Dornen. Auch sie wird den Feuertod erleiden, und ihr Auflodern im Weltbrand wird das Ende der Menschheit bedeuten. Aber auch sie wird aus der Asche auferstehen und als neue Erde ewig leben.

In wunderbarer Weise ist dieses Individuum unter den vielen Erden des Sonnensystems von denselben Grundgesetzen und Prinzipien beherrscht wie ihr Bewohner, der Mensch; ein Gesetz, das sicher auch für andre Welten gilt. — Tief im Herzen verbirgt sie wie wir heiße aufwallende Glut, die je und je mit gewaltigem Klopfen ihren ganzen Leib erschüttert. Aus Festem, Flüssigem und Luftförmigem besteht auch, wie der unsrige, dieser Leib. Wie im Menschen das Blut, kreist unaufhörlich auf Erden die ernährende, befruchtende Flüssigkeit und ermöglicht allein das Leben. Und mit tiefem Atemholen hebt und senkt sich alle sechs Stunden in Ebbe und Flut die Brust der mächtigen Oceane. Wie das Leben des Menschen aus einem Wechsel des Wachens und des Schlafens besteht, so dreht die Erde immer nur eine Seite dem Licht zu, und in schneller Umdrehung taucht sie sie wieder in die Nacht, während welcher auch die Pflanzenwelt schläft und ihre Blüten und zum Teil ihre Blätter schließt. Endlich sind von jeher die wechselnden Jahreszeiten im Kreise des dem irdischen Leben entsprechenden Jahres ein Bild und Symbol der menschlichen Temperamente. Sanguinisch heiter, jugendfröhlich, voll Hoffnung und Lebenslust und Mut, kindlich lachend und weinend ist der Frühling; es blüht millionenfach die Erde, und auch der Mensch erwacht aus dem Winterschlaf und regt sich und schafft und hofft und

lacht und singt und liebt im Blumen- und Minne- und Wonnemonat. Cholerisch, kräftig, im besten Mannesalter ist der Sommer mit seiner oft schwülen Hitze, mit seinen heftigen Gewittern, wie gewaltige Zornesausbrüche, doch Großes schaffend, Korn und Wein und Öl und Früchte reifend. Melancholisch schön der ältere Herbst voll Sehnsucht, wenn die Schwalben ziehen, poetisch wie ein schöner Lebensabend voll der Früchte eines thätigen Lebens, doch den nahen Tod, den Winter, ahnend. Und apathisch ist dieser, unter weißer Decke schlummernd; kahl und stumm der Wald, leblos die Erde, und in seinen Wohnungen sitzt verborgen der Mensch und fristet künstlich sein Dasein.

Diese tiefen Analogien zwischen Erde und Mensch haben zu allen Zeiten die Menschen gefühlt. Als die Götter der Walhalla, erzählten die Skandinavier, den Riesen Ymir erschlagen hatten, bildeten sie aus seinem Körper die Erde. Zu Felsen und Gebirgen wurden seine harten Knochen, — wie heute noch der Italiener das Felsengebirge treffend l'ossatura, das Knochengerüst der Erde nennt, — sein Fleisch wurde zur Erde, aus seinem Blut füllten sie das Weltmeer, und seine Haare wuchsen als dunkle Wälder auf den Bergen.

Kolossal ist dem kleinen Menschen gegenüber diese Welt und ebenso die ihr von Gott mitgegebene Lebenskraft, der Impuls, mit dem sie auf ihrer ungeheuren Bahn täglich zweieinhalb Millionen Kilometer in lautlosem Flug zurücklegt, über hunderttausend Kilometer per Stunde, neunundzwanzig in der Sekunde! — Was sind dagegen alle unsre Blitzzüge? — Was selbst die lahme, fünfundsiebzigmal langsamere Kanonenkugel? — Fünfhundertundelf Millionen Quadratkilometer groß ist die Oberfläche dieser Welt, davon dreihundertvierundachtzig Millionen von salzigen, tiefen Meeren bedeckt,

die der Mensch mit Lebensgefahr durchsegelt, von deren Tiefen und überreichem Leben er so gut wie nichts weiß. Nur einhundertsiebenundzwanzig Millionen sind bewohnbar, und davon läßt er über die Hälfte unbebaut und fast unbewohnt.

Diese Weltkugel hat ihr winziger Bewohner, der Mensch, gewogen. Sie ist sehr schwer, fünfeinhalbmal schwerer, als wenn sie ganz aus Wasser bestünde, zweimal schwerer als eine gleich große Granitkugel, wiegt rund: sechstausend Quadrillionen Kilo! Drehte sie sich so schnell, daß sie infolge der Centrifugalkraft in jeder Sekunde einen Centner ihrer Masse in den Raum hinausschleuderte, so würde sie doch erst mit sich selber in dreitausendachthundertundfünf Millionen Jahrmillionen fertig! (Th. Moldenhauer, Das Weltall.) — Und mit diesem riesigen Gewichtsstein als Gewichtseinheit wägt der Astronom, das kleine Geschöpf, die andern Weltkörper am Himmelszelt, die Sonne, die dreihundertsiebenundzwanzigtausendmal, Jupiter, der dreihundertundneunmal schwerer ist. Selbst die uns so leicht dünkende Luftschichte, die wir gar nicht als Last empfinden, diese Atmosphäre, welche die Erde bis zu unbekannter Höhe weich umhüllt, lastet auf Meeren und Kontinenten mit einem Gewicht von einhundertundzehntausend Billionen Centnern! So schwer ist das leichteste, so groß das kleinste, so bedeutend das unbedeutendste Pöstchen in der großen göttlichen Haushaltung!

Von schönen Gesetzen ist diese Welt regiert, existiert kraft dieser Gesetze; und diese spiegeln sich, wie schon angedeutet, im Menschen wieder.

Zuerst das allen Geschöpfen gemeinsame Gesetz der Konzentration des Lebens nach innen. Wie in der Blume nicht die äußern, noch so schönen Blumenblätter, sondern die innern Organe duften und befruchten; wie in der Frucht der innere

Kern und Stein die Essenz des Lebens und das Prinzip der Fortdauer enthält; wie in einem Weltreich die Hauptstadt Kraft und Saft und den Willen des Staates darstellt, und im Menschen die Quellen des Lebens und der verborgenen Individualität im Herzen liegen, so auch in der Erde und in allen Weltkörpern. — Vom Herzen aus geht das Leben. — Ist im Herzen keine Lebenswärme mehr, so erstarrt auch bald das Äußere, wie ein Baum stirbt, der am Herzen faul ist. Wohl rufen die belebenden Sonnenstrahlen wunderbares und tausendfältiges Leben auf der Erde alljährlich hervor; aber was nützten sie einem erstarrten Weltkörper, wie einem Leichnam alle Wärme nichts hilft, noch die göttliche Gnade toten Seelen. Dann hätte schon lange die furchtbare Kälte des Weltalls die Erde durchdrungen und nicht mehr bloß dreihundertundsechzig Fuß tief wie in Sibirien wäre der Boden ewig gefroren, sondern durch und durch; und bis ins Innerste gliche die Erde einer toten Eiskugel. Auch Luft und Wasser wären längst verschwunden, wie augenscheinlich fast gänzlich auf dem Mond, hätten sich ins Innere verkrochen, wären da chemisch gebunden; und leblos, auf der einen Seite von den Sonnenstrahlen versengt, auf der andern über — 250° kalt, flöge zwecklos und unbewohnt diese Welt durch den Weltraum. — Daß dem nicht so ist, verdanken wir dem in heißer Glut noch lebenden Erdkern. Ein überkrustetes Sönnchen ist diese Erde. Würde Gott mit einem großen Messer von dieser heißen Welt nur eine zwanzig bis fünfzig Meilen dicke Schale, also verhältnismäßig dünner noch als die eines Apfels, abschälen, so leuchtete sie wohl noch manche Jahrtausende im Weltraum.

Heutzutage ist der Glaube an ein Centralfeuer der Erde etwas aus der Mode gekommen. Denn auch in der Wissenschaft gibt es Moden, Zeitströmungen, veränderliche und vor-

übergehende Stimmungen. — Sehen wir uns diese interessante Frage näher an!

Was die Theorie betrifft, so hat die schon von Kant besprochene, von Laplace mit einiger Änderung aufgestellte und ausgebildete Kosmogonie eine große Wahrscheinlichkeit für sich und kommt immer mehr in der Astronomie zur Geltung. Nach dieser wären alle Weltkörper aus einem heißen oder kalten Weltnebel entstanden; hätten sich allmählich geballt und wären zuerst, sei es als Folge und Überbleibsel ihres Urzustandes, sei es infolge der Zusammenziehung, heißflüssig gewesen oder geworden. Wir sehen am Himmel die verschiedenen, aufeinanderfolgenden Stufen dieser Ballung in zahlreichen Exemplaren, und haben ebenso an den Ringen des Saturn die schönste Demonstration der Ringbildung um und aus dem Centralkörper, auf die Laplace die Entstehung der Planeten aus der noch nicht geballten Sonne zurückführt. Innerhalb unsres Sonnensystems befindet sich, im schönen Einklang mit dieser Theorie, die Sonne noch im heißen, gasförmigen oder flüssigen Zustand. „Der mächtig brodelnde, Dämpfe ausstoßende Jupiter," sagt Leipoldt, „und auch der Saturn sind zweifellos heute noch glühend flüssige Welten; Mars dagegen, siebenmal kleiner als die Erde, hat schon viel mehr als sie sein Wasser verloren und der noch kleinere Mond gänzlich." — Da nun viele tausend Millionen gegen eins zu wetten sind, daß sämtliche Planeten auf einem und demselben Weg entstanden sind, so müssen wir nach Stellung und Größe der Erde annehmen, daß sie, obgleich überkrustet, im Innern noch heißflüssig ist.

Ebenso muß, nach allen Gesetzen der Physik, wenn die Erde einst heiß war, durch fortschreitende Erkaltung eine Zusammenziehung und zugleich ein immer stärkeres Verunzeln der Erd-

rinde stattgefunden haben und noch immer stattfinden, der Bildung einer Haut über der erkalteten Milch vergleichbar und dem Entstehen immer höherer Berge entsprechend; und in der That sind die Vogesen und der Jura älter als die vielleicht noch im Erheben begriffene, so viele thätige Vulkane aufweisende Andenkette. Durch diese Zusammenziehung muß, wie sichtbar geschieht, das flüssige Innere hinausgedrückt werden. Cordier berechnet, daß eine solche Verkürzung des Erdhalbmessers um nur ein Millimeter in hundert Jahren genügte, um jährlich fünf der größten Lavaströme zu erzeugen.

Damit stimmen trefflich die beobachteten Thatsachen. Anstatt in großer und größter Tiefe eine erstarrte und von der Weltraumskälte durchdrungene Eiskugel zu finden, stoßen wir beim Graben oder Bohren in die Erdrinde überall auf eine Zunahme der Temperatur. Sie beträgt durchschnittlich 1° C. für 27 Meter oder beiläufig 100 Fuß, ist also recht beträchtlich und würde bei 10 Meilen Tiefe schon 2500° erreichen, oder die Hitze des geschmolzenen Eisens übertreffen. So arbeiten nackt und schweißtriefend die Männer in dem 3000 Fuß tiefen Bergwerk von Falun in Schweden, während 10—20 Fuß hoher Schnee droben den Boden bedeckt. — Daß die Temperatur nicht überall gleichmäßig zunimmt, und auch mit der Tiefe vielfach weniger rasch, war zu erwarten, da die Wärmeleitungsfähigkeit der einzelnen Gesteinschichten und ebenso die Dicke der Erdrinde eine sehr wechselnde ist. Da wo, wie auf dem Stromboli oder Mauna Loa, Lava beständig ausströmt, ist letztere gleich Null; wo, wie in der Solfatara bei Pozzuoli, ein großer Stein, gegen den Boden geschleudert, diesen in zitternde Schwingungen versetzt und man mit dem Ohr am Boden das Brodeln des großen Kessels hört, beträgt sie nur wenige Meter; unter den Himalaja- oder Alpenketten dagegen

oder in Ländern, die wie Grönland und Australien weder Vulkane besitzen, noch von Erdbeben heimgesucht werden, mag sie viele Meilen betragen.

Ebenso sprechen für einen heißen Erdkern die heißen Quellen, die so reichlich an vielen Stellen der Erde entströmen; am allermeisten aber die überall verbreiteten Vulkane. Aus 225—250 solchen Schlunden und Kratern thätiger Vulkane, zu denen noch ungefähr fünfhundert mehr oder weniger unthätige und Tausende von ganz erloschenen kommen, strömen heiße Dämpfe, Aschenwolken oder glühendflüssige Lavaströme. Wie mächtig und massenhaft, wie heiß diese Lava, werden wir später sehen. Die Erde ist also einer großen Orange zu vergleichen, der bei jedem Stich Saft entströmt, doch gewiß eine starke Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Kugel Saft enthält. — Die Annahme dagegen, daß diese Vulkane lokalen Ursachen, so z. B. Lagern von Schwefelkies (!) ihre Thätigkeit verdanken, daß also viele Hunderte von besonderen Feuerlein vorhanden sind, und daß in früheren Zeiten Tausende von solchen existierten, ist durchaus erzwungen und wird es noch mehr, wenn man bedenkt, daß sämtliche Laven aus diesen Vulkanen mit unbedeutenden Unterschieden sich gleichen; sie alle gehören der Familie der Trachyten oder Basalte an. (Zur Erklärung dieser Thatsache nehmen einige Gegner des Centralfeuers tiefe, die Vulkane unter sich verbindende, also unter den Oceanen, von den Anden nach Europa und Kamtschatka hinführende Erdspalten an!)

Gegen den heißflüssigen Erdkern hat man angeführt, daß die ungeheure Last der oberen Schichten den inneren Kern notwendig zu einer festen Masse zusammendrücken müßte. — Allerdings beträgt dieser Druck nach Zöppritz drei Millionen Atmosphären, anders gesagt, fünfundvierzig Millionen Pfund auf

einen Quadratzoll! — Aber wir wissen, daß Kohlensäure z. B. schon bei einer Temperatur von 35° durch keinen Druck mehr flüssig gemacht werden kann, und es ist anzunehmen, daß es für jeden Körper einen „kritischen Punkt" gibt, wo die die Moleküle auseinanderhaltende Wärme sich mächtiger erweist als jede mechanische sie zusammendrückende Kraft. So sehen wir auf der Sonne, trotz ihrer ungeheuren Anziehung, viele tausend Kilometer hohe Stoffmassen in gasigem Zustand verharren, ja aus dem Sonneninnern Wasserstoffsäulen in höchst verdünnter Gasform herausbrechen.

Seitdem Männer, wie A. von Humboldt, Leopold von Buch, Elie de Beaumont u. a., wahrlich mit einigem Verstand und Sachkenntnis, in den verschiedensten Ländern der Welt — so Humboldt ein halbes Leben hindurch in Süd- und Nordamerika, in Europa und Sibirien — sich die Erdrinde ansahen, ist diese Erdrinde nicht anders geworden; seitdem hat die Wissenschaft keine neue Art von Vulkanen entdeckt, noch von nie dagewesenen Erdbeben; die Verbreitung der beiden Erscheinungen über die ganze Erde, die Zunahme der Wärme mit der Tiefe, das Vorkommen von heißen Quellen, alle diese bleibenden und unleugbaren Thatsachen sind klare Beweise für den von der ganzen Kosmogonie und Kosmologie angenommenen flüssigen oder gasförmigen Zustand des Erdinnern. — Und so nehmen heutzutage, gewissermaßen als Reaktion gegen die Leugner des heißen Erdinnern verschiedene Forscher, so A. Ritter, Zöppritz, Moldenhauer u. a. an, daß dieses Innere bei einer Hitze von 100000°, nach andern sogar von 200000°, nicht nur flüssig ist, sondern durchaus aus heißen Gasen besteht, die allerdings durch den Druck derart komprimiert werden, daß sie sehr schwer sind, und auf denen erst, in dieselben allmählich übergehend, die Schichten der heißflüssigen Lava ruhen,

die ihrerseits von der erstarrten Erdrinde mit sehr wechselnder Dicke bedeckt sind.

Daß dieses Innere größtenteils aus Metallen besteht, unsre Erde also eine Metallkugel ist, geht aus der Thatsache hervor, daß die Gesteine, Felsen und Gebirgsarten, welche die von uns bebaute und bewohnte Oberfläche und Erdrinde bilden, überwiegend aus dem Rost verschiedener Metalle, d. h. aus ihrer Verbindung mit Sauerstoff, bestehen; so das Kalkgebirge aus Calciumrost, so Granit und Quarze aus Siliciumoxid; so Lehm z. T. aus dem Aluminium, das wir ihm durch Elektrolyse wieder entziehen. Indessen sind auch Metalle menschliche Vorstellungen; wie sich diese, von uns Elemente genannten Stoffe bei einem Druck von drei Millionen Atmosphären und 100000° Wärme im Mittelpunkt der Erde ausnehmen, und ob sie nicht in uns gänzlich unbekannte Zustände der Dissociation geraten und nur noch als Urstoff existieren, ist eine wohl aufzuwerfende, aber zur Zeit nicht zu beantwortende Frage.

Zwischen diesem bald dumpf murrenden, bald wild tobenden Lavaocean und den noch glühenden, aber schon festen Schichten der Erdrinde müssen infolge der Zusammenziehung an manchen Stellen gewaltige Höhlungen entstehen, auf deren Zusammenbrechen manche Gelehrte die Erdbeben zurückführen; sind doch schon die Mammutshöhle und die prächtige Salzhöhle von Wieliczka viele Kilometer lang. Wie mögen da drunten auf diesen Grenzgebieten zwischen der flüssigen Feuerwelt und der festen sie einschließenden an Gewölben und Domen und Kuppeln, z. T. groß genug, um ganze Weltstädte und Länderstriche zu überdecken, von farbigen Metalldämpfen halb verhüllt, die verflüchtigten Elemente sich zu prächtigen, sonderbaren, herabhängenden Stalaktiten niederschlagen, während andere, schon halb oder ganz kristallisierte, kühn zerrissene Massen wie

glühende Eisberge auf der feurigen Flut schwimmen! Denn hier sind die denkbar günstigsten Bedingungen für die kolossalste Kristallisation gegeben. Es ist durchaus nicht unwissenschaftlich, anzunehmen, daß in dieser chaotischen Welt des Feuerflüssigen und Festgewordenen, in stets zusammenbrechenden, schmelzenden und sich wieder aufbauenden Schluchten und Ritzen und endlos verzweigten Höhlen und Hallen und Palästen, mit Wänden etwa aus schwarzem, glasartigem Obsidian, mit Blumen aus Kupferlazur und Malachit geschmückt, riesige Säulen aus schillernden Fluorspaten oder Schwefelkies, Pfeiler aus einem Bergkristall, Pyramiden und Obelisken aus Gold- und Silberwürfeln und allerlei aus Beryll und Granaten, Smaragd und Topas geformte Gewächse dieser Feuerwelt aufschießen. Phantastisch beleuchtet die immer wieder auflodernde, von Kupfer grün, von andern Metallen rot, blau und violett gefärbte Lavaglut diese wunderbaren Gebilde; eine Pracht, gegen die das Pandämonium Miltons wie ein Kinderbau sich ausnimmt; eine unterirdische Welt der Hitze und des Stoffs, an die von jeher das Kind im Märchen und der Bergmann im tiefen Schacht geglaubt hat; denn auch in seinen Träumen ahnt der Mensch Wahres, und überall schafft Gott Schönheit.

Aber auch hier: Gesetz. Es toben und rasen wohl die unterirdischen, schon halb höllischen Kräfte des zornigen Feuers; aber auch hier nicht ein Atom oder eine ein Zehnmillionstel eines Kubikmillimeters große Molekel, die nicht dem Gesetz, dem göttlichen Willen gehorchte, die im rasenden Wirbel nur um ein Hundertbillionstel eines Millimeters von ihrem Weg abirrte! Könnte sie es, so fiele sie aus Gottes Schöpfung heraus und wäre ein Nichts! — „Bettete ich mich in die Hölle, siehe, so bist du auch da!"

Wir sagten oben, daß es auch in der Wissenschaft Moden gibt. Man redet zwar viel von ihrer Vorurteilslosigkeit. Aber wie im großen Kreislauf der Gewässer die Wassertropfen, wie im Golfstrom die Meeresgewässer, und durch Monsune und Passatwinde die Luft in ewigem Kreisen begriffen ist, so auch im Geistigen. Die Erde in ihrem Umlauf um die Sonne, wie sie sich derselben bald nähert, bald von ihr sich entfernt, ist ein Bild vom immer wiederkehrenden Umlauf der Meinungen und Ansichten der Menschen. Es wehen durch die Welt geistige Monsune und Passatwinde, über die der Mensch keine Macht ausübt, und diese sind es, die der jeweiligen Wissenschaft den Grundton angeben, nicht sie den Zeiten. Oder wie kommt es, da doch Philologen behaupten, das Studium der klassischen Schriftsteller und ihrer Philosophie sei die wahre Quelle edler Bildung und Idealität, daß auch im späten Mittelalter das Studium des Aristoteles und eine Philologie, die Gelehrte wie Erasmus, Melanchthon und viele andre erzeugte, ihre Zeit vor finsterem Aberglauben und roher Barbarei nicht zu schützen vermochten? Und warum erweist sich die moderne Wissenschaft, deren civilisierende Mission der moderne Fortschrittsapostel nicht genug rühmen kann, als völlig ohnmächtig gegenüber den Umstürzlern, die uns den baldigen Untergang in Blut und Trümmern der gesamten heutigen verrotteten Gesellschaft höhnisch verkündigen?

So weht heutzutage durch die Welt ein Wind der geistigen Ermüdung, der Ermattung und des Gehenlassens, der Kampfscheu, der Nivellierung aller Höhen, der Ausfüllung aller Tiefen und der Verwischung aller Unterschiede, weshalb wir, wie eine Erziehung und eine Politik, so auch eine Wissenschaft des Abwinkens und des Abschwächens, der mildernden Umstände haben.

Einem immer nervenschwächeren Geschlecht ist vor allem das Wunder, dieses unberechenbare Hereingreifen eines allmächtigen Gottes, mit dem man jeden Augenblick zu rechnen hätte, in der Seele zuwider. Aber auch jede plötzliche Äußerung von Kräften, gegenüber denen es sich trotz aller Wissenschaft und alles Fortschritts gänzlich hilf- und ratlos fühlt, ist ihm unheimlich und antipathisch und soll möglichst, auch in Vergangenheit und Zukunft, abgeschafft oder mit Hilfe von nichtskostenden „ungezählten Jahrtausenden" und wenn nötig „Jahrmillionen" wegerklärt werden. Denn das alles ist uns zu plastisch und zu drastisch, zu beengend; ist immer noch wie der Schatten des Riesen hinter dem Vorhang. Immer antipathischer werden der heutigen Wissenschaft, so der Medizin, die inneren Ursachen; immer mehr sucht sie äußere. — „Nur keine einstige plötzliche Schöpfung!" ruft diese Wissenschaft aus, „noch scharf getrennte, auch plötzlich auftretende Arten! noch geologische Konvulsionen und Kataklysmen! noch Weltbrände oder neuerschaffene Sterne am Himmel! — sind nur veränderliche mit langen Perioden! — Weg vollends mit einer endlichen Weltkatastrophe und gar mit einem Weltgericht! — Das All ist ganz allmählich und sachte, friedlich und langsam und von selber entstanden!" — Und auch die ungeheure, im Gedächtnis aller Völker mit ihren Schrecken und ihrer Vernichtung noch lebende Sint- oder Sündflut darf bloß noch „eine Überschwemmung des Euphrat- und Tigrisgebiets gewesen sein, als deren Ursache man Erdbebenwogen und Cyklone, wie sie schon wiederholt im persischen Meerbusen vorkamen, ansehen müsse" (!) — hat wohl mehrere Dutzend Lehmhütten weggespült und viele hundert Palmbäume umgerissen! Warum aber wissen alle Völker der Welt nur von einer Sintflut, während doch nirgends, auch nicht in Kleinasien und Südamerika, aus den so häufigen Erdbeben sich

die Sage von einem großen universellen Erdbeben bildete? — Die unschuldige, kleine, wässerige Urzelle, aus der unmerklich alles wurde, — das ist ein Bild, mit dem man sich befreunden kann! — Der starke Jehovah aber, der auf dem Fittich des Sturmes reitet und die Berge anrührt, daß sie vor seinem Blick rauchen und zerbersten, daß alles was lebt, auch die Fische im Meer erzittern bei seinem Erscheinen, — welche ungemütlichen althebräischen Vorstellungen! — „Das Leben," sagt der große Naturforscher und Botaniker Schleiden, „trat wohl zuerst als gleichmäßiges, schleimiges Klümpchen in die Erscheinung." (Das Meer, S. 116.) — Das ist liebliche, beruhigende Märe! — Und wie das All entstanden, wird es auch, aber erst in vielen, vielen Millionen Jahren gar sanft an Altersschwäche oder allmählicher Abkühlung einschlummern. Bange machen gilt nicht!

Aber Gott sorgt dafür, daß dieser seiner Menschheit die Angst und das Bangen nicht vergehen; denn das ist ihr gesund; sie verkäme sonst in Hochmut und Egoismus. Er sorgt dafür, daß bald ein Erdbeben ihre Paläste und festen Wälle wie Kartenhäuser umwirft, bald Cyklone ihre mit neuesten Sicherheits- und Rettungsapparaten versehenen Panzerschiffe an Felsen zerschellen oder daß Meteore und Wirbelstürme ihre Hauptstädte in Todesschrecken versetzen, damit diese Menschheit nicht auf ewig verderbe; denn die Seelen will er retten, und koste es auch die Leiber.

Und wie der Wissenschaft, so geht es dem einzelnen, auch unbewußt. Es ist eine naive Täuschung, zu glauben, der Mensch sehe sich zuerst objektiv und parteilos diese Welt an und baue dann darauf seinen Glauben, seine Weltanschauung auf. Der Glaube oder der Unglaube ist vor dem Wissen da. Daß Umstände, Erfahrungen, Beobachtungen, Schlüsse und Be-

lehrungen ihn modifizieren können, sehen wir täglich; aber ob der Mensch die Welt in Moll oder in Dur sich setzt, ob er sie optimistisch oder pessimistisch, skeptisch oder gläubig, gottvoll oder gottlos, zweckmäßig oder zwecklos auffaßt, das hängt nicht von der Welt ab, ist alles von Anfang an dagewesen und wird alles bis ans Ende sein. — Gott stellt uns seine Welt als Objekt zur Verfügung und überläßt es uns, unsern Glauben oder unsern Unglauben hineinzulegen; und der Mensch, der beharrlich sich dem göttlichen Licht verschließt, erblindet allmählich und unwiderruflich.

Wir wollen nun damit nicht sagen, daß ein Ehrenmann und ein Christ nicht auch an ein kaltes oder nur mäßig warmes oder auch an gar kein Erdinneres glauben darf. — Aber Thatsache und interessant ist es, wie so manchem, und wie wir vermuten aus tieferen und ihm vielleicht unbewußten Gründen, die Vorstellung von einem Centralfeuer unsympathisch ist. — Wie wir in allen Dingen oberflächlich sind und wie wir unser Gesicht sehr, sehr wenig aber unsre inneren Lebensorgane beachten, so auch in Bezug auf die Erde; wir fassen sie, wie schon Schopenhauer bemerkt, lediglich nur als Oberfläche auf. Sie hat aber kubischen Inhalt, dessen Bedeutung entsprechend größer sein muß, als die der bloßen Oberfläche; ja, der entsprechend mehr als diese Oberfläche bevölkert sein dürfte von den Kreaturen „unter der Erde" (Off. 5. 3, 13). Aber daß die Erde, die so friedlich heiter im Sonnenschein grünt und glitzert, in Wahrheit ein viele tausend Kilometer tiefer, glühender, aufgeregter, tobender Feuerabgrund ist, unbegreiflich heißer als alle unsre Feuer und doch in Bande ewiger Finsternis geschlagen, erinnert manchen zu peinlich an mittelalterliche Vorstellungen der Hölle. Gibt es doch jetzt noch ernste Männer, welche wie schon Tertullian glauben, daß der mate-

rielle Kosmos dem geistigen, die sichtbare Welt der unsichtbaren entspricht, und daß Gott in diesem heißen, finsteren, dumpfgrollenden Herzen der Terra die Geister des Zorns und des Grimms verschlossen hat; welche dieses in finsterem Feuer kochende Erdinnere, diesen Glutocean von vielen tausend Millionen Kubikkilometer Inhalt, gegen den ganz Deutschland oder Frankreich sich wie winzige Papierstreifen ausnehmen, für die „untersten Örter der Erde", von denen die Bibel spricht, für den Scheol und Hades halten, von dem bei Korah und seinen Anhängern geschrieben steht: „Sie fuhren lebendig hinab in den Scheol," — in den Behälter der Toten, von dem Hiob sagt: „Vor Gott zittern die Schatten der Toten unter den Meeren und ihren Bewohnern; vor ihm liegt der Abgrund aufgedeckt", — „und die Erde bedeckte sie" (Mos. 16, 33); für den Abgrund, „dessen Schlund der Engel aufthat, und es ging auf ein Rauch, wie der Rauch eines großen Ofens und verfinsterte die Sonne und die Luft" (Offenb. 9, 2); und es entstiegen diesem Abgrund höllische Geschöpfe. Diese Christen glauben, daß tiefer noch, wo alle Elemente zu einem Unbekannten verflüchtigt und unerträgliche Hitze zur seelenversengenden Glut und äußersten Finsternis wird, die Gehenna erglüht, in deren Flammen und Qual die Engel der Erde, „die ihre Wohnung verlassen haben", und die verdammten Seelen des Gerichts warten, um, wenn einst die Erdrinde zerbricht und weltverzehrende Lavaströme sich ergießen, und „das Meer und die Hölle ihre Toten hergeben", zu Millionen in Flammen heraufzusteigen und „das Urteil zu hören, das durch die Ewigkeiten widerhallt!"

Da ist es freilich gemütlicher, sich da drunten nur große Massen von abgekühltem Trachyt- und Basaltgestein zu denken.

Auch *wir* kehren nach außen die erstarrte Rinde unsres Ichs, durch allerlei Erlittenes und Erlebtes gestaltet, geronnen

und gerunzelt, die nur selten ein Schauer, ein Erdbeben durchzittert, durch welche selten nur etwas Lava nach außen durchbricht. Im Herzen unnahbar und unsichtbar, andern und hienieden auch uns unbekannt, sind die Kräfte, die es verhindern, daß die tötende Kälte des Weltraums uns allmählich zur Eiskugel gestalte. Wem nicht aus dem Innersten Lebenswärme quillt, wer im Herzen schon erkaltet, nur noch vermöge des äußeren Lichts und der von außen fallenden Wärme auf der Oberfläche ein andre täuschendes Leben führt, ist wie ein schon erstarrter Weltkörper dem Untergang geweiht. Auch bei ihm werden bald der geistige Luftkreis und das allbelebende Wasser, das Element alles Werdens und Wachsens, in die Risse hineinsickern, um dort absorbiert zu werden, und dann treibt er dahin, eine tote Schlacke, zwecklos, tot, durch die Ewigkeiten hindurch, in der ewigen Finsternis.

Doch kehren wir zur Erdoberfläche zurück.

Groß und stark sind immer noch die Pulsschläge dieser inneren Lebenskraft, wenn auch nicht mit denjenigen eines noch jungen aufbrausenden Weltkörpers zu vergleichen. „Erdbeben und vulkanische Ausbrüche," sagt A. v. Humboldt, „sind eine Reaktion des flüssigen Erdinnern gegen die äußere (sich immer mehr zusammenziehende) Erdrinde." Er dürfte recht haben und behalten, wenn auch manche sogen. tectonische (von tectum Dach) Erdbeben wohl unmittelbar durch das Zusammenstürzen von unterirdischen Höhlen erzeugt werden. Zu solchen gehören die senkrechten, deren eines in Chile am 7. November 1837 einen dreißig Fuß tief im Erdboden steckenden, mit eisernen Klammern befestigten Mastbaum so herauswarf, daß er nur noch

ein rundes Loch im Boden hinterließ. Bei der andern Art, den undulatorischen oder wellenförmig sich fortpflanzenden hat man mehrmals, so in Kalabrien, den Boden und selbst die Gipfel der Hügel und Berge sich abwechselnd heben und senken sehen. Die gefährlichsten aber sind die wirbelförmigen, wobei auch elektrische Ströme ins Spiel kommen und allerlei sonderbare Erscheinungen verursachen. So wurden von einem solchen in Italien die drei Stämme einer Palme wie ineinander geflochten, und die aufeinander stehenden Quader eines Pfeilers je um ein Achtel verdreht. Oft sehr groß ist die Fläche, über die ein solches Erdbeben sich erstreckt, so das von Lissabon über siebenhunderttausend Quadratmeilen, über Nordafrika, die Antillen, die Küste von Nordamerika und ganz Europa, wobei der Murtensee in der Schweiz um sechs Fuß sank. So hat nach Lyell (Band I, Seite 72) ein einziges Erdbeben die Küste von Chile auf fast hundert Meilen Länge um fünf Fuß gehoben! So wurde am 16. November 1827 dasselbe Erdbeben in Columbien und gleichzeitig eintausendneunhundert Meilen weit in Sibirien gespürt. Die unterirdischen Detonationen des jungen, nur fünfhundert Fuß hohen Coseguina in Centralamerika wurden bei dem furchtbaren Ausbruch 1834 zweihundertdreißig Meilen weit in Santa Fe wie unmittelbar unter dem Boden gehört. Solche Thatsachen zeigen, wie tief der Sitz der Erschütterung liegt.

Der Zusammenhang der Erdbeben mit den vulkanischen Ausbrüchen ist erwiesen. So wurde beim Erdbeben von Lissabon der Vesuv plötzlich ruhig und seine Rauchsäule schlug in den Krater zurück, während in Südamerika in demselben Augenblick ein Vulkan eine gewaltige schwarze Rauchsäule ausstieß. Die Volksstämme Südamerikas fürchten keine starken Erdbeben bei regelmäßiger Thätigkeit der Anden-Vulkane, dieser Sicherheits-

ventile. Auch lösen sich manche Vulkane gegenseitig ab; schweigt der eine, so fängt der andre an zu brüllen und zu speien. So sollen die isländischen Vulkane und der Vesuv schon auffallende Entsprechung gezeigt haben.

Großartig sind auch die Leistungen dieser feuerspeienden Berge. So die Bildung des sechzehnhundert Fuß hohen Jorullo in Mexiko an einem Tag im Jahre 1759; die Eruption des Hekla in Island 1783, der in wenigen Stunden fünfzig englische Meilen breite Lavaströme ausgoß, genug um den höchsten Berg der Erde zu bilden. Der Gunung-Temboro auf Sumbawa schleuderte im April 1815 nach Junghuns Schätzung mindestens neun Billionen Kubikfuß Asche heraus, also genug, um acht bis neun viertausendachthundert Fuß hohe Vesuvberge zu bilden. Endlich haben isländische Vulkane im Jahre 1763 so viel Lava ausgeworfen, daß siebenhundert Berge wie obiger Vulkan Gunung sich daraus bilden ließen (nach O. Peschel, Physische Erdkunde, Bd. I, S. 259).

Ungeheuer heiß ist dieses Herzblut unsres Erdkörpers! Noch nach sechsstündigem Laufe vermochte 1794 die Lava des Vesuvs in Torre del Greco die von ihr eingeschlossenen, aber nicht berührten Messinggegenstände zu verflüchtigen, in Zink und Kupfer zu scheiden und letzteres in schöne Krystalle zu verwandeln (Roßmäßler, Geschichte der Erde, S. 164). Zehn Jahre brauchte die 1614 aus dem Atna geflossene zur Abkühlung; ja Berghaus berichtet, daß die einhundertsechzig Meter dicke Lavaschichte des Jorullo nach achtundsechzig Jahren noch geraucht habe!

Klassisch großartig war der Ausbruch des Kraka-tau im Jahr 1883. Schon am 20. Mai brach mit einem dreihundertfünfzig Kilometer weit hörbaren Donner eine elftausend Meter hohe Dampfsäule hervor und ein Hagel von Bimssteinen bedeckte

weithin das Meer und hemmte die Schiffahrt. Aber am 26. August, nach langem unterirdischen Donner, geschah eine Detonation, die sämtliche Sundainseln, die großen Länder Sumatra und Borneo erschreckte und im Umkreis von dreitausend Kilometer vernommen wurde. Selbst in Batavia wurde es völlig Nacht. Viele Quadratkilometer Land waren samt einem tausend Fuß hohen Berge plötzlich über fünfhundert Fuß tief ins Meer versunken; die Karte der Inseln ringsum gänzlich verändert. Eine zum Teil hundert Fuß hohe Welle spülte Tausende von Menschen hinweg und erschrockene Schiffskapitäne segelten lange durch Leichen hindurch und fanden die gewohnten Inseln nicht mehr. Jene Welle kreiste in wenigen Stunden um die ganze Erde herum, und mehrere Monate lang war die Atmosphäre unsrer Erde mit feinem, vulkanischem Staub erfüllt, der dem Himmel eine auffallend rötliche Färbung verlieh.

Wie gewaltig dieser Erdenzorn! Wie nichtssagend dagegen unsre Feuerwerke, Pulver- und Dynamitexplosionen! — Und doch wie klein mögen noch diese erschreckenden Äußerungen der inneren Kraft sein gegenüber den früheren; denn auch die Erde gehorcht, wie alles Organische, dem Gesetz des Alterns. Wie mußten einst, als sie in feuriger Jugend noch innerlich brannte, die eingeschlossenen Kräfte noch ganz anders toben, und oft mit weit im Weltraum hörbarem Gebrüll, mit vom Mond, Mars und Venus aus vielleicht sichtbaren Flammenausbrüchen die noch dünnere Erdrinde zersprengen und den Planeten in hundertjährige, von Blitz und Flammen durchwogte Nacht einhüllen. Es waren die Geburtswehen des Wohnsitzes der Menschen. — Als auf Gottes Befehl am großen dritten Tage das Trockene sich aus der Tiefe erhob, wie „zerschmolzen da die Berge wie Wachs vor dem Herrn!“ Wie „hoben sich die Berge hoch hervor, und die Meere setzten sich herunter zu dem

ihnen gesetzten Ort". Was mag das für ein unbeschreiblich großartiges Schauspiel gewesen sein, als ganze Kontinente mit Tausenden von Vulkanen sich langsam aus der Tiefe erhoben und ganze Bergketten sich mitten im tobenden Kampfe von Feuer und Wasser immer höher gestalteten! — Man sieht es ja der Kette der Anden an, wie sie aus einem großen, von Norden nach Süden sich erstreckenden Riß der Erdrinde hervorquoll, und ihre Vulkane sind die noch blutenden, noch nicht vernarbten Erdwunden. — Diese Umwälzungen und Revolutionen, die sich nach Naturgesetz und Gottes Beschluß in bestimmten Zeitabständen wiederholen mußten, erzeugten die Schöpfungsnächte, wie Gott sie Mose, wohl in den vierzig Tagen, die er zweimal auf dem Sinai, ohne zu essen noch zu trinken, im Anschauen der Gottheit versunken, zubrachte, in Gesichten der Ewigkeit zeigte, damit er uns davon Kunde brächte.

So entstiegen einst, wenn auch nicht auf einmal, der die frühere Erde bedeckenden Tiefe Kontinente mit einer Gesamtfläche von hundertfünfundvierzig Millionen Quadratkilometer, wobei die die Meere überragende Masse auf rund hundert Millionen Kubikkilometer mit unermeßlichem Gewicht sich schätzen läßt. Welche Arbeit! — Wären nur diese unterirdischen Kräfte vorhanden, so gliche die Oberfläche der Erde der des Mondes. Zerklüftetes, kühn zerrissenes, zehntausend Fuß hoch zackig emporragendes Gebirge! Unzugänglich, unübersteigbar, allen Verkehr äußerst erschwerend, oft unmöglich machend! Welche sonderbare Menschheit hätte, wenn überhaupt, sich da entwickelt! Viele Tausende von Ameisenhaufen, die nichts von einander wüßten! — Aber selbst ein solches

Leben wäre kaum möglich; denn die Erde böte keine bebaubaren Flächen dar. Wo wären die Ebenen, die Äcker, die Felder und Wiesen? Wo der lockere Boden, die eigentliche Erde, der Humus? — Dafür hat Gott durch den der gewaltigen Thätigkeit des inneren Feuers entgegenarbeitenden, ebenso bedeutenden Kreislauf der Gewässer gesorgt, dem Gesetz der Zirkulation bei allen Organismen entsprechend. — In den langgezogenen Gefäßen der Pflanze steigt der schon von der Wurzel abgesonderte Saft empor, kreist in allen Teilen und wird zu allerlei Gebilden, Blättern, Blumen und Früchten, und der Überschuß des lebenden Stroms fließt zwischen Rinde und Stamm wieder herunter. Wie im Menschen aus dem See des Herzens, wie Dante ihn nennt, Blutflüsse sich im ganzen Leibe ergießen, um unaufhörlich zum Herzen zurückzukehren, ein stetes Wachsen und Ernähren aller Teile ermöglichend, so kreisen und fließen unaufhörlich die Wasser der Erde und bekämpfen das Feuer, das zornig treibt und erhebt und hinausstößt, mit weichem ebnendem Thun. Von allen Meeren und Seen und Teichen und Tümpeln steigen sie unaufhörlich, unsichtbar empor, die Amazonen- und Mississippi- und Rheinströme, die Flüßlein und Bächlein hoch in die Wolken, vom Bodensee allein über eine Million Tonnen Wasser täglich! Stünden aneinandergereiht, mit Kübeln bewaffnet, längs der Meeresküsten alle tausendfünfhundert Millionen Menschen der Welt und schöpften unermüdet, so müßten sie siebzigtausend Jahre lang arbeiten, bis sie aus dem Ocean soviel Wasser schöpften, als die Sonne mühelos durch ihre Strahlen alljährlich viele tausend Meter hoch pumpt; denn in ihr sind Kräfte der Gottheit. — Und die auch von der Sonne geschaffenen Winde verteilen das meist unsichtbare Wasser auch als Dünste, Nebel, Wolken und treiben sie sanft und schnell mit

Engelsmacht dahin, wo Gott über die dürren Länder Früh- und Spätregen senden will. Dann tröpfeln, regnen, stürzen herab Millionen von Eimern Wasser in einer Nacht, in ein paar Stunden und begießen die Erde, daß sie sich in grünes, lebendiges Kleid hüllt. Von diesem Wasser saugen die Pflanzen die Hälfte an und die andre rieselt als Bächlein, fließt als Strom wieder ihren endlosen Lauf, wäscht den Staub der Luft herab, von den Felsen das Verwitterte und Bröckelnde, zerreibt es zu feinem Schlamm und lagert es in Millionen von Wagenlasten in die Ebene, damit der Mensch das weiche Erdreich pflügen und säen und ernten könne.

Und weil Gott ein Gott der Schönheit ist, hat er aus diesem unentbehrlichen Kreislauf der Wasser unendliche Schönheit geschaffen. Wie schön die Wolken; die massive, monumental sich auftürmende, Gewitter anzeigende Haufenwolke, die langgestreckte, Wetterwechsel und Wind bringende Schichtenwolke; die wie zerzupfte Wolle am höchsten schwebende Federwolke, und selbst die nieder über die Erde fegende, Berg und Schlucht in phantastisches Gewand kleidende Regenwolke! — Doch um diese Welt zu kennen und zu bewundern, muß man zu ihr hinaufsteigen. Luftschiffer erzählen davon, wie in den oberen Luftreichen, ihrer Heimat, diese prächtigen Gebilde bald unter ihnen, wie ein Meer von Schneewellen sich ausbreiteten, bald wie ganze Gebirgsketten magisch beleuchtet sich hoch in den tiefblauen Himmel erhoben, stets ihre Formen wechselnd, gleich Palästen und Tempeln einer oberen Welt, über dem Staub, dem Schmutz und dem Lärm der unteren schwebend, in so feierlicher, absoluter Stille, wie die Erdoberfläche sie nicht kennt. Von der Schönheit dieser Wolkenwelt ergriffen, rief einst eine mitfahrende Dame, in Thränen ausbrechend:

„Verzeih mir, o Gott, daß ich es gewagt habe, schon vor dem Tode diese deine heiligen Hallen zu betreten!"

Wie schmückt dieser Kreislauf des Wassers die Oberfläche der Erde und bereichert unser Geistesleben! — Dabei arbeiten unermüdlich diese Gewässer an der Ebnung der ganzen Erde, spülen Berge und Kontinente in die Tiefe und erhöhen damit den dunkeln, unbekannten Meeresgrund, als wollten diese Meere die stolzen Höhen, die einst aus ihnen sich emporhoben, wieder verschlingen. So hat der gelbe Fluß Chinas in historischen Zeiten ein Delta von wenigstens zweihundertfünfzigtausend Quadratkilometer gebildet; eine der wichtigsten und fruchtbarsten Provinzen Chinas. Der Nil, sagten schon die Alten, hat Ägypten geschaffen. Mit zweiundvierzig Millionen Kubikmeter Schlamm füllt der Po alljährlich das Adriatische Meer aus, hat die fette lombardische Ebene den Alpen entrissen, wie der Rhein Holland aus deutschem Boden gebildet, — ein historisches Unrecht —; er soll bei höchstem Stand und trübem Wasser in vierundzwanzig Stunden an Basel fünfhunderttausend Kubikfuß Erde, also die Last von fünfundzwanzigtausend zweipferdigen Wagen vorbeiführen. Aus den Trümmern und Abfällen der Kordilleren hat der ungeheure Amazonenstrom mit dem Madeira, dem Tocantin und dem Orinoco, Flüsse, gegen die der Rhein nur ein Bächlein ist, die noch oft überschwemmten Ebenen Südamerikas gebildet. Wenn die Arbeit aller Ströme, wie berechnet, jährlich annähernd dreiundzwanzig Milliarden Kubikmeter Erde ins Meer schwemmt, würde sie in etwa vier Millionen Jahren obige, circa hundert Millionen Kubikkilometer betragende Masse der Kontinente abwaschen und die Oberfläche der Erde in einen großen Sumpf verwandeln.

Merkwürdig stimmen mit diesen Thatsachen die Beobachtungen über die Oberfläche des Mars überein. Nicht nur bietet dieser Planet, der theoretisch wegen seiner geringeren Größe und älteren Entstehung stärker erkaltet sein muß als die Erde, auch eine verhältnismäßig weit geringere Meeresfläche dar, sondern es scheint immer mehr, daß diese Meere durchschnittlich sehr seicht sind und nur zur Zeit des Schneeschmelzens größere Länderstrecken überströmen. Dort finge also der Kreislauf der Gewässer an über die inneren Kräfte den Sieg davonzutragen, und hätte schon mit dem abgewaschenen Gebirge die Meere zum Teil ausgefüllt.

So arbeiten und ändern Feuer und Wasser unaufhörlich an der Figur der Erde.

Es ist ein Gesetz der Schöpfung, daß alles und jedes eine Form, einen Umriß, ein Gesicht, ein Profil hat. Eine Form, ein Gesicht hat jedes Baumblatt, ist nicht wie das andre; jedes Korallentier und auch der Kommabazillus hat sein Gesicht, daran man ihn unter vielen andern Arten erkennt. Und selbst jeder unorganische Stoff, auch das Wasser und die Luft, hat seine eignen und eigentümlichen Kryſtallformen, also seine Figur, sein Gesicht.

Zweitens ist es Gesetz, daß jedes Gesicht seine Geschichte und Biographie enthält und dem Kundigen berichtet, was es alles erlebt, durchgemacht, und durch welche Kräfte, Agentien, Gegensätze und Kämpfe es das geworden sei, was es ist. Jeder Kieselstein erzählt uns durch seine Abrundung oder eckige Gestalt und die ihn durchziehenden Kalkspatzüge seine Lebensgeschichte von der Zeit an, wo er noch Meeresschlamm war.

Ein drittes Gesetz ist, daß dieses Gesicht sich unaufhörlich, wenn auch langsam und allmählich verändert, um stets der adäquate und völlige Ausdruck des Jetzigen und Gegenwärtigen, des Wachsens und Abnehmens zu sein.

So auch die Erde! — Der Fels, der Berg, die Insel haben ein Gesicht, ein Profil; so der Tafelberg und die Küste Spitzbergens, die Insel Capri und Teneriffa und der Fels von Gibraltar, der Thorhüter des Mittelländischen Meeres, daran der Seemann nach viel hundert Meilen Fahrt sie sofort erkennt und weiß, wo er ist; ein Berg ist nicht wie der andre, der Vesuv nicht wie der Ätna, die Jungfrau nicht wie der Mönch, und nur wer dieses Profil, dieses Gesicht sieht und versteht und trifft, ist ein Landschaftsmaler.

Auch das Gesicht der Erde erzählt ihre Geschichte, und wie Insel und Berg entstanden, von unten gehoben, vom Wasser abgewaschen, vom Alter zerklüftet und zernagt, unter langsam angesammelten Humusschichten verdeckt, von mächtigen Flüssen hingeschwemmt, von Wellen abgespült, unter Sand begraben wurden. Jede Runzel, jede Falte, jeder Riß und jede Kurve, Einbuchtung oder vorgestreckte Landzunge und Küstenlinie ist eine bedeutungsvolle Rune, hat ihre Vergangenheit, ihre Ursachen. Und eine greift in die andre ein. Wäre der mächtige Bergstock nicht da mit seinen großen Magazinen von Eis und Schnee, so könnte nicht der große Fluß herabfließen, und flösse dieser nur langsam und gleichmäßig über Granit und Basalt, so bliebe sein Wasser rein, und er hätte nicht eine gutbebaute, von ehrlichen und fleißigen Bürgern bewohnte Ebene hingeflößt.

So ist eine geographische Karte ein anziehendes und interessantes Bild; erzählt von Ursachen und Wechselwirkung, von herrschenden Winden und von der Regenmenge, von mildem und strengem Klima, von der Tiefe der Meere und vom

geologischen und mineralogischen Bestande. Ihre Gebirgszüge und Flüsse und Küstenlinien und Länderumrisse gehören zusammen und entsprechen einander; wäre das eine nicht, so könnte das andre nicht sein. Nichts ist hier zufällig. Das wird einem sofort klar, wenn man die Phantasiekarten der Alten, bis ins vorige Jahrhundert hinein, mit den prächtigen eines Kiepert, Stieler, Andree u. s. w. vergleicht. Erstere ähneln den Gesichtern, die Kinder an die Mauer ankreiden, und diese Ähnlichkeit beruht auf demselben Grund, nämlich dem Mangel an Zusammenhang, an relativer Stellung und Größe von Auge und Ohr und Nase und Kinn, wie auch regelmäßig der Hinterschädel, die mehr verborgene Ursache des Gesichts dabei nicht zu seinem Recht kommt. Auch so mit den alten Karten! Die gewaltigen Hochebenen und Hinterländer, ohne die es keine Konfiguration gäbe, bleiben, weil ziemlich unbekannt, weg; die mehr ins Auge fallenden Gesichtszüge, die bekannteren Küsten, das eigne Land und seine Kolonien werden ungebührlich vergrößert. Dazwischen fließen da und dort Flüsse, wo es eben geht, und einige zufällige, schnurgerade Gebirgszüge krabbeln wie das frühere Mondgebirge Afrikas ohne Grund noch sichtbaren Zusammenhang quer durch Halbinseln und Kontinente durch; eine wahre Karrikatur des Porträts der guten alten Terra!

Aber welchen gewaltigen Kräften verdanken denn die Kontinente der Erde ihre eigentümlichen Formen?

Daß ihr Schalten kein zufälliges war, zeigt ein Blick auf der Erdkarte. Nach dem Südpol hin spitzt sich alles zu hohen Vorgebirgen oder Halbinseln zu, so Amerika, Afrika und auch die kleineren Länder, Grönland, Schweden, Spanien, Italien, Griechenland, Arabien, Indien, Hinterindien, Korea, Kamtschatka, Kalifornien und Florida; eine merkwürdige Erscheinung; nur

Dänemark macht eine Ausnahme. Die obere flachere Hälfte der Erde, wie Rußland, Nordamerika, mit vielen großen Seen, macht den Eindruck eines einst überschwemmten, nun halb trocken gelegten Landes. Diese Gestaltung muß die Folge von noch unerkannten Faktoren in der Bildung der Erdoberfläche sein. — Wie schon an der Ähnlichkeit der Gestalt Afrikas mit der von rechts nach links gedrehten Südamerikas zu sehen, bildet die kleinere und formenärmere neue Welt einen Gegensatz zur größeren und gegliederten alten Welt; ein Gegensatz, der sich merkwürdigerweise auch im Tier- und Pflanzenreich ausspricht. Wie der Bison dem Auerochs, der Grizzlybär dem braunen, Puma und Jaguar dem Löwen und Tiger, der Alligator dem Krokodil, Vigunia und Lama dem Schaf und Kamel und der Kondor dem Lämmergeier, so entspricht Mais dem Korn, Kakao dem Kaffee, die Kartoffel unsern Knollengewächsen, Tabak dem Haschisch u. s. w., und es ist, als ob auf dieser neuen Welt ein Wiederhall der göttlichen Schöpfungsworte stattgefunden hätte. — Wie Südamerika und Afrika sich in der Figur entsprechen, so auch Rio de la Plata und Congo, Amazonenstrom und Niger, Magdalenenfluß und Nil, Panama- und Suezlandenge. Vergleichen wir Europa und Asien, so haben wir bei beiden im Süden je drei Halbinseln; zuerst Spanien und Arabien, beide ziemlich viereckig, felsig und dürr, dann Italien und Indien, beide im Norden vom mächtigsten Gebirgszug des Kontinents, von den Alpen und dem Himalaja begrenzt, von denen je der Po und der Ganges herabfließen. In auffallender Entsprechung sind beide Halbinseln von einer Bergkette, den Ghats und den Apenninen der Länge nach durchzogen, beide an der Südspitze mit einer Insel, Sizilien und Ceylon versehen, wobei Adams Pik den Ätna darstellt. Dann kommt bei beiden Kontinenten eine zerklüftete, von vielen Inseln

begleitete Halbinsel, Griechenland und Hinterindien, wobei die Halbinsel Morea der Halbinsel Malakka, die langgestreckte Insel Kreta der ähnlichen Insel Sumatra entspricht, und ebenso, höher hinauf, dieselbe aber entgegengesetzte Einbuchtung, die Meerbusen Biscaya und Tongking; dann die Inseln England und Japan, die Halbinseln Dänemark und Korea, Schweden und Kamtschatka. Yantse-Kiang, Hoango und Amur entsprechen Loire, Seine und Rhein. — Warum und woher dieser klare Parallelismus und diese Wiederholung desselben Gedankens? Wir wissen es nicht. — Wohl aber lassen sich die geistigen Früchte desselben in der Weltgeschichte verfolgen. Stolz, unabhängig, genügsam, kriegerisch, gegen andre Völker abgeschlossen, haben sich die Spanier und Araber auf ihrem granitenen und quarzsandigen Boden entwickelt, und die Guerillakriege der Spanier erinnern lebhaft an arabische Zustände. Die Hauptrolle dagegen übernahmen gleichmäßig in Europa und Asien die Bewohner Italiens und Indiens, die Römer und die Hindu; wie auch in der Geschichte beider Völker Invasionen von Norden her, sei es über die Alpen oder den Hindukusch, eine große Rolle spielen. Entsprechen auch die Griechen in mancher Beziehung weniger den Bewohnern von Hinterindien, so zeugen doch die kolossalen Tempelruinen im Königreich Siam von entwickeltem Kunstsinn, und wie die Griechen bis auf den heutigen Tag, sind auch die Malayen kühne Seeleute. Endlich hat man schön öfters die Japanesen die Engländer Asiens genannt, wie sie auch jetzt sich zur Hauptseemacht Asiens entwickeln. — So erzeugt die Wüste wie das Meer Räubervölker; so entstehen große Reiche am Meer oder an großen Flüssen; denn ohne Wasser keine Civilisation! Wie Griechenland viel von seiner geistigen Macht und Gewandtheit der herrlichen Gliederung des Landes und der prächtigen Entsprechung von Meer und Land

verdankt, gegenüber dem zu massiven Spanien, so ist es nicht Zufall, daß das so zerklüftete Europa immer mehr die Führerrolle in der Weltgeschichte übernimmt.

Nie entstand ein mächtiges Volk, noch ein dauerhaftes Reich, das nicht auf eine geographische Einheit gegründet, und wie eine Windsbraut auf dürrer Ebene verging auch die vernichtende Macht der Könige der Steppen, Attila, Tschingiskhan und Tamerlan.

So hängt mit der geographischen Konfiguration der Kontinente die Geschichte und die Entwicklung der Völker zusammen, und diese Geschicke und somit auch die des einzelnen stehen in Zusammenhang mit geologischen Umwälzungen, die längst vor Erschaffung des Menschen stattgefunden haben.

So glauben Völker in eigner Macht und nach eignem Willen dahin und dorthin zu ziehen, durch eignen Mut, Thatkraft und Weisheit groß, reich und klug zu werden; und ihre Existenz, ihr Thun und ihre Wohlfahrt, ihr Beruf und ihr Charakter hängen von Gedanken Gottes ab, die er in seine Natur legte, lange ehe es Deutsche, Engländer, Norweger und Franzosen gab; ja, ehe er Adam schuf!

Wie groß und schön, wenn man bedenkt, daß, als Gott den Meeren befahl sich zu setzen an ihren Ort, und sein Finger die Küsten zeichnete, seine Hand Inseln wie Sand ausstreute und den Meeresströmen befahl dahin und dorthin zu fließen, er schon an die Völker dachte, die er dorthin und dahin säen wollte, damit die einen auf granitenem Boden hart und trotzig und fest, die andern in weicher Ebene behaglich und mild, andre noch im Gebirge kühn und mutig, oder am Meeresstrand handelsgierig und reich würden. — Wie schon jetzt Jerusalem den geographischen Mittelpunkt der alten prophetischen Welt bildet, so in Wahrheit einst der ganzen neuen Erde. „Von

Zion wird ausgehen das Gesetz und des Herrn Wort von Jerusalem," spricht der Prophet. Dann werden zwölf Könige und siebzig Fürsten ausgehen von dort in alle Welt, aber nicht mehr ohne Stab noch Beutel, sondern in Macht und Herrlichkeit, und die Nationen richten nach dem Gesetz Jehovahs!

Nach obigem Gesetz ändert sich beständig dieses Gesicht der Erde. — Einst war es weich und rund wie das eines kleines Kindes, als aus dem zum wenigsten noch lauen, die Erde bedeckenden Ocean sanft und niedrig die ersten Hügel sich hoben, wellenförmig, kuppelartig, mild abfallend; Gebirge gab's noch nicht. Doch mit dem Jünglings- und Mannesalter wurden die Gesichtszüge ausgeprägter, bekamen mehr Kraft und Energie; nach den sanften Vogesen kamen die starren Pyrenäen und das Juragebirge, dann die kühnen Alpen und die jetzt noch rauchenden und lavablutenden Anden. Immer noch wird dieses Erdengesicht auch durch unmerklich fortschreitende Wirkungen verändert. Auch die zu Kriegszwecken entworfenen topographischen Karten und die für Eisenbahn- und Kanalbauten erforderlichen Messungen belehren uns immer mehr, daß es keinen Punkt des Festlandes gibt, der nicht in aufwärts- oder abwärtsgehender Bewegung begriffen sei, keine Küste, die sich nicht langsam hebe oder senke. Sicherlich nicht völlig grundlos ist die von Plato berichtete, von Possidonius, Plinius und selbst Tertullian geglaubte Sage der Atlantis, mit ihren Städten: Makhimos, der kriegerischen, Eusebés, der frommen, deren hundertjährige Riesenbewohner bis Ägypten ihre Herrschaft ausdehnten. In einem Tag und in einer Nacht soll bei furchtbarem Erdbeben das ganze Land unter den Fluten des Atlantischen Oceans versunken sein, vielleicht bei der Sintflut und dem Aufbrechen „der Brunnen der Tiefe." — Unmöglich ist es nicht; versanken doch am 26. August 1883 auf Krakatau

viele Quadratkilometer Land mit tausend Fuß hohem Berg in einer Minute bei furchtbarer Detonation 500 Fuß tief ins Meer! Auch neuere Geologen, Zoologen und Botaniker glauben, wie M. Vogt und Ch. Martins, daß ein solcher Kontinent, der bis England sich erstreckte, einst den Golfstrom ablenkte und dadurch die „Eiszeit" in Nordeuropa ermöglichte. (S. Revue des Deux Mondes 1863. S. 842). — Ganz sicher aber sind allgemeine und allmähliche Veränderungen der Erdoberfläche.

So hebt sich die skandinavische Halbinsel langsam um circa sechs Fuß in hundert Jahren, eine unbegreiflich kolossale Überwindung der Schwerkraft. Italien scheint sich teilweise um die Apenninen so zu drehen, daß die westliche Küste, so bei Pisa, sich langsam hebt, die östliche, so bei Ancona, sich senkt. Bei Pozzuoli dagegen zeigt der bekannte Serapistempel unzweideutig durch seine von Pholaden durchbohrten, jetzt wieder aus dem Wasser stehenden Säulen ein abwechselndes Sinken und Heben der dortigen Küste an. Noch stärker hebt sich die westliche Küste Südamerikas, so bei Penco seit hundertfünfundsiebzig Jahren um vierundzwanzig Fuß! Die Westküste Nordamerikas hebt sich, die östliche versinkt; so soll die Delaware-Bay jährlich sechs Fuß Uferrand verlieren. Ebenso senkt sich langsam die Küste Grönlands.

Ehe der Po mit seinen gewaltigen Ablagerungen die lombardische Ebene ausfüllte, waren die Seen Oberitaliens prächtige Fjorde des Adriatischen Meeres, so der noch bis zu tausendhundertundneunzig Fuß und tausendsiebenhundert Fuß tief unter den Spiegel der Adria hinabreichende Comersee und der Lago Maggiore, und selbst im Gardasee wohnen jetzt noch zwei Meerfische (Blennius und Gobius) samt einer Art Garnele (O. Peschel).

Noch merkwürdiger ist es, daß, wie aus seiner Tiefe (Senkung unter dem Eismeer zweitausendfünfhundert Fuß) und aus den ihn noch bewohnenden, nunmehr an Süßwasser gewohnten Seehunden zu erkennen, der Baikalsee auch als übriggebliebenes Ende eines langen sibirischen Fjords betrachtet werden muß; die mächtigen Flüsse Jenitschei und Lena haben ihn mit ihren Alluvionen vom Meere abgeschnitten. Daß früher die Gibraltarstraße nicht bestand, das Mittelmeer dagegen sich weit in die Sahara bei den Syrten erstreckte und mit dem Roten Meere zusammenhing, ist ziemlich sicher. „Durch den Durchbruch des Schwarzen Meeres," sagt ein alter von Strabo angeführter Geschichtsschreiber (Strabo I, I c. 3), „schwoll das Mittelmeer so an, daß es die Niederungen von Nordafrika bis an den Tempel des Jupiter Ammon hinein und Ägypten bis Pelusium überflutete." Noch zur Zeit des Plinius, bemerkt Professor S. Mutzl, soll in der Enge von Gibraltar ein Riff oder eine Untiefe gewesen sein, gefürchtet von den Schiffern und hübsch genannt, „die Schwelle des Mittelmeers". Endlich sind nach mehreren Naturforschern die Koralleninseln des Stillen Oceans auf den langsam versinkenden Gipfeln eines einstigen Kontinents aufgebaut.

Unaufhörlich ändern sich die Oberfläche und die Gestalt der Erde.

Zwei große Einheiten bilden die Oberfläche unsres Planeten, das Land und das Meer; auf dem ersten der Berg und die Höhe, im zweiten die Fläche und die Tiefe. — Zum Großartigsten, was die Erde bietet, gehört das Meer, dieses Etwas, das möglicherweise erst seit der Sintflut an drei Viertel unsres

Planeten bedeckt und uns den Wohnplatz so verengt. Zuerst erzeugt es im Menschen durch die Unermeßlichkeit und Einförmigkeit seiner Fläche und seine absolut einfache Horizontlinie ein Gefühl der Leere und der Enttäuschung, als ob es ihm zu wenig zu denken gäbe; bei eingehender Bekanntschaft macht es dann immer mehr den Eindruck des Großen, des die Seele Ausruhenden, des Einfachen und Mächtigen, mit einer ernsten Traurigkeit gepaart; denn das Meer ist eine stete, gesunde, bittere Vernichtung der kleinlichen Individualität, eine bald lachende, bald zornige, stets gänzliche Verneinung der Macht des Menschen. Berge, die ihm im Wege stehen, durchbohrt er, noch so tiefe Abgründe überbrückt er; im tiefsten Sumpf kann er Pfähle einschlagen und darauf bauen; durch Saharasand den Suezkanal graben; aber der Ocean lacht seiner Macht; auf dieser weiten, doch so weichen, scheinbar milden und gefügigen Fläche vermag er mit all seiner Macht und seinem Wissen nicht seine Spur, seinen Namen einzugraben.

Auch durch ewige Jugend ist das Meer groß; die Erde zeigt so viele Spuren des Alters und der Vergänglichkeit; der verwitterte Fels, Sand und Gerölle aus zertrümmertem Gestein, so manche Ruine, so mancher verdorrte Ast erinnern an Kampf, Tod und Vergänglichkeit; das Meer aber ist heute noch so frisch, so blau, so klar, so jung wie am ersten Tage der Schöpfung; die kleinen Wellen zeigen keine Spur von Ermüdung, tanzen immer gleich munter ihren ewigen Reigen! Auch die Grenzenlosigkeit des Meeres ist wohlthuend. Auf Erden immer Mauern, Klüfte, Zäune, Hindernisse; auf der weiten Meeresfläche nichts als Sonnenschein und Lebensluft; keine bleibenden Runzeln, noch Furchen, noch Narben von alten Wunden. Ewig jung, ewig frei ist der Ocean, wurde nicht wie einst der Acker verflucht.

Aber das Meer ist nicht eine große, ruhige, gleichartige Wassermasse, sondern auch hier ist mannigfaltige Bewegung und Gliederung. Auch es gehorcht Gesetzen des Lebens.

Fürs erste folgen willig die Gewässer der Anziehung von Sonne und Mond und bilden eine hohe Flutwelle, die in vierundzwanzig Stunden die Erde umkreist; zweimal des Tages hebt und senkt sich wie mit einem großen Atmen der Busen der Tiefe; eine mächtige Lebensäußerung, die nur der einigermaßen würdigen kann, der sie erstaunend gesehen hat.

Aber viel mächtiger noch ist durch alle Oceane hindurch der Kreislauf ihrer Gewässer. Auch hier zeigt sich das große, das allbeherrschende Gesetz, die Rückkehr zum Ursprung.

Weil am Äquator weit mehr Wasser verdampft als an den Polen, strömen die Süd- und Nordmeere stets dem Erdgürtel zu. Diese großen Strömungen werden sowohl von den Winden, als von der Gestalt der Kontinente und des Meeresbodens vielfach gehemmt und abgelenkt, und so sind die Meere stets in sich zurückkehrende, oft rasch fließende, über alle Begriffe große Flüsse, deren Lauf der Seemann gut kennen muß, will er schnelle Fahrt machen. So fließt aus dem indischen Ocean gegen das Kap der guten Hoffnung ein breiter Fluß warmen Wassers und biegt um die Südspitze von Afrika zurück. Im Meerbusen von Guinea entsteht ein warmer Strom, der nach Südamerika hinüber und in den Meerbusen von Mexiko hineinfließt. In diesem Kessel werden die Gewässer so erhitzt, daß sie mit einer Geschwindigkeit von sechs Kilometer in der Stunde um die Südspitze von Florida herum, als gewaltigster Strom in den nördlichen Atlantischen Ocean sich ergießen. „Es gibt einen Fluß im Meere" sagt der ausgezeichnete Kenner des Meeres, Leutnant Maury, „so breit und tief und groß wie keiner auf Erden, der bei der strengsten Kälte nie

zufriert, nie austritt, dessen Ufer und Boden Mauern von kaltem und schwererem Wasser sind, reißender als der Amazonenstrom, wilder als der Mississippi, und tausendmal wasserreicher als diese beiden größten Flüsse zusammen," wie er sie auch an Länge seines Laufs vielmal übertrifft. Selbst in den sogenannten „Engen" besitzt dieser ungeheure Fluß immer noch vierzig Meilen Breite und tausendzweihundert Fuß Tiefe, ist also mehreren nebeneinander dahinfließenden Bodenseen oder 3000 Mississippiströmen zusammen zu vergleichen! Er ergießt durchschnittlich per Sekunde achtzehn Millionen Kubikmeter Wasser von 21° C. Wärme in den kalten Ocean. Die Masse seiner Gewässer ist wohl größer als die aller Flüsse der Erde zusammen.

Großartig ist für den Seemann längs der Ostküste von Nordamerika der jähe Wechsel zwischen dem kalten, dicht an der Küste herabfließenden Polarstrom und dem warmen Golfstrom. Hat sich zwischen Neufundland, Boston und New York die Mannschaft im Kampf mit dem Nebel, den schwimmenden Eisbergen und einer Kälte, die oft das Schiff und Tauwerk mit zolldickem Eis überzieht, erschöpft, so fährt je und je der Kapitän einige Meilen von seiner Straße ab, und mit einem Schlag ist es anders; helles Wetter, Sonnenschein finden sie und können im warmen Wasser die erstarrten Glieder baden. So erzählt Admiral Milne, sein Schiff sei beim Übergang aus einem Strom in den andern hinten in gelblichgrünem Wasser von nur 4°, vorn in indigoblauem von 20° C. Wärme gewesen. Aber die mit dem Nordstrom herunterschwimmenden und des Eiswassers gewohnten Walfische meiden den heißen Strom so ängstlich wie ein Flammenmeer.

Wie die Flüsse des Festlandes ihre Ufer bewässern und ganze Länder fruchtbar und bewohnbar machen, so, aber in

weit höherem Maße, seiner Großartigkeit entsprechend, dieser Riesen-Meeresfluß. Von ihm hängt zum großen Teil die Wohlfahrt Europas, dieses die übrige Erde beherrschenden Weltteils, und seine Geschichte ab. Denn er exportiert beim Ausfluß aus dem Meerbusen von Mexiko eine Wärme, die nach Maury genügen würde, um einen Fluß aus geschmolzenem Eisen, so breit und tief wie der Mississippi, in flüssigem Zustand zu erhalten! Mit dieser Wärme macht er unsre Länder fruchtbar und bewohnbar. Diese Wärme ginge uns verloren, da er sie der Erdrinde abgeben würde, wenn er auf dem Meeresboden flösse; aber Gott hat dafür gesorgt und ein Kissen von kaltem, die Wärme schlecht leitendem Wasser unterlegt, nämlich den nach dem Äquator fließenden Polarstrom, dessen Gewässer schwerer sind. So mächtig ist dieser von den Amerikanern wegen der durch die Verschiedenheit der Temperatur an seinen Grenzen verursachten Orkane „Vater" oder „König" der Stürme genannte Strom, daß er noch warm die westlichen Küsten Frankreichs und Irlands, dann diejenigen Norwegens bespült und bis zur Insel Spitzbergen unter dem siebenundsiebzigsten Breitegrad laue Wasserschichten bringt, so daß in der Bretagne und Normandie, sowie in Südengland und Irland Feigen- und Lorbeerbäume im Freien wachsen. So verdanken in erster Linie Frankreich und England dem Golfstrom ihre Weltstellung und Norwegen seine Bewohnbarkeit. Es verdanken ihm die Bewohner Bergens (in derselben nördlichen Breite wie die ewig gefrorenen Einöden der Baffins-Bai), daß dort in den so langen Tagen des so kurzen Sommers prachtvolle Rosen, schmackhafte und saftige Gemüse herrlich gedeihen, und was weit wichtiger, daß Millionen und Millionen von Meerbewohnern, von den lauen Gewässern angezogen, diese Küste zu einer der fischreichsten in der ganzen Welt machen. Ja, selbst auf Spitzbergen

bietet das vom Golfstrom oft viele Fuß hoch angehäufte Treibholz den Fischern, Seehund- und Walroßjägern willkommenes Bau- und Brennholz, und im dortigen Seemannskirchhof mag mancher Matrose, eine erfrorene Leiche, in einem Sarg ruhen, roh gezimmert aus den Planken einer Magnolia oder einer Palme, unter der einst auf Florida eine Creolin ihr Kind unter schwirrenden Kolibri und blühenden Orchideen in den Schlummer sang; so sehr ist die Erde ein organisches Ganzes, voll von geheimnisvollen, wunderbaren Wechselbeziehungen.

Würde Gott durch eine allmähliche oder plötzliche Versenkung des Isthmus von Panama den Golfstrom in den Stillen Ocean lenken oder nur ihm den Weg dicht längs der östlichen Küste Nordamerikas weisen, wodurch der kalte Nordstrom nach Europa abgelenkt würde, so wäre es mit Englands und Frankreichs Macht und Reichtum und Glück und Civilisation geschehen. Von ewig kaltem Nebel bedeckt, würden sie bald zu Einöden, wie jetzt unter derselben Breite Neufundland, acht Monate in tiefem Schnee begraben, auf denen nur Föhren und Wacholdergestrüpp gediehen und nur noch arme Fischerhorden längs der Meeresküste ein armseliges Dasein fristeten. Auf Neufundland und Labrador dagegen würden üppige Kornfelder reifen, die Rebe und die Rose gedeihen, und bald große Civilisationen entstehen und Kunst und Wissenschaft blühen.

So hängt das Schicksal der Völker, dieser „Tropfen am Eimer", wie der Prophet sie nennt, von einigen Tropfen Wasser ab, denen Gottes Finger ihren Lauf weist.

Und noch mächtiger sind, seiner Größe entsprechend, wenn auch uns weniger bekannt und wichtig, weil Länder und Völker beeinflussend, die uns gleichgültig, die Strömungen des Stillen Oceans. Zuerst kennen wir den kalten Südpolarstrom, der vom Feuerland an die Küsten von Chile und Peru

hinaufließt. Er wirkt dort umgekehrt wie der Golfstrom kühlend, erfrischend und befeuchtend; ohne ihn wären zum Teil Chile und noch mehr das so regenarme Peru verbrannte Wüsten. Weiter hinauf wendet sich dieser „Humboldstrom" gegen Westen und vermischt sich mit dem ungeheuren Pacificstrom, der mit einer Geschwindigkeit von dreißig Kilometer täglich, fünftausendfünfhundert Kilometer breit (!) (Dupeny) und zum Teil über fünftausend Fuß tief (!), fünfundzwanzig Grad warm, von Amerika nach Asien unaufhörlich strömt, sanft Schiffe dahinweht, und den Inseln des Stillen Oceans ihr herrliches, stets gleiches Klima, und milde Wärme den Küsten Chinas und Japans bringt. Dagegen fließt ein fünfhundert Kilometer breiter nördlicher Strom nach Amerika zurück und hat schon wider Willen Japanerbarken nach den Sandwichinseln geführt.

So, denn des Wassers ist das Fließen wie das Verzehren des Feuers, fließen und fluten im ewigen Kreislauf die Meere um die Erdkugel herum, bringen dahin und dorthin Fruchtbarkeit und Wärme, gleichen die Klimate aus und machen Kontinente fruchtbar und wohnlich.

Aber wir kennen diese Welt des Meeres nur oberflächlich. Denn ihr eigentliches Wesen ist die Tiefe, und erst in der Tiefe, könnten wir zu ihr hinabsteigen, gäben sich uns ihr geheimnisvolles und verborgenes Leben, ihre Lebensgesetze und Lebenszwecke kund. Auch darin bildet diese Tiefe einen großartigen und harmonischen Gegensatz zum Berge. Wie auf diesem das Leben nach Höhenschichten sich verändert, um im reinen, ewigen Schnee schließlich aufzuhören, so gliedert sich das Meer der Tiefe zu in verschiedene Zonen ab. Dreimal tiefer als der Gipfel des Montblanc ist zum Teil der Atlantische Ocean, und neun Stunden braucht man, um das Senkblei mit

Maschinen aus dieser Tiefe von siebenundvierzigtausend Fuß heraufzuholen. Lange haben wir klug davon gefaselt, wie es da drunten kein Leben mehr gebe noch geben könne; denn dazu sei es zu finster und zu kalt, und wie sollten Organismen leben unter einem Druck der obern Wasserschichten, der nach Professor W. Thomson für den Körper eines Menschen schon in zweitausend Faden, = zwölftausend Fuß Tiefe, dem Gewicht von zwanzig mit Eisenschienen beladenen Güterzügen gleichkäme! Und doch hat ein Gott des Lebens, der nichts nach unsern Theorien fragt, auch diese Abgründe mit Leben erfüllt.

Wunderschön ist die Flora und noch mehr die Fauna des Meeres, so unter den Tropen, bei den Antillen oder im Golf von Neapel! — Durchsichtige, smaragdgrüne und purpurrote, derbe, goldgelbe und braune, zartgefiederte, breitblätterige, tauartige Algen wachsen üppig zwischen den Felsen und bedecken sie mit einem prächtigen Teppich, oder hängen wie Lianengewinde von den Decken prächtiger Grotten und unterseeischer Säulenhallen herab und, davon oft schwer zu unterscheiden, Zoophyten, Tierpflanzen, Seeanemonen in Menge mit zarten roten Spitzen; und tiefer, so im Roten und Stillen Meer, bilden bunte Korallen, weiße Madreporen ganze phantastische Gebirge und unterseeische Schluchten und Hochebenen mit tierischen Wiesen, fleischigen Blumen, fühlenden, fressenden Sträuchern und lebenden Gebüschen. Darüber und dazwischen schießen hin und her blaugrün schillernde, rosarote oder wie Tiger schwarz und gelb gestreifte Fische, darunter die Muränen, die Tiger des Meeres, aalschlank, mit den vielen scharfen, spitzigen Zähnen, mit unersättlichem Hunger ruhe- und lautlos herumschleichend; die kleinen grotesken Seepferde, wie possierliche Teufelchen aufrecht sich senkend und hebend, oder mit dem geringelten Schwanz an einer Alge verankert; dazwischen schweben

in krystallhellem Wasser, langsam wie im Traum, die prachtvollen Medusen mit himmelblauen oder silberglänzenden Kuppeln, mit langen, herabhängenden, perlenschnurartigen, furchtbar brennenden Fangarmen. Noch tiefer wandern die Völker des Oceans alljährlich ihre unbekannten Wege, unbekannten Zielen zu, die Scharen der großen Thunfische, friedlich von Schwertfischen eskortiert, oft vom gierigen Hai angegriffen; das große Heer der Heringe, die Millionen von zierlichen Sardinen und Anchovis kommen alljährlich vom Nordpol her; sie marschieren an die vielen tausend Millionen, in Reih und Glied wohlgeordnet daher, sogenannte „Heringskönige" an der Spitze, immer auf denselben, von Gott ihnen gewiesenen Weltstraßen; so kommt der Hering niemals in das Mittelländische Meer, die Sardine nicht nach Norden, noch der Thunfisch in den Atlantischen Ocean; sie haben ihren Reiseplan und verschwinden schließlich in die Tiefe, kein Mensch weiß wohin.

Und allmählich zeigen sich unheimliche Bewohner der unteren Gewässer, so der Hai, dieser heimatlose Stromer der Meere, der nun durch den Suezkanal sich einschleicht und das Mittelmeer unsicher macht. Auf dem Grunde kauert und lauert, halb von Sand versteckt, der scheußliche, bis zwanzig Fuß große, achthundert Pfund schwere Rochen, mit zähneblökendem Rachen und großem, giftigem Rückenstachel; ebenso der Teufelfisch, der Engelfisch mit seinen großen, wie Riesenflügel schlagenden Flossen, der Fetzenfisch, das Urbild einer verkommenen Existenz; seltsame oder furchtbare Gestalten! Und ihre Lautlosigkeit vermehrt ihre Schrecken. Seine Wut verrät der Tintenfisch nur durch das plötzliche, strichweise Schwarzanlaufen seiner großen, hervorstehenden, glotzenden Augen, mit dem, wie schon Cuvier bemerkt, äußerst unangenehmen Blick. Riesige solche Tiere verbirgt der Ocean in seinen Tiefen; grausam,

heimtückisch kauern sie im Felsengrund, schleppen mit großer Kraft schwere Steine zu einer Art Nest zusammen, stürzen plötzlich hervor, töten alle Fische, auch ohne sie zu fressen, wagen sich auch aufs Land und verzehren Früchte. Schon Plinius erzählt von einem solchen Ungeheuer, das bei Carteja in Spanien nachts in die Fischteiche hineinstieg und sie ausplünderte; nur mit Mühe gelang es, das Tier zu töten. Seine Fangarme waren dreißig Fuß lang und der Rest des Körpers wog sieben Centner! Damit stimmen durchaus neue Berichte von Olafsen, Steenstrup u. a. überein. Im Stillen Ocean, bei Teneriffa und auf der Neufundlandbank hat man solche abscheuliche Ungeheuer gesehen, von denen manche, wie richtig bemerkt wurde, mit ihren riesigen Armen einen weiteren Raum beherrschen als der größte Walfisch. Im British Museum ist ein solcher Fang- und Saugarm, siebenundzwanzig Fuß lang, aufbewahrt, also ein Tier samt Leib etwa siebzig Fuß im Umkreis! — Mit Schrecken erzählen Indianer des Stillen Oceans, wie solche je und je aus einem Kanoe Menschen holen, um sie gemächlich auszusaugen; entsetzlicher Tod! — So hat auch der als Seeforscher bekannte Fürst von Monaco nachgewiesen, daß der Potwal, dieser König der Wasser und Tyrann der Meere, vielfach solche große Sepien, von denen einige mit Schuppen bedeckt sind und Tigerkrallen am Ende ihrer langen Arme haben, mit dem furchtbaren Gebiß zermalmt und verzehrt. — Auch Fische und Krebse mit ungeheuren Augen bewegen sich da unten, so der dreiundzwanzig Centimeter lange Bathynomus mit viertausend Facettenaugen, der Cyfostoma, bei dem sie den ganzen großen Kopf einnehmen. Der früheren Ansicht entgegen, daß in den dunkeln Tiefen des Oceans sich keine Farben entwickeln könnten, prangen diese Wesen derart in Purpur, Orange und Scharlach, daß Schleiden

meint: „Tiefseetiere zeichnen sich durch lebhafte Färbung aus.“ Sir W. Thomson schreibt erstaunt im Bericht über die Porcupine-Untersuchungen: „Die Tierwelt der Tiefsee ist reicher an Formen und schöner an Farben als die der seichten Küstengewässer.“

Je tiefer aber die Gewässer, und je weniger selbst die roten Strahlen einzudringen vermögen, desto mehr fangen die Wesen an im eigenen phosphorartigen Licht zu glänzen, und in grünem und rotem Licht so zu leuchten, daß sie, wenn gefangen, minutenlang, ehe sie starben, die Kajütenlampe auf dem Challenger überstrahlten. „Eine vier Fuß lange Feuerwalze, die das Tiefnetz an die Oberfläche brachte, strahlte ein solches Licht aus, daß Moseley seinen Namen, den er mit dem Finger auf die Körperoberfläche des Tieres schrieb, in Flammenschrift lesen konnte“ (Schleiden). Einige Tiefseefische haben der Länge nach runde, phosphoreszierende Organe, müssen also dort unten aussehen wie ein Postdampfer bei Nacht mit seiner Reihe von erleuchteten runden Kajütenfenstern. — Eine unheimliche Welt von leuchtenden, schweigenden, grimmigen, lauernden Raubtieren, ohne Licht, also ohne Liebe; nur ihre Leidenschaften erzeugen das kalte Feuer, das ihnen zu Mord und Vernichtung leuchtet.

Und tiefer noch, von zehntausend bis fünfzehntausend Fuß Tiefe an beginnen und dehnen sich jene ungeheuren Wasserreiche aus, die seit den Tiefseeuntersuchungen des Challengers die Abyssalregion genannt werden, die Gebiete des Abgrundes, größer als alle von Menschen bewohnten Länder, die Reiche der ewigen, undurchdringlichen Finsternis, der ewigen, eisigen Kälte, des ewigen Schweigens und der Totenstille. Hier gibt es kein Wetter, noch Jahreszeiten, noch Klima, noch Unterschiede der Breitengrade. Ob Äquator oder Pol, ob über der oberen

Wasserfläche Tropensonne glüht oder ob dickes Eis sie bedeckt, ist da drunten gleichgültig, wo niemals Kunde von allem, was droben tobt, lebt und schreit im Licht der Sonne, hingelangt. Nicht beträgt wie bei Süßwasser die Temperatur des Dichtigkeitsmaximums + 4°; sondern sie sinkt nach Dr. Marcet ohne Gefrieren des Salzwassers bis zu — 2° und — 3°, nach Schleiden sogar je nach Druck und Salzgehalt bis — 2° und — 5°, weshalb P. Crouch die Temperatur dieser Abgründe eine „absolut eisige" nennt. Und durch diese Finsternis wetterleuchtet es stets; ja Sir W. Thomson u. a. meinen, die Abyssalregion dürfte ebenso beleuchtet sein wie nachts die Straßen unserer Weltstädte. Wie ein unaufhörliches Nordlicht schießen rote und grüne Strahlen durch diese Nacht, wenn die extravagant geformten Bewohner dieser Abgründe einzeln oder in Scharen hin- und herziehen, in farbige Flammen gehüllte Fantasmen, mit großen Augen am Ende langer Hörner herumtastend, zähneblökend, überallhin Krallen streckend, einige durchsichtig, schwimmend, schlängelnd, kriechend, unheimlich schön, furchtbar häßlich, erbarmungslos lauernd; in ihrem schrecklichen ewigen Schweigen wie Schatten der Toten und der Hölle.

In diese Tiefen fällt viele Stunden lang, durch alle Wasserschichten hindurch, lautlos alles hinab, was das Meer oben verschlingt, ein Taschenmesser des Schiffsjungen oder ein Fernrohr des Offiziers, Speiseüberreste, Anker und Ketten, Kehricht, Geld- und Goldstücke und Juwelen. Langsam fällt durch das schwarze Wasser die unzählige Menge der kleinen und kleinsten Muscheln, der Globigerinnen und Diatomeen, deren Einwohner gestorben, die auf dem Boden eine weiche, weiße Schichte bilden; und auch größere Schalen, die papierweißen der Argonauten und der Nautilus. Dann und wann

kommen von oben ganze oder vom Sturm zerfetzte Wracke, zerschlagene Planken und Schiffsreste, auch Schiffe mit Kiel nach oben oder aufrecht, mit großen, noch ausgespannten Segeln, Barken, alte Fischerboote, schmucke Jachten und Dampfer, stramme Kanonenboote, schnelle Korvetten wie die Augusta, stattliche wie die Italia bei Lissa, im Kampf in den Grund gebohrte oder im Sturm mit Mann und Maus untergegangene Panzerschiffe mit blanken Stahlkanonen, frischgeputzten Messingbeschlägen und tadelloser Takelage, der tote Kapitän noch an der Kommandobrücke sich haltend; von Hunderten von Leichen bemannt, noch vom Todeskampf her ans Tauwerk angeklammert, oder den Kopf zu den zu engen Luken hinausdrückend. Und unten angelangt legt sich der Koloß langsam auf die Seite zur langen Ruhe. Dann kriechen her die aufgescheuchten Ungeheuer des Abgrunds, umklammern mit langen, schleimigen Fangarmen das Wrack, holen damit die Leichen heraus, saugen ihnen gierig die Eingeweide und das Fleisch von den Knochen weg und beißen ihnen mit hornigem Schnabel die Schädel auf, um ihr Gehirn zu schlürfen; und kämpfen dann in lautloser Wut miteinander um die Überreste.

Aber auch in den Meeren, welche die Kriegsmarine nicht oder selten aufsucht, fallen, sinken in die weiten Gebiete, in die finstern Tiefen des Abgrunds immer wieder Tote herab, Ertrunkene, Hingerichtete, in Segeltuch eingenähte Verstorbene, gelbe, nackte Chinesen-, Kuli- und andere Leichen, alle mit Gewicht an den Füßen beschwert. Berührt dieses den Boden, so wanken und pendeln die Toten ein paarmal hin und her und stehen dann im fahlen Schein der Leuchttiere aufrecht, unbeweglich. Fische fressen ihnen das Gesicht und die Augen weg, und mit leeren Augenhöhlen, in scharfer Salzlauge präserviert, starren sie hin die Jahrhunderte hindurch; bis von

der obern Welt her, wie aus weiter Ferne, die Posaune der Auferstehung auch in diese tiefsten Tiefen wiederhallt . . . . . „und das Meer und der Hades ihre Toten hergeben". Dann regen sich, zuerst wie im Schlaf die längst Gestorbenen und steigen immer rascher durch die hohen Gewässer empor, die einen immer schwärzer werdend, mit Augen erglühend im ewigen Zorn, die andern immer leichter und lichter und seliger sich emporschwingend. — Und droben zerschmilzt im Wirbelsturm die Erde, und es lösen sich mit großem Krachen und fürchterlichem Zischen die Elemente auf (2. Petri 3, 10). Bald steht im Weltraum nur noch ein großer weißer Thron (Offenb. 20, 11—13), und darauf Einer mit dem blitzenden Angesicht und den Augen wie Feuerflammen, und vor ihm die unübersehbare Menge der jammernden, bangenden, jauchzenden Toten, die Völker und die Nationen, die Geschöpfe vor ihrem Schöpfer. Verschwunden ist die Welt der Formen und der Erscheinungen; verweht der Stoff und sein Reich. Nur noch Seelen und Gesetze!

Dem Meer steht die Bibel nicht sympathisch gegenüber, stellt uns dasselbe als eine drohende, von Gott zu Strafe und Gericht gebrauchte Tiefe dar. Gleich am Anfang erscheint es als eine in Finsternis gehüllte Macht (1. Mos. 1, 2). Später brachen „die Brunnen der Tiefe" auf, überfluteten die Erde und verdarben alles Lebende. Im Roten Meer geht Pharao mit seinem Heere unter. Zur Strafe wird Jonas ins Meer geworfen. Von Christo, trotzdem er so nah daran lebte, wird uns nicht berichtet, daß er jemals weder an das Mittelländische, noch an das Tote Meer getreten sei; wie wohl sehr oft an den Süßwassersee Genezareth. Und auf der neuen Erde ist das Meer, das Reich des Abgrunds, nicht mehr (Offenb. 21, 1).

So bietet uns unser Planet in gewaltigen Zügen zwei Bilder der Tiefe, der Konzentration, des Fallens in die eigene Ichheit, dem eigenen Mittelpunkt zu als Gegensatz zur großen Expansion nach oben, nach lichten und unendlichen Höhen. Die eine ist die des feurigen Zorns im grollenden, immer heißer tobenden Herzen der gefallenen Erde; die andre ist das Fallen in die ewige, zusammenziehende Kälte und stete Abwendung von der oberen Welt der Sonne, des Lichts und des Schalls; und beide geschehen in der und dringen immer tiefer in die innerste Finsternis des Geschöpfes, welches ist die äußerste von Gott aus.

Auch das Land zeigt uns zwei große Einheiten: die Ebene des behaglichen Wohnens und der fruchtbaren Ernte, ein Kind des Wassers, auch die Wüste dieser Welt, wo die nach dem gelobten Land pilgernde Seele hungert und dürstet unter der heißen Sonne der Anfechtung, mitten unter den um das goldene Kalb Tanzenden und den feurigen Schlangen; und die Berge, diese Kinder des Feuers, diese Altäre Gottes und Stätten des Betens, des Opfers und der Himmelfahrt. — „Am Ende der Tage wird der Berg Zion höher sein denn alle Berge."

Mit wundervollem Leben ist nun diese früher von furchtbaren vulkanischen Kräften durchtobte Terra bedeckt. Unaufhörlich verbinden und scheiden sich die Stoffe; heiß und kalt, fest, flüssig und dampfförmig, hart und weich, wirken sie bald schnell, bald langsam aufeinander, und es gibt nichts auf Erden, was nicht unaufhaltsam nach seiner Form und nach Gleichgewicht strebe. Wir täuschen uns, wenn wir Luft und Wasser, Erde und Gestein, Glas und Eisen amorph, formlos nennen. Unerbittlich gehorcht jeder Stoff dem ausnahmslosen Gesetz; was existiert, muß eine Form haben, seine Form, in tiefem, manchmal einigermaßen erkenntlichem, meist unergründlichem, aber unzerstörbarem Zusammenhang mit seiner Lebensformel, mit seiner Ichheit, mit allen seinen Eigenschaften. Jeder Stoff hat seine Form und ihre Ableitungen, nämlich diejenige in der er kristallisiert. Würde eine genügende Kälte eintreten, so schneite die Luft ebenso in zierlichen Kristallen eines bestimmten, unveränderlichen Systems herab wie jetzt das Wasser. Wie mächtig dieses Streben zu seiner Form zu kommen, zu kristallisieren ist, sieht man, wenn gefrierendes Wasser eiserne Bomben zersprengt.

Der Kristall ist eine die Erde bedeckende und erfüllende Lebensäußerung des Stoffes. Berge und Felsen bestehen aus kristallinischem Gestein. Im Granit flimmern dreierlei Kristalle: Quarz, Feldspat und Glimmer; Silbersand ist aus kristallinischen Glimmertafeln gebildet. Die Sahara, zehnmal größer als Deutschland, ist tief mit Quarzsand, also mit Kristallen bedeckt und an den Polen noch größere Flächen mit Billionen und

abermals Billionen von Eis- und Schneekryſtallen. Die Eisblumen am Fenſter ſind Kryſtalle; in einer metallenen Stange fügen ſich bei ſteter Erſchütterung die Teilchen zu Kryſtallen zuſammen, ſo bei Radachſen der Eiſenbahnwagen und Lokomotiven, die deshalb brüchig werden. Auch in der organiſchen Welt, in unzähligen Pflanzenzellen, finden ſich Hunderte von zierlichen mikroſkopiſchen Kryſtallen. Läßt man Blut eine Zeitlang ſtehen, ſo entwickeln ſich Kryſtalle, und ſelbſt eine getrocknete Thräne zeigt unter dem Mikroſkop zahlreiche Kryſtalle. — Der Kryſtall iſt die ureigne Form des Stoffes. — Wunderbar iſt dieſes von Gott dem Stoff verliehene Leben, und daß im hellen, formloſen Waſſer im Glas vor dir Hunderte von prächtigen ſechsſtrahligen Sternformen, ja alle die unzähligen Formen des hexagonalen Kryſtallſyſtems unſichtbar verborgen liegen; aber auch nur die. Nimmt man ein Stück Steinſalz, Schwefel oder Kalkſpat und zerſchlägt es in tauſend Stücke, ſo iſt doch jedes Stück wieder ein Kryſtall mit denſelben Achſen und Flächen und jede Kante identiſch. Denn der Kryſtall iſt unzerſtörbar; ſeine leibliche Geſtalt, ſein Geſicht kann ihm niemand nehmen. Mit allen Maſchinen und Apparaten, chemiſchen und phyſikaliſchen Hilfsmitteln, mit der größten Wärme und den ſtärkſten elektriſchen Strömen können Menſchen nicht ein Körnchen Steinſalz zwingen, anders als in Würfeln zu kryſtalliſieren.

Geheimnisvoll iſt dieſe Lebenskraft und das Sehnen dieſes Stoffs nach Größe, denn auch der Kryſtall wächſt, obwohl meiſt langſam und unvermerkt. So in den bekannten, oft noch halb mit Mutterwaſſer gefüllten Bergkryſtall-, Rauchtopaz- und Amethyſtendrüſen der Alpen, wo Kryſtalle von feinſter Nadelgröße an bis zu durchſichtigen Säulen von acht Centner Gewicht und mehr anſchwellen. Madagaskar aber, ſagt

Quenstedt, übertrifft alles mit seinen wasserhellen Bergkrystallen von sechsundzwanzig Fuß im Umfang, die oft auf unerreichbaren Felsen im Sonnenglanz weithin schimmern.

Dieses Wachsen des Krystalls erinnert vielfach an die Lebensäußerung des Tiers. Bricht man einem Krystall ein Eckchen ab und legt ihn wieder in die Mutterlauge, so ergänzt sich, ehe der Krystall weiter wächst, vor allem die beschädigte Stelle, gerade so, wie an einem Hummer die abgebrochene Fangschale wieder wächst. — Die Edelsteine, diese Blumen des Steinreichs, sollen wir nicht gering achten, etwa nur als glänzende Kiesel, womit eitle Menschen sich schmücken; sie sind schöne Versuche des irdischen Stoffs, sich in höherer krystallinischer Form der Durchsichtigkeit, der Farbenpracht und auch der Härte und Dauerhaftigkeit des wahren ewigen Stoffs zu nähern; einst werden sie in niegesehener Pracht die Hauptstadt der neuen Erde zieren.

Gesetz des Krystalls ist endloses Wachstum, nach den Achsen symmetrisch.

Doch schöner noch, heller strahlt das Leben uns in der nächsten und höheren Stufe der Schöpfung, in der Pflanze, entgegen. Ist zwischen dem Krystall und der aus harmonischen Verbindungen der anfänglichen Grundzahlen zu einer höheren Gleichung entstandenen Pflanze eine beim gegenwärtigen Zustand unsrer Kenntnisse nicht zu überbrückende Kluft, welche wir als den Unterschied zwischen der unorganischen und der organischen Schöpfung bezeichnen, so erkennen wir doch in der Pflanze einen Krystall höherer Ordnung, symmetrisch nach rechts und links, vorn und hinten, dissymetrisch dagegen nach unten und

oben, wenn auch manchmal der Wurzelbau der ganzen Verästelung auffallend entspricht. Und wie sehr sich die Pflanze an den Krystall anreiht, sieht man hübsch an den „Eisblumen", krystallinischen Gebilden, bei denen die Grundform der Pflanze (wie in den niederen Algen dargestellt) unverkennbar zu Tage tritt, sowie an den als „Bäumen" in der Bergmannssprache bezeichneten Krystallbildungen mancher Metalle, hauptsächlich aber an dem unter dem Mikroskop zu beobachtenden Wachsen und Schießen mancher farnkrautähnlicher Krystalle, so beim Salmiak.

Was ist eine Pflanze? Wir wissen es nicht, und staunend stehen wir vor der Thatsache, daß ein geheimnisvolles, unbegreifliches Lebensprinzip, das man versucht wäre, eine Seele zu nennen, in einem unscheinbaren Samen eingeschlossen, Macht hat, unbelebte Stoffteile aus dem Boden, aus dem Wasser und aus der Luft herzuziehen, zu merkwürdigen und neuen Körpern zu verbinden und daraus und damit einen wunderbaren Bau auszuführen, welcher wie wir ißt und trinkt, atmet und schläft, Kinder erzeugt, krank und alt wird und endlich stirbt.

Groß ist das Gesetz dieser Pflanze, und seine Erfüllung eine der schönsten Thaten der Schöpfung. Ihre Aufgabe heißt Wachstum innerhalb festgesetzter Zeiten, sei es in einem einzigen Kreislauf, sei es in periodisch wiederkehrenden, bis zur Erzeugung der Blume und der Frucht als Abschluß. Dieses Wachsen besteht darin, daß die Pflanze durch ihr Leben unaufhörlich Totes lebendig macht, Unorganisches zu Organismen verarbeitet. So ist die Pflanze nicht nur eine lebende, sondern eine stets lebendig machende Kreatur, worin sie weit höher steht als das Tier, das stets Lebendiges tötet, um zu

leben; sie ist ein prächtiges Bild des Christen, das Tier des natürlichen Menschen.

Ohne diese Arbeit der Pflanze sind Tier und Mensch unmöglich. Vom Ackerbau kann die ganze Menschheit leben; von Industrie, Handel, Gewerbe, Wissenschaft allein auch nicht ein Mensch!

Schon die mechanische Größe dieser Lebenskraft der Pflanze sieht man, wenn die Wurzeln eines wilden Feigenbaumes große Quader auseinanderdrücken, oder Stengel und Wurzeln, in Gipsverband eingegossen, denselben mit einem Druck von sechs bis zwölf Atmosphären zersprengen. Welche Kräfte werden im Frühjahr beim Keimen und Wachsen und Blühen entbunden, die sicherlich schon für einige Dutzend Quadratmeilen Wald oder Wiese alle Leistungen der von Menschen erbauten Maschinen weit überragen!

Wohl steht sie unbeweglich da, diese geheimnisvolle Pflanze, wie ein thatenloser Träumer, weiß nichts von Ortwechsel noch fieberhafter Thätigkeit. Der Pflanze ist die Stimme versagt; nur wenn der Wind, der Geist, durch den Wald braust, läßt auch der Baum seine Stimme ertönen; dann rauscht die Eiche, seufzt die Birke, flüstert die Pappel, und in langgedehnten Orgeltönen singt der Tannenwald.

Aber Gott hat nichts Unthätiges geschaffen. Dieser so stumme, unbewegliche Baum lehrt uns das Gesetz der stillen, lautlosen That, ist ein wundervoller Bau voll höchst sinnreicher chemischer und physikalischer Apparate, eine Fabrik, in welcher Tag und Nacht lautlos gearbeitet wird. Bedenken wir die Zahl der Gewächse und ihre Ausbreitung über die ganze Erde, so müssen wir billig erstaunen über die Fabrikation von fast unzähligen organischen Produkten durch die Pflanze, eine göttliche Industrie, die sowohl was Qualität als was Quantität

betrifft, die menschliche ganz ungeheuer übertrifft, ja von der alle Industrie auf Erden eine fast kindische, höchst unbedeutende Kopie ist. Diese göttliche Fabrik entzückt uns sowohl durch Schönheit der Proportionen und Eleganz der Form, als durch Farbenpracht und Wohlgeruch, bewirkt keine, die Luft und die Gewässer verpestenden und die menschliche Gesundheit schädigenden Abfälle, belästigt uns nicht durch Lärm, noch Getöse, und zeichnet sich durch Billigkeit und absolute Echtheit ihrer Produkte aus. Durch zarte Wurzelspitzen sucht die Pflanze unermüdet im dunkeln Schoß der Erde ihre Urstoffe, saugt sie ein, verbindet und verarbeitet sie zu Stengeln und Blättern, nimmt die besten und bildet daraus schöne Blüten, saftiges Obst, nahrhaftes Korn und in wunderbarer Mannigfaltigkeit allerlei schmackhafte, gesunde, kräftige Früchte, die sie nett und zierlich, in Nüssen, Schalen, Hülsen, Steinen, Kernen, in Bast, Baumwolle, Rinde zweckmäßig, leicht und doch wasserdicht für den Export verpackt. Dazu arbeitet diese göttliche Fabrik ohne Störung des Betriebes Tag und Nacht, und gründet alljährlich ohne weitere Aktienausgabe zahlreiche, lebensfähige Filialen. Wer könnte es ihr nachmachen?

Die Masse ihrer Produkte übertrifft alle unsre Vorstellungen. In Welthandelsberichten stehen nur so Millionen von Pfunden und oft von Centnern von Pflanzenerzeugnissen da! — So werden alljährlich mindestens fünfzig Millionen Pfund Kakao erzeugt, und über tausend Millionen Pfund Thee, wovon Europa allein zweihundertdreißig Millionen verbraucht; dazu über neunhundertsechzig Millionen Pfund Kaffee! So erzeugt auf Ceylon allein die Cocospalme 700 Millionen Nüsse alljährlich. — Und das sind noch die kleineren Zahlen. — Denn nun kommen die vielen hundert Millionen Centner Getreide, Reis, Mais u. s. w. So beträgt die Welternte an

Weizen allein, soweit sie bekannt ist, fünfundsechzig bis achtundsechzig Millionen Tonnen zu je tausend Kilogramm. Von Reis lebt ein Drittel der Menschheit; macht an dreihundert Millionen Kilogramm täglich. Dazu über sechshundertachtzig Millionen Hektoliter Mais, über achthundertdreiundsechzig Millionen Hektoliter Kartoffeln und noch große Mengen von Durrha; ganze Ströme, viele Billionen Liter Pulque, Maté, Bier, Wein, Apfelwein, so in Frankreich vom letzteren neunhundert Millionen Liter jährlich.

Die Pflanze ernährt aber nicht nur die Menschheit und löscht ihren Durst, sie kleidet sie auch; spinnt dazu jährlich über zweitausend Millionen Kilometer Baumwollfäden, erzeugt dreihundertneunzig Millionen Kilogramm Hanf und fünfhundertfünfzig Millionen Kilogramm Flachs in Europa allein, und auch über dreihundert Millionen Kilogramm Alfagras, woraus Papier gemacht wird, und zu demselben Zweck ungeheure Massen, über achthundertfünfzig Millionen Kilogramm Holzfasern.

Und nicht nur unbegreifliche Mengen von Nahrung für Mensch und Tier und unfaßlich viel Getränk und unermeßlich viel Kleiderstoff werden Tag und Nacht in dieser Fabrik Gottes verfertigt; sondern noch eine erstaunliche Anzahl allerlei chemischer Produkte, die wohlthuend oder schädlich, aufregend oder besänftigend, kräftigend oder schwächend auf Leib und Seele des Menschen einwirken. So wurden aus Kuba allein 1895 zwei tausend Millionen Pfund Zucker ausgeführt; so beträgt die gesamte Tabaksproduktion jährlich fünf Millionen Kilocentner. Aus Kalkgestein und verwittertem Granit, Sumpfboden, Schlamm und Sand fabriziert die Pflanze Gifte und Arzneien, Opiate und betäubende, schmerz- und fieberstillende und blutreinigende Mittel, viele Öle, Firnisse und Säfte,

Gummiarten, Gewürze und Wohlgerüche, von denen wir Europäer nur wenige kennen oder gebrauchen. So über zwanzig Millionen Kilogramm Gummiarabicum, über vierzig Millionen Kilogramm Kautschuk, neun Millionen Kilogramm Guttapercha und so weiter! Denn diese Fabrik braucht Sonnenstrahlen als Kraftmotore und erzeugt nur unter den Tropen ihre stärksten Säfte: Arrak und Ingwer, spanischen Pfeffer und Muskatnuß, Myrrhe und Weihrauch. Dort wachsen auch der Talgbaum und der Wachsbaum, aus dessen Wachs man sofort gute Lichter gießen kann, und der Seifenbaum (Sapindus saponaria); auf dürren Felsen streckt der Milchbaum wie abgestorben lange, dürre Äste aus und gibt doch eine Menge vorzüglicher Milch; dort wächst der Regenbaum, unter dem in der größten Dürre ganze Wasserlachen entstehen; der herrliche Brotbaum, nicht mit dem Affenbrotbaum (Adansonia) zu verwechseln; der Papierbaum Chinas, der Wollbaum, der Elfenbeinbaum, der Kampherbaum, der Ölbaum, die Korkeiche u. s. w. — Welche Welt voll geheimnisvoller Umbildungen, Veränderungen und Atomgruppierungen nach unbekannten Gesetzen und Individualitäten! Welche Transformationen des Stoffes durch eine einfache Pflanzenzelle! Und mit welcher Kunst geschieht alles das, unter schönen, anmutigen Lebensformen; denn die Pflanze ist nicht bloß eine Fabrikantin, sie ist auch eine Künstlerin; sie kann malen, skulptieren, beherrscht die Farbe und die Form.

Die Pflanze ernährt nicht nur alle Tiere auf Erden und auch alle viel zahlreicheren Fische und Meertiere, — denn immer mehr erkennt man, wie in letzter Instanz die kleinen und kleinsten Meerorganismen, von denen die größeren sich nähren, auf vegetabilische Nahrung angewiesen sind —, und ebenso tausendfünfhundert Millionen Menschen, die sie auch kleidet, sondern sie liefert unberechenbare Mengen von Brennstoff!

Wie sollten wir ohne sie uns schützen gegen die Kälte, unsre Nahrung kochen, und unsre Dampfschiffe und Lokomotiven heizen? Welche, obige Mengen von Nährstoff noch weit übersteigende Masse von Holz, Torf, Braun- und Steinkohle liefert nicht alljährlich die Pflanze der Menschheit! Wie die Pflanze im Magen zu Nahrung und Leben wird, so auch unter dem Dampfkessel zu Kraft. Wunderbare Transformation!

Noch größere Mengen Pflanzenstoffe werden nicht unmittelbar verwertet, sondern dienen zur Humusbildung, zur Reinigung der Luft, zur Verschönerung der Welt, zur Bekleidung der Berge, zur Aufspeicherung des Regens, zur Vermehrung, Regulierung und Verlangsamung des Kreislaufes der Gewässer.

Aber damit ist immer noch nicht die segensreiche Thätigkeit dieser wunderbaren Organismen erschöpft. „Wenn," sagt G. Buchner, „die Pflanzen jährlich, wie man berechnet hat, neunzig Billionen Kilogramm CO_2 zersetzen, so werden dadurch sechzig Billionen Kilogramm Sauerstoff der Luft und den Menschen und Tieren zur Atmung wiedergegeben." — Welche kolossalen, fast unbegreiflichen Leistungen dieser so stillen, bescheidenen, schönen Pflanzenwelt!

Doch das Hauptwunder der Pflanze ist ihr Same. — Als Gott sie schuf, befahl er, daß „Gras und Kraut sich besamen und Bäume Früchte tragen, und haben ihren eignen Samen bei sich selbst" (1. Mose 1, 11). — Auch das ist Gesetz der Pflanze. Sie hat ihren Samen bei sich! — Was alles in diesem göttlichen Wort liegt! — Diese ihre Frucht und ihr Kind ist mit einer merkwürdigen Macht des Fortkommens

und des Ortswechsels begabt. Seßhaft und ansässig sitzen die Alten; die Kinder flattern hin und her, fallen bald auf zertretenen Weg, bald auf harten Fels, bald unter die Dornen, bald auf fruchtbaren Boden und werden zu Stammvätern neuer Geschlechter. Die Samen mancher Pflanzen sind mit Flügeln, andre mit langen Haaren, mit Federbüschen, mit Fallschirmen, ja mit Schraubenflügeln versehen; der Wind trägt sie von Kontinent zu Kontinent um die ganze Erde herum. Andre klammern sich mit Widerhaken an die Wolle, an das Fell, an die Federn der Tiere und werden von ihnen weit fortgetragen; noch andre, wie die Kokosnuß, in zäher, wasserdichter Bastschale, schwimmen lange, wie ein Moseskind im Schilfkorb, auf den Gewässern, werden von Meeresströmungen an öde Inseln hingeschwemmt, fassen dort Wurzeln und werden zu Bäumen, damit überall organisches Leben den Schöpfer preise. Denn nirgends hat Gott den Menschen, sein Kind, ohne die Blume gelassen, diese freudenreiche Frucht des Lichts und des Sonnenstrahls, und wie die unwirtlichen Steppen Asiens im Frühjahr in prächtiger wilder Tulpenblüte prangen, so bergen selbst die fürchterlichen Schnee- und Eiseinöden Grönlands wahre, auf hohen Felsenrücken angelegte, oft mehrere Morgen große Blumenbeete, die schönen „Nunataks", die den armen Eskimo erfreuen, und in denen der Däne Kornerup 1878 an 60 blühende Pflanzen fand, so blaue Glockenblumen, gelbblühendes Fingerkraut, Hahnenfuß und den prächtigen Polarmohn. Auch auf Spitzbergen und Nowaja Semlja fand Heuglin „teppichartig ausgebreitete, bunte Blumenbeete aus solchen Massen von Blüten zusammengewirkt, wie selbst die Tropensonne kaum zu entwickeln imstande ist."

Denken wir uns die Erde aller Pflanzen bar, kahl die Felsengipfel, Sand und Schlamm die Ebenen, und Steingerölle

überall: ein trauriges Bild, eine öde Welt! Wieviel organischer Stoff gehörte dazu, sie zu beleben? — Wir haben früher von der Arche Noahs nachgewiesen, wie diese Arche mit einem Gehalt von beiläufig zweiundzwanzigtausend Tonnen für Exemplare von sämtlichen bekannten Tierarten Raum und auch geräumige Wohnung für Noah und seine Familie bot. Bei Pflanzensamen handelt sich's natürlich um vieltausendmal kleinere Größen. Kennten wir keine Gewächse, und Gott wollte uns mit dem Samen aller Pflanzen vom Himmel herab eine rechte Weihnachtsfreude machen, so genügte zur Sendung eine Kiste, kaum ein Kubikmeter groß, nur ein paar Centner schwer! Ein starkes Pferd könnte sie herziehen! Denn so groß auch manche Frucht, so der centnerschwere Riesenkürbis, so birgt sie doch kleinen Samen, diesen Extrakt, diese Essenz des Lebens.

Überlassen wir den größeren Nußsamen auch die Hälfte dieser Kiste (in den Zwischenräumen hätten schon Zehntausende von kleinen Samen Platz), so bleiben uns immer noch fünfhunderttausend Kubikcentimeter übrig. Die meisten Samen aber, so die der größten Bäume, wie der Eiche oder Buche, Linde, Tanne, der Getreide- und Gräserarten, der Blumen und Gemüse, der Linse, der Bohne, der Erbse u. s. w. sind durchschnittlich weit nicht einen Kubikcentimeter groß; und ebensowenig der Kern, aus dem alle Birnen- oder Äpfelbäume entstehen und auch selbst nicht der Stein der Aprikose oder der Pflaume; fast unsichtbar aber sind die der vielen Moose und Flechten. Gibt es, wie angenommen wird, dreihunderttausend Pilzarten, so füllten ihre Sporen noch nicht einen Fingerhut aus; die Sporen aber aller Bazillen und Bakterien der Welt, falls auch diese mitkämen, würden sicherlich noch nicht einen Raum so groß wie ein Stecknadelkopf ausfüllen. So hätten wir in obiger Kiste für viele Millionen Samen Platz, und

wir kennen doch nur, ausschließlich obiger Pilze, zweihunderttausend Pflanzenarten. Also könnte aus solchem winzigen Behälter die ganze Pflanzenwelt hervorgehen, die tropische Pracht der Urwälder, alle Gräser und Blumen aller Steppen, alle Obst- und Waldbäume, alle Pflänzchen und Moose, die mit weichem, lebendigem Teppich die Erde bedecken. Und das ginge schnell vor sich! — Denn unbegreiflich ist die Reproduktionskraft eines solchen Sämchens! So ein schwarzes Mohnkörnchen, das lang im Staube unbeachtet liegt, hat in sich Macht, im zweiten Gliede dreißigtausend Pflanzen, im dritten also schon neunhundert Millionen zu erzeugen. Beim Boletus subtomentosus fand W. Smith siebzehntausend Poren zu je zweihundert Zellen mit zahlreichen Sporen, die er für eine Pflanze auf fünftausend Millionen schätzt, oder drei mal mehr Kinder als es Menschen auf Erden gibt, macht in der zweiten Generation eine Zahl mit achtzehn Stellen. So ein Weizenkorn, das jährlich, wie in Syrien häufig, hundert andre Körner erzeugt, vermöchte in der zehnten Generation schon alle Menschen der Welt ein Jahr lang zu ernähren (Prof. Gaussen)! Welche göttliche Lebenskraft!

Fast noch wunderbarer ist es, daß so ein bißchen Stärkemehl im Samen den Charakter, die Eigenschaften und Eigentümlichkeiten der Pflanze enthält. Mag man immerhin den Heliotropismus aus einer durch das Licht verursachten Verzögerung des Wachstums und daraus folgenden Konkavkrümmung erklären, so bleibt es doch unbegreiflich, warum bei totaler Sonnenfinsternis die Akazie ihre Blätter faltet, während Mirabilis Jalapa ihre Blüten öffnet, oder warum die Königin der Nacht nur zwischen Mitternacht und ein Uhr blüht? Noch unfaßlicher ist es, daß im Mehlstoff der Bohne schon das absolute Gesetz und Lebensbedürfnis liegt, sich nach rechts

zu winden, und ebenso bei der Winde und dem Gaisblatt, während eine Hopfenpflanze ebenso eigensinnig nur nach links wachsen will. Eine Bohne stirbt eher, als sich nach links zu winden, weshalb sie im Französischen als Sinnbild des Eigensinns sprichwörtlich geworden ist. Das Silphium laciniatum in Texas wendet die Blattfläche nach Ost und West, die Ränder nach Norden und Süden, dient also als Kompaß. Ja, in Nicaragua wächst die Phytolacca electrica, welche auf sieben bis acht Schritte die Magnetnadel ablenkt und die Hand elektrisch ebenso stark erschüttert wie ein Ruhmkorffscher Apparat! Merkwürdiger noch, daß diese ihre elektrische Kraft während der Nacht gleich null ist, gegen zwei Uhr nachmittags aber am stärksten. Demnach vermag diese Pflanze Sonnenlicht und Wärme in Elektrizität umzusetzen. Aber wie? — Unbegreiflich ist es auch und nicht durch chemische noch physikalische Kräfte allein zu erklären, daß die so robuste, Jahrhunderte ausdauernde Cypresse mit hartem, harzigem Holz schon bei — 2 bis — 4° zu Tode friert, während zarte Blümlein, saftige Cochlearien, Saxifragen und die zierliche Polarweide in monatelanger Polarnacht eine Kälte von — 30° bis — 50° aushalten! Oder warum, um eine einfache Frage zu stellen, wachsen die Zellen des Stengels in die Höhe und dem Licht zu, die der Wurzel aber abwärts und fliehen das Licht? — Niemand weiß es.

So ist die Pflanzenwelt auch eine Welt der Geheimnisse. Diese Wesen sagen etwas, das unsre Seele ahnt und doch nicht recht versteht; denn seitdem Adam die Pflanze, den Baum der Erkenntnis, zur Sünde mißbrauchte, sind die Augen des Geistes uns trübe geworden, und wir vermögen nicht es zu schauen, was die Pflanze ist, und zu hören, was die Blume spricht! Ach, wer ihn verstehen könnte, den Baum, wie er

so still, in sich gekehrt und doch voll Saft und Leben, seine Wurzeln in das dunkle Unterreich senkt, Totes zu Lebendigem macht, gen Himmel sich streckt, freudig und voll aufatmend im Sonnenschein und Morgentau, standhaft im Wetter und Sturm, wie er unverdrossen lebendige Früchte erzeugt und Gott preist im Rauschen seines Laubes! Ein Baum des Lebens, der dem doch viel höheren Menschen ewiges Leben verleiht (1. Mos. 3, 22), welches Mysterium! — Ernährung! Wachstum! Blühen! Fruchttragen! wunderbare Vorgänge wie im Leiblichen, so auch im Geistigen! Wie der Baum, die Pflanze selbst im Winter, wenn scheinbar in tiefen Schlummer versunken, rastlos wächst und Millionen von Zellen zu Blatt- und Fruchtknospen verarbeitet, so auch der Mensch. Ob er wacht oder schläft, nichts oder etwas thut, unaufhörlich wächst diese göttliche Pflanze, wächst hinab in die Finsternis oder hinauf zum Licht; und wird wachsen in Ewigkeit, außer wenn im „zweiten Tod" alles Wachsen aufhört, und die Seele ewig erstarrt, versteinert, in allen Ewigkeiten nimmer zu etwas anderm, zu einem Mehr werden kann, als was sie ist. Für ein Göttliches ein unbeschreiblich furchtbares Los!

Wie groß das Wort am dritten Tag: „Und Gott sprach: Es werden Pflanzen!" ein Wort, das donnernd durch die Weltalle hallte und in den Äonen der Zukunft wiederhallen wird, das werden wir erst drüben erkennen. Hier sehen wir nur die leibliche, materielle, harte, gefesselte Pflanze, ihre stoffliche Hülle, nicht aber die wunderbare, geistige, göttliche Pflanze, und wie wir nicht wissen noch begreifen, was „ein Baum des Lebens", so auch nicht, was „ein Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen"! Aber wie sie einst im Paradies blühte und Früchte trug, so wird die Pflanze einst im neuen Paradies, auch sie vom Bann und Fluch der Sünde erlöst, in un-

geahnter Pracht sich entfalten, üppig grünend, nie verwelkend, herrlich blühend, Früchte tragend, ihre Blätter werden die Völker der neuen Erde heilen (Ezech. 47, 12, Off. 22, 2), wie von jeher die Menschen mit Recht an heilsame Kräfte in den Gewächsen glaubten; und wir werden von den Früchten des Lebensbaumes Unsterblichkeit essen, und Christus wird mit uns von der Frucht des Weinstocks trinken.

Kommen wir an das Tierreich, so treten uns, wie wir schon an den Meerbewohnern gesehen, dunkle Mächte entgegen. Ist in allen Sprachen „Blüte und Frucht" etwas Schönes und Gutes, so gibt es dagegen keine, die nicht das Wort „tierisch" oder gar „Bestie" und „bestial" als einen schweren Schimpf für den Menschen auffaßte. Die Pflanze verarbeitet und veredelt Totes zu Lebendigem, das Tier tötet und verzehrt Lebendiges, um zu leben. Die Pflanze ist ein Bild von edler Freigebigkeit, überläßt willig und nimmermüde ihre Früchte jedem und nützt durch ihr Leben. Das Tier lebt nur für sich, erzeugt keinerlei Früchte, sondern reproduziert sich nur und wird erst durch seinen Tod nützlich.

Gesetz des Tieres ist, gegenüber von Kryſtall und Pflanze, freie Bewegung. Wohl werden wir sehen, daß sehr viele Pflanzen frei beweglich, sehr viele Tiere unbeweglich, angewachsen sind. Will man aber die Grundgesetze einer Klasse von Geschöpfen erkennen, so muß man sie — und das verkennt eine naturalistische Litteratur — in den höheren und höchsten Typen der Familie suchen. Dann ist allerdings die Pflanze seßhaft und das Tier beweglich. Und aus diesem nicht an die Scholle gebunden sein entwickelt sich bei Ermangelung höherer

Triebe das zweite Gesetz seiner Natur, der brutale Egoismus, die rücksichtslose Centralisation, die das Tier auch kennzeichnet. Man braucht nur ein Tier beim Fressen zu sehen oder noch besser zu stören, um den ganzen Unterschied zwischen diesem Wesen und der edleren, geduldigen, nicht fressenden, sondern nur trinkenden, sanft assimilierenden und lebendig machenden Pflanze einzusehen.

Gleichzeitig und parallel mit der Pflanze laufend, denn die höchste Pflanze führt nicht, wie öfters angenommen, zum niedrigsten Tier, sehen wir die zahlreichen Formen des Tierreichs, auch auf die Grundformen des Krystalls zurückführbar. Wie überraschend ähnlich ist z. B. die Gestalt eines Seesterns der so mancher Krystalle, wobei in ihrem Wachstum beide aus ihrem Centrum hinausstrahlen. Auch Polypen und Madreporen erinnern lebhaft an Krystallformationen. Wichtiger aber ist es, daß auch höhere Tiere, ja, selbst der Mensch, Gebilde darstellen, durchaus nach drei Achsen aufgebaut, nach vorn und hinten, oben und unten dissymmetrisch, nach links und rechts symmetrisch, welcher Bau aus Millionen von Atomen stets nach diesen Achsen proportional wächst. Wie schon erwähnt, können wir jetzt den Unterschied zwischen Tier und Pflanze nicht mehr so leicht feststellen. Das Pflanzenreich und das Tierreich gehen unmerklich ineinander über, sind verbunden durch das ungeheure Gebiet der zweifelhaften, in letzter Zeit zur traurigen Berühmtheit gelangten Mikroben und Bazillen. Wir sind gewöhnt, Pflanzen zum Unterschied von Tieren als seßhafte, angewurzelte Organismen aufzufassen. Dies ist nur bei den höheren Exemplaren wahr. Obige Pflanzengebilde, Diatomeen und Bazillen sind nicht nur nicht angewachsen, sondern bewegen sich aus unbekannten Ursachen willkürlich und frei umher, wie an Pleurosigma- oder Naviculaarten schön zu sehen. Nimmt man dazu

die unzähligen, mikroskopischen, schönen Desmidien, die im Frühling und Sommer Teich und Sumpf grün färben und andre Pflanzengebilde, die mit dem Plankton im Meer schwimmen, so muß man sagen: die größte Zahl der Pflanzen auf Erden ist nicht angewachsen, sondern beweglich. — Betrachtet man dagegen im Tierreich die seßhaften Glockentierchen, Schwämme, Seefedern und Polypen, die Korallen und Madreporen, die im Stillen Ocean ganze unterseeische Länder bilden, so kommt man zu dem Schluß, daß ein bedeutender, ja für uns unbegreiflich großer Teil der Tiere pflanzenartig angewachsen, festgewurzelt ist.

Die Kraft des Lebens, die wir schon bei Pflanzen bewundert haben, zeigt sich auch beim Tier in erstaunlicher Weise. So schon, wenn die kleinsten Wesen, die unsichtbaren Bazillen, so energische, chemische Reaktionen hervorrufen, daß ihre Excremente zum furchtbarsten Gift (Toxin) werden und Wesen wie den Menschen, die ihnen gegenüber ganze Weltkörper sind, mitunter in einer halben Stunde und noch schneller töten. Schon Linné bemerkt, daß ein Elephant, der so stark wäre wie ein Käfer, einen Berg erschüttern könnte. So hebt ein Maikäfer das vierzehnfache, die viel kleinere Art Anomala aber das sechsundsechzigfache des eignen Gewichts! Je kleiner das Insekt, desto stärker, ein merkwürdiges Gesetz! Erstaunlich ist auch die Widerstandskraft dieser kleinen Wesen. So leben Maikäfer noch vier Tage im ätzenden Kalkwasser. Ein Rädertier (Callidina symbiotica) ist nach K. von Marilaun fünf Jahre vertrocknet im Glaskasten geblieben, und wieder aufgelebt. Ja, Tyleuchus scandens (Weizenälchen) soll bis zu zwanzig Jahre eingetrocknet im Scheintod am Leben bleiben. Was sind das für unvorstellbare Zustände? — Auch im Flug der Insekten thun sich fast unbegreifliche Kräfte kund. So

machen die Flügel der Biene in einer Sekunde vierhundertundvierzig Doppelschwingungen, die der Schnake siebenhundert. Des Moschusbocks Flügel vibrieren noch schneller, denn er bringt den höchsten Ton hervor, das viergestrichene a. Das sind Bewegungen, die unsre Arme und Beine sofort auseinanderrissen, selbst wenn sie aus Stahl bestünden.

Mit dieser ungeheuren Muskelkraft beherrscht das Tier, vor allem der Fisch und der Vogel und die kleinsten Mücken, die auch gegen den Wind stundenlang auf und ab tanzen im Sonnenschein, den Raum in einer Art, die wir uns schwer vorstellen können. Delphine und Haifische spielen tage- und wochenlang ohne Ermüdung um den schnellen Postdampfer. Noch stärker sind die Vögel, diese wunderbaren Flugmaschinen. Schon der kleine Haubentaucher hält im Schwimmen mit einem Dampfer Schritt. Letzthin flogen drei Brieftauben über den Atlantischen Ocean, legten also an 6000 Kilometer oft gegen den Weststurm, ohne zu fressen, noch auch eine Minute auszuruhen, zurück! Der Edelfalke aber bei ernster Jagd oder die Segler des Meeres, so der Fregattenvogel, fliegen nach Brehm bis zu zweihundertundsechzig Kilometer in der Stunde. Mit solchem majestätischem, mehr als pfeilschnellem Flug könnten sie die Erde am Äquator in hundertundfünfzig Stunden umfliegen, eine Reise, zu der eine Schnecke 1268 Jahre brauchte, und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß ein Fregattenvogel und ein Albatroß dieser Aufgabe gewachsen wären; fliegt doch letzterer vom Südpol, wo er brütet, im April und im Juli über den Äquator bis nach Kamtschatka hin. Das weite Luftmeer, das unsre Erde hoch umhüllt, ist sein Heim und sein Gebiet. — Und doch werden diese Könige der Lüfte von kleineren, unscheinbaren Vögeln an Schnelligkeit übertroffen. So legt nach Beobachtungen auf der Vogelwarte

in Helgoland die Nebelkrähe zweihundert Kilometer, das rotstirnige Blaukehlchen aber dreihundertvierunddreißig Kilometer in der Stunde zurück, flöge in zwei Stunden von Hamburg an den Bodensee! So fliegt jedes Jahr die Steinschwalbe vom Kap der guten Hoffnung nach dem Nordkap hin und her; der Regenpfeifer, der Steinwälzer legen im Frühjahr fünfzehntausend Kilometer zurück, um von Südafrika, Polynesien, Australien in die Polargegenden zu wandern, und machen dieselbe Reise im Herbst wieder (Dr. Perrot). Welche unfaßbaren Leistungen für diese winzigen, sich selbst heizenden und ölenden, willkürlichen und lenksamen Flugmaschinen! Durchschnittlich wiegt der Vogel fünf Kilo, oft aber viel weniger per Pferdekraft, der Mensch dagegen zweihundertachtundachtzig Kilo per Pferdekraft. Um wie der Vogel fliegen zu können, müßte er also entweder bei gleichem Gewicht zum mindesten siebenundfünfzigmal stärker oder bei gleicher Kraft siebenundfünfzigmal leichter sein.

In ungeheuren Scharen bewohnt auch diese Tierschöpfung die Erde, graft auf der Ebene und am Bergabhang oder wie die großen Meeresschildkröten auf unermeßlichen unterseeischen Wiesen, oder nistet auf Baum und Fels oder öder Insel und fliegt durch die Lüfte. Weithin sind oft die Polarküsten mit Millionen von dichtgedrängten Pinguinen, Tauchern, Sturm- und Wintermöven, Tölpeln, Eissturmvögeln, Puffins und Lummen bedeckt. Von den Zügen der Wandertauben in Amerika erzählen Audubon und Wilson, daß solche Züge den Himmel verdunkeln; der Flügelschlag klingt wie anhaltender Donner, und bei einem Zug, der vier Stunden lang dauerte und vier englische Meilen breit war, wurde die Zahl der Vögel auf mindestens zweitausendzweihundertunddreißig Millionen geschätzt, also weit mehr als die gesamte Menschheit. Doch unzähliger

noch sind die Fische des Meeres und immer noch „wimmeln" nach dem göttlichen Befehl (1. Gen. 1, 20) die Gewässer. So wurden in Norwegen anno 1889 tausendzweihundertfünfunddreißig Millionen Hektoliter Heringe gefangen, was aber den Zug nicht merklich verminderte. So berechnet ein Engländer: „Die Nordsee ist weit ertragsfähiger als jedes Ackerland; vier Morgen guten Bodens liefern etwa zwanzig Centner Getreide jährlich; aus einem ebenso großen Fischereigrund kann man dasselbe Gewicht Nahrung jede Woche schöpfen." — Denn alle Wesen müssen, wenn er's will, dem Menschen dienen. Nicht nur ungeheure Massen von Fleisch und Milch liefert ihm die Tierwelt; auch mit über fünfhundert Millionen Pfund Wolle jährlich für Europa allein kleidet sie ihn. Und selbst kleine Tierlein müssen ihn mit ihrem Pelz vor der Kälte schützen. So werden nach Lomer in Nordamerika jährlich 3 Millionen Bisamrattenfelle verkauft und ebenso aus Rußland jährlich 2 Millionen Grauwerkfelle, 400000 Hermelin-, 400000 Steinmarder-, 200000 Zobel- und 600000 Iltisfelle exportiert.

Auch das Insekt und die Raupe am Baum müssen für den Herrn der Schöpfung arbeiten. Nicht nur in Rußlands Wäldern erzeugen Bienen die vielen Millionen Pfund Wachs, die als Kerzen vor den Heiligenbildern unaufhörlich brennen; auch auf den unermeßlichen Salbeikulturen Kaliforniens werden jährlich an 15 Millionen Pfund vom besten Salbeihonig von diesen Tierlein emsig bereitet. — Die unscheinbare Seidenraupe aber spinnt fleißig alljährlich für den Menschen an 43 Millionen Kilo Seidenfaden; also eine Länge, die vollkommen ausreichte, mit einem starken Tau aus hundertfünfundzwanzigtausend Seidenfäden Erde und Mond mit einander zu verbinden! — Unermüdlich, rastlos arbeitet die ganze

Schöpfung; und das Würmchen und der Stern müssen das Gesetz ihres Daseins vollenden.

Im Tierreich sind die Grundzüge des gesellschaftlichen Lebens, des socialen Gesetzes der Arbeitseinteilung und Association gegeben, und wie schon bemerkt, könnten und sollten gerade heutzutage die Menschen an diesen weisen und ewigen Naturgesetzen lernen. — Auch ein Lehrbuch der Formen und der Symmetrie ist das Tierreich, zur Ausbildung des so wichtigen Formensinns dem Menschen gegeben. Dieser entspricht dem Dar- und Vorstellungsvermögen der Seele: wer die Formen richtig erfaßt, beschreibt gut, und wer gut beschreibt, unterscheidet gut; et qui bene distinguit — bene docet. Treffend sagt Carlyle: „Finde mir einen Mann, der mit Worten ein Bild malt, so hast du einen Mann gefunden, der etwas wert ist. Ein wertloser Mensch kann nicht das Bild irgend eines Gegenstandes entwerfen; er lebt in nebligen Äußerlichkeiten und Täuschungen, lebt in allen Dingen nur vom banalen Hörensagen." — Man vergleiche mit den so mannigfaltigen und alle aus dem Kreis sich entwickelnden Blatt- und Blütenformen die auf die Doppelogive zurückführbaren zehntausend Arten der Fische, die tausend Formen der Schneckenmuscheln (Spirale), der Seesterne und Seeigel (Kreisteilung) u. s. w. Aber dabei sind, wie alle Formen, diese Tierformen auch Hieroglyphen, die das Wesen dieser Geschöpfe ausdrücken, und es uns lehrten, hätten wir den Schlüssel dazu, sagt mit Recht Renan.

Merkwürdig, daß wir Ziele und Zwecke der Tierschöpfung weniger klar erkennen als die der Pflanzen. So wissen wir

nicht, warum in den Tiefen des Oceans, im Luftreich, in der Wüste und auf den Savannen und Prärien so viele Billionen von Tieren leben, die von keinem Nutzen für den Menschen sind, die er nie gesehen hat, noch sehen wird; und hier mißlingt jeder zweckbestimmende Erklärungsversuch. Daß eine Verminderung des Pflanzenwuchses auf den Wasserkreislauf, also auf die Lebensökonomie unsres Planeten einwirken würde, ist uns klar; nicht aber, was es schaden würde, wenn alle unzähligen Landtiere und Vögel und Meertiere und Tierchen, die an den Polen leben, nicht existierten.

Merkwürdig auch, daß nirgends im Pflanzenreich die Persönlichkeit, die Individualität so verwischt, so undefinierbar erscheint wie bei den niedrigen Formen des Tierreichs, den Polypen, Schwämmen u. s. w. Und doch zeigen gerade diese Formen eine fast unverwüstliche Lebenskraft. So kann man das Wasserschlängelchen (Nais) in zwanzig Stücke zerschneiden, jedem Stück wächst wieder Kopf und Schwanz. Noch merkwürdiger ist die Hydra viridis oder grüner Armpolyp in unsern Teichen. Man kann ihn der Länge und der Breite nach beliebig spalten; aus den Stücken entstehen neue Individuen, ja, Grube erzählt, er habe ihn lange im Mörser gestampft (!) und dennoch habe er, wieder ins Wasser gebracht, weiter gelebt.

Im Bau des Tieres lernen wir die stufenmäßige Entwicklung der so hohen Gesetze des menschlichen Leibes kennen. Wie interessant z. B., daß niedrige Larven durch blattartige Kiemen am Schwanz atmen, daß diese Kiemen immer noch blattartig bei höheren Insektenformen rechts und links sich verteilen, immer höher steigend, bis sie bei den Fischen in den Ohren zu Kiemen sich entwickeln! Aber immer noch ist kein Schall da, und erst wenn diese Kiemen zu inneren Lungen werden, entsteht die Stimme. Wie schön zu beobachten, wie

das bei den Schwämmen aus ganz identischen, unzusammenhängenden Kalknadeln bestehende Skelett sich allmählich durch alle Tierformen hindurch immer mehr zusammenfügt, wie jeder Knochen sich zu immer mehr abgesonderten Zwecken ausbildet, bis er im menschlichen Körperbau ein Meisterstück von unerreichbarer Zweckmäßigkeit und Vollendung bildet! — Wunderbar ist auch die Mannigfaltigkeit der Sinnesorgane. Wie verschieden sind die Ocellen der Spinnen und Skorpione, welche freilich nur einen Zoll weit damit sehen können, von den facettierten Augen der Schmetterlinge und Fliegen mit bis zu siebentausend Linsen und Sehnerven, oder von den aus einem Säckchen voll schwarzer Flüssigkeit ohne Hornhaut bestehenden, am Ende der Hörner bei Schnecken befindlichen! So finden sich die Organe des Gehörs beim Tiere an den verschiedensten Körperteilen. Die Flußkrebse haben sie am Fuß der Fühler, die Heuschrecken an den Vorderpfoten und die Mysiskrebse am Ende des Schwanzes (E. Yung). Manche Muscheln hören mit dem Fuß, mit dem sie auch tasten und ihren Weg sondieren; und zwar hören sie recht gut, denn sie schließen ihre Schalen, sobald in ihrer Nähe nur laut gesprochen wird.

Wie die Pflanzenwelt ist auch die Tierwelt voll von leiblichen und seelischen Geheimnissen. So tritt erst beim Tier zum Unterschied von der Pflanze der Begriff „Wohnung" auf, so schon bei den Muscheln. So können die großen Schildkröten, diese so stupiden Tiere, die ziemlich lange ohne Gehirn leben können, deren dicke Schalen das Gewicht eines beladenen Wagens ertragen, es dennoch nicht leiden, wenn Regentropfen auf diese so harte Schale fallen, und wenn sie sich morgens bei noch so hellem Wetter ängstlich verstecken, wissen die Züchter, daß es an dem Tage noch regnen wird. Die Blätter giftiger Euphorbien schaden nicht den Rindern, aber töten

unbedingt das Zebra; der Nashornvogel frißt ungestraft die für Mensch und Tier tödliche Strychnosnuß. Der Stich der Tsetsefliege, dieser Pest Südafrikas, schadet nicht dem Menschen, tötet aber den Ochsen, das Pferd, den Hund. — Auch merkwürdige Antipathien und Sympathien finden sich. So letztere nach dem Gesetz der anziehenden Gegensätze; zwischen Präriehunden und Klapperschlangen, Kranichen und Stieren, zwischen dem Haifisch und seinem treuen Begleiter, dem Lotsenfisch u. s. w. Hört man in den Wäldern Cochinchinas oder Javas das Geschrei des wilden Pfaus, so weiß man auch, daß der Tiger in der Nähe ist, beiläufig bemerkt, eine prächtige Farbenassociation. Dagegen verfolgen Raben den ihnen unschädlichen Bussard und die Eule oft stundenlang mit großem Geschrei. So ist der Schwertfisch, selbst ein Wal, ein Todfeind des Walfisches, während er durchaus friedlich mit dem großen Thunfisch sich verträgt; vor dem Pottfisch aber flieht er wie auch der Hai erschrocken und wagt nicht, selbst einem toten, gestrandeten sich zu nähern. So gerät der wilde und bösartige Pavian, der selbst den Leoparden in die Flucht schlägt, vor einer kleinen Schlange oder einem Molch außer sich vor Entsetzen.

Am geheimnisvollsten und am wenigsten durch das nichtssagende Wort Instinkt zu erklären sind die Seelenregungen des Hasses und der Liebe bei Tieren, die wir als unzurechnungsfähige niedrige Organismen zu betrachten gewöhnt sind. Der Einsiedlerkrebs kämpft zwar wütend mit seinesgleichen, aber seine Anhänglichkeit für die auf seiner Schale sitzende Aktinie, eine Art Seeanemone, ist bekannt. Nicht nur wird sie nie von ihm verletzt, sondern wenn, wie Gosse u. a. es sahen, er seine Wohnung ändern will, so faßt er zart seine Freundin an und überträgt sie auf die neue Muschel; und gelingt ihm das

Losmachen nicht, so verzichtet er lieber auf die neue Schale und bleibt seiner Aktinie getreu. Wohl wurde im Geiste unsrer egoistischen Zeit versucht, dies durch gegenseitigen Nutzen zu erklären, aber wie unzureichend diese Erklärung! Denn zum Begreifen eines etwaigen gegenseitigen Nutzens gehört noch mehr Intelligenz als zur bloßen gegenseitigen Neigung, wie wir sehen, daß das kleinste Kind zur Mutter Neigung verrät, lange ehe es berechnen oder nur begreifen kann, von welchem Nutzen ihm diese ist. Und nicht einzig ist darin der Einsiedlerkrebs. Schon Aristoteles kennt und erwähnt das freundschaftliche Verhältnis zwischen der kleinen Krabbe Pinnotheres (Pinnenwächter) und der Muschel Pinna, in welcher sie lebt, daher ihr Name. Diese Pinna kommt schon in Ägypten als Hieroglyph vor, und bedeutet dort: einen auf die Unterstützung seiner Kinder angewiesenen Familienvater! (Schleiden, das Meer. S. 475.)

Aus dem Tierreich ersehen wir ferner, wie nach uns gänzlich unbekannten Gesetzen eine Individualität sich äußerlich vollständig verändern kann, ohne sich zu verlieren. So, wenn dasselbe Individuum wie bei vielen Insekten drei so verschiedene Lebenszustände durchläuft wie Larve, Puppe und beflügeltes Tier. Die Verwandlung einer Raupe in einen Schmetterling, die einer Larve in eine Libellule ist eine physiologische und psychologische Lehre von großer Bedeutung. — Diese Vorgänge sind wert, etwas genauer betrachtet zu werden! — Wie so eine Raupe sich bald lang hinstreckt, bald zusammenzieht, bald nach rechts und links krümmt und dabei Gestalt, Länge und Dicke ihres Körpers stets verändert, das hat jeder schon gesehen; aber nicht jeder bedenkt, was das heißt. Eine Villa mit zahlreichen Dampfheizungs-, Wasserleitungs- und Gasröhren, so gebaut, daß sie jeden Augenblick mühe- und lautlos sich

verlängern und verkürzen, links und rechts ausdehnen ließe, wobei alle Fenster und Thüren, Läden und Vorhänge, Böden und Dachkammern samt obigen Röhren sich streckten und verkürzten, ohne irgend ein Brechen noch Reißen, noch Rinnen, noch Verstopfen, das wäre eine bewundernswürdige Leistung auch für den größten Architekten und Ingenieur. Bei der Raupe haben wir es mit einem solchen Bau voll von zahlreicheren, zarteren, ja empfindlichen Röhrensystemen und inneren Einrichtungen zu thun. Luft und Blut, Magensaft und die verarbeitete Nahrung müssen trotz beständigen Verkürzungen, Verlängerungen und Verbiegungen ungestört durch Hunderte von Gefäßen cirkulieren; denn dieser wunderbare Tierbau muß dabei stets atmen, verdauen und fühlen. Knochen kann es natürlich hier nicht geben, sondern die starke und doch elastische Haut hält diesen halbflüssigen Körper zusammen. Könnten wir mit den Augen einer Ameise oder besser einer Daphnis, die wie ein rotes Pünktchen in der Pfütze schwimmt, das Innere einer sich bewegenden Raupe sehen, wie erstaunlich! Wie Fernrohre ziehen sich Hunderte von Röhren aus- und ineinander, werden bald sehr dick, bald sehr lang und dünn, von Muskeln bewegt und von Nerven durchzogen, die wie Spiralfedern sich verkürzen und verlängern. Halbflüssige Fleischmassen verändern beständig ihre Gestalt; bei jeder Wendung schließen sich einige der zwölf Luftluken und Stückpforten auf einer Seite und öffnen sich auf der andern, und im nächsten Augenblick entsteht das umgekehrte Spiel; bald atmet das Tier mit der linken, bald mit der rechten Seite. Dabei schwellen an und dehnen sich die lufterfüllten und fallen zusammen und schrumpfen ein die luftleeren, weitverzweigten Luftröhren.

Dazu bedarf die Raupe einer gewaltigen Anzahl von Muskeln, so die Weidenraupe nach Lyonnet achttausend

Paar (!), während der Mensch deren nur zweihundertachtzig besitzt; ist also wie ein Riesenschiff, auf dem bei jedem Manöver achttausend Maschinisten und Matrosen thätig sein müßten. Und trotzdem gehen alle Prozesse des Lebens so ruhig und vollkommen vor sich, daß so eine Raupe, die auf einem Kohlblatt sich umsieht, gar nicht merkt, was alles in ihr geschieht. — Verfolgen wir weiter dieses merkwürdige Geschöpf. — Es hört auf zu fressen und sucht sich unruhig ein verborgenes Eckchen. Dort entwickelt es eine vollständig neue Thätigkeit, es kommen andre Muskeln in Wirksamkeit, und andre chemische Vorgänge treten auf; das Tier spinnt sich selbst eine Grabkammer, in der es die Wintermonate bewegungslos zu schlafen scheint, und lebt selbst bei strenger Kälte und gänzlichem Mangel an Nahrung monatelang weiter; auch ein Erstaunliches! ja, ein Unerklärliches; denn nicht im Scheintod liegt es erstarrt, sondern eine Thätigkeit entwickelt es hier, die der stärkste menschliche Organismus auch nicht im entferntesten nachzuahmen vermag. In dieser Hülle geschieht Wunderbares! Hier transformiert und transfiguriert sich ein niederes Tier zu einem höheren! Aus demselben Quantum Stoff, aus denselben Atomen schafft es ganz andre Formen und Verbindungen, und auch andre und schönere Farben. Bei und trotz diesem Fasten werden die harten Kiefer zum langen, biegsamen, mit Hunderten von zierlichen Saugnäpfchen zum Honigtrinken versehenen Rüssel. In dieser Finsternis werden aus den sechs Einzelaugen zwei mit bis zu siebzehntausend Augenlinsen versehene große, und aus den Borsten und Stacheln der Haut werden glänzend farbige Fächerschuppen. In diesem Kerker verlängern sich sechs Füße, die andern gehen ein; ja, in diesem Grab wachsen aus beiden Seiten große, biegsame Flügel, dachziegelartig von Tausenden von Schuppen bedeckt, mit für jede Art bestimmten, rechts und

links sich genau entsprechenden Zeichnungen. — Also in dunkler Gruft alle Vorbereitungen zur höheren, nie gekannten Existenz. Welches Seelenleben mag wohl solchen ungeheuren Vorgängen entsprechen, sie verursachen und sie regieren? — Denn ebenso groß als diese materielle Veränderung ist die geistige. Bricht dieser Schmetterling hervor, so hat er nun andre Neigungen und Begierden, Ziele und Sehnsucht; er denkt anders als früher, begehrt nicht mehr des Kohlblatts, will nicht mehr kriechen, sondern fliegen, flattern, frei und heiter in den Lüften schweben; Sonnenschein, Blumenduft und Honigseim, das ist nun sein Leben. Eine wahre Auferstehung des Fleisches, ein erstaunliches Bild davon, wie eine Ichheit sich veredeln und transfigurieren kann, und doch eine und dieselbe bleiben!

Fast noch merkwürdiger ist die weniger beachtete Verwandlung einer Larve zu einer Libellule, sogen. Wasserjungfer. Denn Raupe und Schmetterling leben beide in der Luft, im Sonnenschein, und nähren sich von Gewächsen. Wie kann aber die schmutzige und widerliche Larve, die ihr Leben unter dem trüben Wasser, im Schlamm des Sumpfes zubringt, ahnen, daß es ein oberes Reich der Luft und des Lichtes gibt, und sich zu diesem vorbereiten? Und doch wachsen ihr tief unten im Sumpf am Kopf die zwei ungeheuren, aus Tausenden von Facetten zusammengesetzten Augen für das obere Licht, der dunkelblau schimmernde Leib und die prächtigen, noch eng zusammengefalteten Flügel, so leicht und doch so stark! Und ist die Verwandlung vollbracht, so steigt sie an die Oberfläche und schneller, sagt ein Beobachter, als ein Mann sich seines Überrocks entledigt, sprengt sie die Hülle, fliegt und surrt und wiegt sich in einer neuen Welt der Blumen und des Sonnenscheins. Bei aller Schönheit bleibt sie aber die nimmersatte, grausame, blutdürstige Kreatur, die sie früher war.

Und was sollen wir vollends von dem Generationswechsel gewisser Meertiere sagen, bei welchen der Sohn ein vom Vater so verschiedenes Wesen ist, wie der Kolibri von einem Frosch, als ob zwei ganz unähnliche Seelen in sonderbarem Wechselspiel miteinander rängen! So eine Meduse, die frei im Meer wie eine milchweiße, halbdurchsichtige Schale mit den schönsten lang herabhängenden Fühlfäden herumschwimmt, erzeugt Eier, aus denen nicht Medusen, sondern viel kleinere seßhafte Polypen hervorgehen. Dieser Polyp trägt dann zu Hunderten kleine Knöspchen, die bald aus seinen Kapseln herausfallen, und als freischwimmende Medusen oft kolossale Größe erlangen; deren Eier reproduzieren wieder einen Polyp, wie der Großvater war u. s. w. — Welche Geheimnisse des Lebens!

Das Mysterium des Tiers ist eben, wie bei der Pflanze, seine Individualität; ferner sein Seelenleben, die Weltauffassung dieser Ichheit. Was denkt so ein Hund, der mit klugen Augen fragend und bewundernd seinen Herrn anschaut und jauchzt, wenn es ihm gelingt, dessen Willen zu erfassen! Was für ehrfurchtsvolle Vorstellungen von diesem höheren Wesen, von seiner Weisheit und von der Macht seines Wortes drängen sich in seinem Hirn, und auch was für ein Bewußtsein der eignen Gescheitheit und welche Auffassung der Natur? Oder was hat das gute Lastpferd, das unverdrossen und angestrengt Tag für Tag die Last bergauf zieht, für ein Gewissen und Pflichtgefühl? Oder was fühlt so ein Kanarienvogel, der vor Gram um seine verstorbene Herrin stirbt? Oder die sogen. inséparables Turteltauben, die nur paarweise leben können, und von denen die eine oft schon einige Stunden nach der

andern stirbt. Kurz, was sind das für verschiedene fremdartige Geister, die, wie wir mit Schmerzen geboren, wie wir leiden, hassen und lieben, fürchten und hoffen, sich erinnern und berechnen, z. T. treue Ehegatten und zärtliche Familienväter sind, und bis in den Tod wahre Freunde bleiben; die unsre Launen, unsre Winke, unsre Mißhandlungen geduldig ertragen und sich glücklich schätzen, wenn wir sie mit einer Liebkosung, einem Streicheln belohnen? — Und wieder andre sind wie besessen von Dämonen des Grimms und Blutdursts, der Gier und des Schmutzes und des Menschenhasses!

Wohl sagt mancher: Das Tier handelt nur aus Instinkt, es hat kein Selbst-, Welt- noch Gottesbewußtsein. — Ist bald gesagt! Was das Letzte betrifft, so sind wir des Tieres Gott. „Eure Furcht und euer Schrecken," nicht Gottes Furcht, „sei über alle Tiere," sagt die Bibel. Wer aber dem Tier Selbst- und Weltbewußtsein abspricht, zeigt, daß er das Tier nicht kennt. Wird doch manche Leitkuh auf der Alm krank vor Gram und frißt nicht mehr, wenn man ihr die Schelle nimmt! Mit welchem Stolz geht das Pferd des Obersten vor der Front! Mit welcher Treue und Gewissenhaftigkeit hütet ein Hund das ihm Anvertraute, und wie schämt sich der, welcher seine Pflicht versäumt hat. Und wie viele Tiere haben ihr Leben für ihren mitunter bösen Herrn gelassen! In Okens Naturgeschichte wird erzählt, wie in den Felsenbehältern, die in Nordschottland zur Aufbewahrung von Fischen dienen, ein blinder Karpfen, alter Tom genannt, auf den Ruf des Aufsehers stets herschwamm und sich von ihm streicheln ließ; aber sofort weggeschwommen sei, wenn der fremde Forscher ihn angerührt habe, um bald auf des Aufsehers Ruf zurückzukommen!

Mit der Welt, mit der Schöpfung, mit der Natur steht das Tier in weit intimeren Beziehungen als wir. Wir haben

oben gesehen, daß es Sinne hat, die uns abgehen. Mit diesen Sinnen lebt es in einer uns gänzlich unbekannten Welt. Dazu gehört nicht bloß das sich stets Zurechtfinden auf der weiten Erde und in den Tiefen des Meeres, und auch das Voraussehen der Jahreszeiten, eines strengen oder milden Winters und das danach Einrichten des Baus und der Vorräte. Diejenigen, die das Tier kennen, weil sie mit dem Tier und von demselben leben, die Hirten, die Jäger, die Fischer schreiben alle dem Tier Verstand, ja Gemüt und Seele zu. So fragt Grube: „Wenn alles Instinkt wäre, warum stirbt dann nicht jeder Hund auf dem Grab seines Herrn?" — Woher die so scharfe Individualität, so daß kein Hund, kein Pferd ist wie ein andres? So sagt Sir Lubbock, der vieljährige Beobachter der Ameisen: „Wir haben es hier mit Intelligenz zu thun," und stellt dieses Insekt an Begabung über Hund und Pferd und unmittelbar nach dem Menschen. Und doch wiegt das Hirn, womit eine Ameise denkt, sich erinnert, Schlüsse zieht, berechnet, liebt und haßt, nach Flammarion nur ein Zehntausendstel eines Gramms! weshalb er dieses Ameisenhirn „das wunderbarste Atom Stoff in der Welt" nennt. Selbst so unentwickelte Tiere wie die Austern können Erfahrungen sammeln und dieselben verwerten. Wenn solche auf Bänken leben, die bei der Ebbe trocken liegen, lernen sie allmählich während dieser Zeit ihre Schalen schließen; die aus tieferem Wasser geholten öffnen sorglos ihre Schalen und sterben infolge der Verdampfung ihres Wassers. Obiges Lernen schließt in sich, was wir Menschen Erinnerung, Nachdenken und logische Schlüsse nennen; für eine Auster doch schon viel! — So frißt kein Tier Giftgewächse; selbst den durch den Aufenthalt bei Menschen verwöhnten Affen, sagen Afrikareisende, kann man noch mit Sicherheit in den Urwäldern als Vorkoster

der Früchte brauchen, wo er die giftigen mit lautem Schrei von sich wirft. Und auch bei den unheimlichen Bewohnern der Tiefe findet sich ein geheimnisvolles Seelenleben. So erkennt der häßliche Tintenfisch im Aquarium von Neapel den Mann, der ihn täglich füttert. So zeigt sich selbst bei den kleinsten Infusorien, nicht Tier und nicht Pflanze, bei den Amöben, Paramäcium (Pantoffeltierchen), Stentor, Trompetertierchen, die nur aus einer behaarten Zelle, aus einem wasserhellen Klümpchen bestehen, bei diesen Organismen ohne Organe, noch in wunderbarer Weise ein Auswählen ihrer Beute, ein Meiden ihrer Feinde und ein geschlechtlicher Gegensatz! (Binet, La Vie psychique des Microorganismes.)

Steigen wir vollends hinab in die dem bloßen Auge völlig unsichtbare, an Zahl unermeßlich große, Luft und Meer und Erde füllende Welt der Bakterien, Bazillen, Vibrionen, Mikroben, so werden die Mysterien des Lebens immer unergründlicher. Der Mensch mit seinen verschiedenen, getrennten Funktionen dienenden Organen ist gewissermaßen viel leichter zu verstehen als diese Gebilde, die ohne Teilung, ohne Formen, ohne äußere noch innere Organe scharf geschiedene Arten, kräftige Lebensäußerungen zeigen und an Lebenszähigkeit und erschreckender Fortpflanzungskraft alle höheren Wesen weit übertreffen. „Ein einziges Bakterium (Termo) wäre im stande, innerhalb drei Tagen eine Nachkommenschaft von siebeneinhalb Millionen Kilogramm zu erzeugen, und in fünf Tagen würde sie, wenn in ihrer Fortpflanzung gänzlich ungehindert, das Weltmeer füllen!“ (Die Natur, 1894, Nr. 4.) Wie sollen wir uns bei diesen unendlich kleinen und absolut einfachen Wesen Fortpflanzung und Vererbung vorstellen? Worin besteht da noch die Individualität? Wie bewirkt da die Lebenskraft bei den einen verschiedene Arten von furchtbarem Gift, Cholera-,

Typhus-, Diphtherietoff, bei den andern für den Menschen nützliche Prozesse der Gärung u. a.? Wo liegt da der Unterschied im Lebensprinzip? Wir dürfen kaum hoffen, diese Unterwelt von unheimlichen Wesen und dunkeln Naturkräften jemals eingehender kennen zu lernen.

Geheimnisvoll erschienen mit Recht die Tiere den ersten Menschen. „Die Tiere," sagt Grube, „die ohne lange Wartung und Pflege selbständig werden, sich selber helfen, entschieden das ihnen Gemäße und Nützliche thun, und in ihrem Thun und Lassen so sicher sind, mußten ihnen eine übermenschliche Vernunft versinnlichen." Und so wurden sie von Naturvölkern als göttliche Symbole angesehen.

So bemerkt Brehm: „Mehr als irgend ein Tier hat der Ochse zur Gesittung des Menschen beigetragen." Und welche Rolle spielten nicht von jeher das edle Pferd, hauptsächlich im Kampf und Krieg, und der Hund als Jagdgefährte des Menschen? — Feinere, ideale, was wir psychische Naturen nennen möchten, pflegen sich nicht mit Tieren abzugeben, Menschen und hauptsächlich Kinder sind ihnen lieber. — Mancher dagegen wird von seinem häßlichen, kläffenden Köter ungünstig ergänzt und in von ihm ungeahnter Weise illustriert. Denn das Verhältnis des Menschen zum Tierreich ist für ihn bezeichnend.

Das bekannte zarte Verhältnis alleinstehender Damen reiferen Alters zu ihrer oder ihren Katzen wollen wir hier nicht in unzarter Weise erörtern, noch symbolisch deuten. Die Frau neigt mehr zum Kätzchen, der Mann mehr zur Dogge. Eine Dame aber, die ihre Liebe einem Papagei zuwendet, mag wohl deshalb eine brave, etwas gesprächige Haus- und Ehefrau sein, aber eine Sappho ist sie nicht, und noch weniger eine heilige Therese oder Elisabeth. Idealer sind schon die Beziehungen

zu einem lyrischen, heißblütigen, warmherzigen Kanarienvogel, dieser sich in leidenschaftlichem Gesang aushauchenden Tierseele. Gut paßt der Tyras zur Bismarckschen Figur, wie zu der Melacs seine zwei Wölfe; der bekannte Windhund von Sanssouci mit mächtiger Sprungkraft und feinem Gesicht zu Friedrich dem Großen, der Königstiger an goldener Kette zu Nero, und zum finstern, argwöhnischen Rat in Karthago die wachhaltenden, numidischen Löwen, die frei im Beratungssaal herumliefen. Zum Schönsten gehören die Löwen Ramses II., wie sie, eine wahrhaft königliche Leibwache, im Schlachtgewühl um den, auf goldenem Wagen daherfahrenden König geschart, der mit bloßen Armen tödliche Geschosse auf die Feinde schleudert, ihren Gebieter wütend verteidigen. „Die Löwen des Königs," lautet die hieroglyphische Inschrift des Bildes, „zerreißen die Feinde." — Denn stets, von Nimrod her, hat der starke Mann etwas vom Tierbändiger in sich; und das Tier erkennt und fühlt diese Überlegenheit des Starken und fürchtet den Mann, der sich nicht vor ihm fürchtet. — „Eure Furcht und Schrecken sei über alle Tiere." — So waren die starken Römer als Tierbändiger ausgezeichnet. Ein Leopard, an Bord eines englischen Kriegsschiffs gebracht und unter sechshundert kräftigen Matrosen frei gelassen, wurde sofort zahm und scheu. Es ist nicht bloße Legende, wenn berichtet wird, daß Einsiedler, Anachoreten in der Wüste nie von wilden Bestien angefallen wurden, sondern vielmehr mit solchen auf freundschaftlichem Fuß lebten. Vor allem war es die Macht des in Gott stehenden Menschengeistes über die Tierschöpfung (wie auch böse Hunde gewissen Menschen nie etwas zu Leid thun) und die damit verbundene Liebe, die sie zu unbewußten Tierbändigern machte. Aber ihre von einfachster vegetabilischer Nahrung gebildete Körperlichkeit übte auch keinen Freßreiz auf wilde Tiere aus.

Der Mensch, der für das Tier schwärmt, ist voll Inkonsequenz, weil er das Gesetz der Hierarchie in der Ichheit verkennt. Töte ich einen Hecht, Salm oder Barsch, der täglich an vierzig bis fünfzig Fischlein frißt, die sich auch ihres Lebens freuen, oder eine Katze, die nicht nur arme Mäuslein, sondern auch unschuldige Singvögelein frißt, so ist das echter Tierschutz, und ebenso wenn ich ein Schwalbenpaar erlege, das für sich und seine Jungen an tausend Mücklein täglich verzehrt. — Aber die Schwalbe ist ja nützlich und die Mücklein schädlich! — So fallen wir immer wieder auf das Nützlichkeitsprinzip zurück, nach welchem die zartfühlende Dame, die über das Töten kleiner Vögel in Italien sich entsetzt, ruhig große, das Huhn und die Gans, und auch Ochsen- und Kalbsbraten verspeist. Selbst der strenge Vegetarianer ist nicht konsequent, sollte, wie einzelne Engländerinnen, sich weigern, Muff und Pelz, Schuhe und Handschuhe und selbst Portemonnaie aus dem Leder ermordeter Tiere zu benutzen. — So laßt uns nicht nur Buchfinken und andre Vögel, sondern auch die armen Ochsen und Pferde in Freiheit setzen! Was würden *wir* sagen, spannte man uns tagelang am Pflug und Wagen, mit eisernem Gebiß im Munde? — So verirrt sich derjenige, der die Tierfrage nur mit dem Gefühl lösen will. Ein Tier ist nicht ein Mensch, und der Brahmine, der sich von Ungeziefer fressen läßt, um Tierlein zu ernähren, ist nicht edel, sondern dumm und thöricht. Und das hindert ihn nicht, grausam zu sein; denn Sentimentalität gegen Tiere ist vielmehr Zeichen von Selbstsucht, von Härte und Rücksichtslosigkeit gegen Menschen. Traue dem Menschen nicht, der über ein krankes Vögelchen Thränen vergießt. — Bleiben wir lieber bei der Bibel! — Sie sagt: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehs"; aber auch: „Alles was sich reget und lebet, das sei eure

Speise" (1. Mos. 9, 3). Christus aß Fisch und befahl wiederholt den Fischfang; und vom Wert des Menschen dem Tier gegenüber spricht er: „Ihr seid besser denn viele Sperlinge!"

Doch und wie schon beim Menschen der Standpunkt und die Übersicht des einzelnen seiner Höhe über dem Meer der Menge entspricht, so zeigt uns Gott in seinem Wort eine weit höhere und bedeutsamere Auffassung des von Ihm geschaffenen Tiers als die unsrige. Die Bibel zeigt, wie die zwei großen Prinzipien des Guten und des Bösen jetzt in diesen in fleischlichen Banden eingekerkerten Geistern walten. Schon bei Noah, also an der Schwelle der jetzigen Weltentwicklung, unterscheidet die göttliche Zoologie zwischen reinen und unreinen Tieren, und setzt diesen Unterschied als bekannt voraus; nicht ein bloßes Bild und eine Figur der Rede, sondern tiefes Schauen eines Gottes, der die Tiere schuf, und der wahrlich meint, was er sagt. Wohl wird öfters mit Hinweis auf Apostelgesch. 10 behauptet, daß dieser Unterschied nur für das jüdische Volk statuiert wurde, für den Christen aber nicht gelte und überhaupt nicht wesentlich in der Natur bestehe. Aber wie oberflächlich! Denn fürs erste wird dabei der Wortlaut übersehen: „Was Gott gereinigt hat, mache nicht gemein!" Damit ist doch gesagt, daß diese an sich unreinen Tiere einer göttlichen Reinigung bedurften, ehe sie für Petrus rein wurden; zugleich ein treffendes Bild des durch die göttliche Gnade von den Greueln des Heidentums bekehrten Cornelius. Fürs zweite wird bei dieser Erklärung das „dem Reinen ist alles rein", dieser Anteil an dem Vorrecht so hochstehender Christen wie Petrus und Paulus, ohne weiteres jedem noch so unentwickelten Christen, ja Namenchristen zuerkannt, dem er ebensowenig zukommt, wie das im Feuerwagen gen

Himmel fahren, das Wandeln auf dem Wasser und die Wundergaben überhaupt. Wie in der Natur, gibt es im göttlichen Leben eine hohe und höchste Aristokratie, und wir, die wir kaum über die Schwelle des Tempels getreten, dürfen uns nicht anmaßen, mit den Insignien und Prärogativen der Männer Gottes und Geistesfürsten zu spielen. Fürs dritte übersieht man dabei, daß solche höheren Geistesgesetze die Naturgesetze nicht aufheben. Ist auch dem völlig in Gott Stehenden verheißen und durch biblische Thatsachen festgestellt, daß, so lang er in Gott steht, Feuer ihn nicht verbrennen, Wasser ihn nicht ersäufen werde, daß er auf Schlangen treten und Tötliches ohne Schaden trinken könne, so brennt deshalb das Feuer doch, und das Wasser ersäuft, und der Biß von Giftschlangen schadet. Und so gibt es reine und unreine Tiere, reine und unreine, die unreine Seite des Menschen anregende Pflanzen; ja, auch reine und unreine Metalle, wie Gott sich die Edelsteine, diese Blumen des Steinreichs, geheiligt hat im Urim und Thumim. — Das sagt uns schon das innere Naturgesetz, und kein Christ wird, weil dem Reinen alles rein ist, sich im Kot wälzen oder das schmutzige, viehische Schwein oder die weithin nach Aas und Fäulnis riechende, den neutralen Stoff zum entsetzlichen Gift verarbeitende Klapperschlange sich zum Liebling erwählen! — Wenn Christus als Lamm in der Offenbarung geschaut wird und der Heilige Geist als Taube erscheint, so ist hiermit diesen Tieren eine andre Bedeutung und folglich auch ein andrer innerer Wert zuerkannt, als dem Fuchs und dem Wolf, den Hunden und den Schweinen (Matth. 7, 6), oder den Schlangen und Ottern. Die beiden Prinzipien Gut und Böse, Rein und Unrein durchwehen die ganze Schöpfung und das weit gründlicher, als wir es uns nur träumen lassen. Das erkannte

schon die altjüdische Weisheit aus dem alten Testament. Aber weil wir meist in bloßen Redensarten reden, setzen wir dasselbe auch von Gottes Wort voraus und verkennen seine Tiefe.

Schon bei der Schöpfung der Fische und Vögel heißt es: „Gott schuf jede lebendige, sich regende Seele, wovon die Wasser wimmeln." „Und Gott segnete sie und sprach: Seid fruchtbar und mehret euch." Also eine lebendige, von Gott gesegnete Seele ist das Tier und zwar mit demselben Segen der Fruchtbarkeit gesegnet wie der Mensch. — Auch von seiner Tierschöpfung sah Gott, daß sie gut war; und so sehen wir das Tier im Paradies als ein reines, zur Unsterblichkeit bestimmtes Geschöpf. — Selbst nach dem Sündenfall hält Gott diese Tiere für würdig, mit Ihm einen Bund einzugehen. „Siehe! Ich errichte meinen Bund mit euch und mit jeglicher lebendigen Seele, die bei euch ist, an Gevögel, an Vieh, und an allem Getier der Erde bei euch!" (1. Mos. 9, 11). Und diese Tiere will Gott einst zur Verantwortung ziehen: „Von jedem Tier will ich euer Blut fordern." (1. Mos. 9, 5 Grundtext.)

So zeugt das ganze mosaische Gesetz von einer tiefen, von uns wenig oder gar nicht erkannten Bedeutung des Opfertodes des Tieres und seiner Mitwirkung an der großen Sühne für die Menschenseele. Auch hier handelt es sich nicht um eine bloße Form des Kultus. Endlich sehen wir das Tier in der Offenbarung; Christus und die Heiligen kommen auf weißen Pferden zurück. Für den, der von der majestätischen Unwandelbarkeit Gottes und der Unzerbrechlichkeit seiner Gedanken durchdrungen ist, unterliegt es keinem Zweifel, daß auch das Tier, dieses „sehr gute" Geschöpf, das einst im

ersten Paradies unter dem ersten Baum des Lebens lustwandelte, so auch im zweiten Paradies (oder in demselben?) und auf der neuen Erde in herrlicher, gereinigter und geistig erhöhter Gestalt sich ergehen wird. Auch dort wird die weiße Taube und das edle Pferd, der kühne Adler und der starke Löwe uns erfreuen, wie Gott selbst seine Freude an diesen seinen Geschöpfen ausspricht (siehe Hiob, Kap. 39—41). Göttliche Gedanken können nicht vernichtet werden. — Ob aber das einzelne Tier unsterblich? — Eine Frage, die sich nicht so leichthin abmachen läßt. Bedeutsam ist der dem Tier von der Bibel wiederholt zugesprochene Name: „eine lebendige Seele!" Mit Recht weist der Materialist darauf hin, daß, wenn die Tierseele, die erwiesenermaßen denkt, liebt, haßt, fühlt, will, erkennt, imaginiert, hofft und fürchtet, träumt und sich erinnert, und wie gut! ja, die ein Bewußtsein von Recht und Unrecht, von Gutem und von Bösem, und Schuld und Strafe und Pflicht besitzt, im Tod mit dem Körper aufhört, damit der Beweis erbracht ist, daß der bloße Stoff alle diese sogenannten Seelenthätigkeiten ausüben kann, und daß folglich die Hypothese des Geistes überflüssig wird. — Auch begründet erscheint die Forderung an die göttliche Gerechtigkeit, daß so manches treue Tier, Pferd und Hund u. a., das seine Pflicht mit Aufbietung aller Kräfte gethan und dafür nur brutale Mißhandlungen oder gar den Tod geerntet hat, dafür drüben entschädigt werde. — Und was soll das große, uns von Paulus geoffenbarte Sehnen aller Kreaturen bedeuten, und wie wäre ein solches bei ihr möglich, wenn diese Kreatur im leiblichen Tod voll und ganz aufhört? — Bemerkenswert ist es, daß während diejenigen, die das Tier weder kennen noch lieben, obige Frage meist achselzuckend verneinen, der Fischer, Jäger, Bauer, Hirte, der Mensch, der mit

dem Tier lebt und dasselbe beobachtet und liebt, sie oft mit voller Überzeugung bejaht.

So ist das Tierreich voll von großen, anregenden Rätseln. Auch das verklärte Tierreich wird uns einst auf der neuen Erde zu erstaunlichen Offenbarungen von tiefen Gedanken Gottes werden. Darauf hin weisen schon die himmlischen weißen Pferde der Offenbarung, aber ebenso die daselbst erwähnten bestialischen Bildungen der Hölle. (Offenb. 9, 2—11. 17. 20.)

III.

Der Mensch.

Ein Mensch! ein Alltägliches, Gewöhnliches. Wo wir gehen und stehen, auf der Straße und auf dem Lande, sehen wir ihn ja in vielen Exemplaren, jung und alt, fröhlich und grämlich, reich und arm, schön und häßlich, laufen und stehen, reden und schweigen; sie eilen oder bummeln an uns vorbei, sehen uns gleichgültig an und wir sie; sind sie doch uns und wir ihnen das Allergewöhnlichste, was die Erde trägt. — Und doch ist jeder eine Welt für sich, hat seine ihm eigne Welt- und Lebensgeschichte, die ihm höchst wichtig, ja allein wichtig, und um welche sich für ihn das All dreht. — Wie der Chinese, übrigens mit ebensoviel Recht als der Engländer oder der Deutsche, sein Land für das „Reich der Mitte" hält; wie auf dem Forum in Rom der vergoldete Meilenstein stand, von dem aus alle Entfernungen bis ans Ende des Reiches in drei Weltteilen gemessen wurden, so ist jeder Mensch, der dir begegnet, ein Mittelpunkt seiner Welt, eine eigne Weltanschauung, ja diese seine Weltauffassung ist ihm „die Welt".

Ein sonderbares Wesen, dieser Mensch! Wohl sagt von ihm Claudius:

Empfangen und genähret
Vom Weibe wunderbar,
Kommt er und sieht und höret
Und nimmt des Trugs nicht wahr;
Gelüstet und begehret
Und bringt sein Thränlein dar;
Verachtet und verehret,
Hat Freude und Gefahr.
Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret;
Hält nichts und alles wahr;
Erbauet und zerstöret,
Und quält sich immerdar.
Schläft, wachet, wächst und zehret;
Trägt braun und graues Haar;
Und alles dieses währet
Wenn's hoch kommt, achtzig Jahr.
Dann legt er sich zu seinen Vätern nieder
Und er kommt nimmer wieder.

Und dennoch sind an ihm eine unverwüstliche Größe und unzerstörbare Züge des göttlichen Bildes, nach dem er einst geschaffen, immer noch zu erkennen. Was ist seit sechstausend Jahren Weltgeschichte, Kunst, Wissenschaft und Religion, Poesie und Prosa, alles Kriegführen und Friedenschließen, alles Regieren und Gehorchen, Erfinden und Entdecken, Bücherschreiben und Docieren, Lehren und Predigen, Ackerbauen und Städtegründen anders als die stete Offenbarung, das stete Sichaussprechen dieses wunderbaren Dinges, das Mensch heißt, vom Sanskrit „Manusch", der Denkende. Warum ruhet und rastet dieses Wesen nicht, muß forschen und erkennen, muß genießen und entbehren, muß und will leiden und sich freuen und ist seines Sehnens und Begehrens kein Ende? Und könnte sich's mit ein paar Kilo Nahrung täglich, wie der Ochs an der gefüllten Krippe, wohl sein lassen. Warum nicht? Das macht: Er ist Gottes Ebenbild und kann und mag nicht ruhen, bis er, wie das Bächlein im Meere, im ewigen unendlichen Gott Ruhe findet.

Diese vergängliche, meist ärmliche, oft erbärmliche und erbarmungswürdige irdische Erscheinung, die Mensch heißt, ist bei Licht besehen eine königliche Majestät. Auch der Dummste und Borniertste, der schlotternde und stotternde, halbkindische Greis sind die Sichtbarkeit von göttlichen Gesetzen, wie es im Weltall keine höheren gibt.

Denn Formel und Gesetz des Menschen ist das große Wort: „Lasset uns Menschen machen in unsrem Bild und zu unsrem Gleichnis" (Grundtext). Also dieser Mensch, diese göttliche Dreieinigkeit von Leib, Seele und Geist, ist ein Bild, ein Gleichnis, ein Porträt, ein Symbol Jehovahs; alles an ihm wichtig, bedeutungsvoll; sein Leib ein Abbild der göttlichen Schöpfung, ein Mikrokosmos, seine Seelen- und Geisteskräfte ein Abglanz der göttlichen Seele und der göttlichen Kräfte.

Das erste göttliche Gesetz im göttlichen Denken ist das große Gesetz der Ichheit, des uranfänglichen Eins, der göttlichen Individualität. „Ich bin, der ich bin," nennt sich Jehovah.

Diese ewige, unveränderliche, allumfassende Ichheit Gottes ist die notwendige und unerläßliche Basis für jede andre Ichheit. Ist Gott der, der er ist, so gibt es einen Gott und einen Nichtgott, nämlich seine Schöpfung, ein Gutes und damit auch ein Nichtgutes, ein Großes und ein Kleines, ein Oben und ein Unten; dann hat alles ein absolutes Sein, und das Dasein bekommt Kraft und Leben und Wert. Ohne diese göttliche Ichheit als Bedingung alles Seins und alles Wissens verfällt der Mensch dem nebelhaften Buddhismus, dem grenzenlosen

Subjektivismus, der gerade das Gegenteil ist von der wahren Ichheit, bei dem der bloße Begriff das Wesen ersetzt; die Erde wird ihm unter den Füßen zu Dunst und Nebel, der Himmel über ihm zu einer optischen Täuschung, und sein ganzes Leben zu einer selbsterfundenen Abstraktion. Wenn ein so verdienter Naturforscher wie Schleiden sagt: „Kraft und Stoff sind nichts als das Produkt unsrer Sinne. An und für sich existieren jene gar nicht" (Das Meer S. 117), so ist damit unsrer Existenz aller Sinn, Wert und Zweck abgesprochen, und wir sind Gespenster, die mit selbstgemachten Schattenbildern spielen.

Der Christ dagegen darf Gott nachsprechen: „Ich bin, der ich bin." Denn auch er ist eine ewige Ichheit nach dem Bilde der göttlichen geschaffen und hat in sich alle Prinzipien der oberen.

Und wie die höchste Individualität auf Erden, ist dieser Mensch auch die härteste. Rohe Diamanten schleifen ist nichts gegen Erziehung, denn der Mensch ist härter noch als Diamant. Weder mit Worten wie Donnerkeile, noch mit Säuseln der reinsten, uneigennützigsten Liebe, weder durch Drohungen der Gehenna, noch durch Verheißungen des ewigen Lebens vermochte Christus so ein Pharisäerherz im mindesten zu rühren. — Sie spotteten seiner!

Dieses Gesetz der Individualität faßt auch in sich das Gesetz der Differenzierung. Je höher ein Organismus, ein Geschöpf ist, desto individueller, d. h. desto schärfer treten nicht nur die Unterschiede zwischen den einzelnen Individuen auf, sondern auch im Individuum selber individualisieren sich die verschiedenen Organe derart, daß immer mehr jedes seine Funktion übernimmt und nicht mehr als eine. So scheinen Infusorien, wie Amöben, mit und vermittelst der bloßen Haut

alle Lebensfunktionen zu verrichten und Schaltiere mit dem „Fuß" zu fühlen, zu hören und selbst Lichteindrücke zu vernehmen. Beim höheren Tier scheiden sich streng diese verschiedenen Thätigkeiten der Seele und erfordern jede ein besonderes Organ. — So definiert die moderne Naturwissenschaft, so Herbert Spencer, die Evolution von den niedrigsten zu den höchsten Organismen als „a change through continuous differentiations". — So muß der Mensch als höchstes Geschöpf schon a priori das am meisten differenzierte sein und ist es auch. Keine zwei unter den tausendfünfhundert Millionen Erdbewohnern, die gleich gehen und gleich stehen, die das gleiche Gesicht und die gleiche Stimme oder denselben Blick hätten; ja keine zwei, die gleich husten! — So ist auch im Geistigen Einförmigkeit Tod, Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit und jeder Gegensatz dagegen Leben und auch Schönheit. Je höher der Geist, desto kräftiger die Individualität, desto verschiedener von andern; und desto mehr erkennt diese Individualität Verschiedenes an ihren Mitmenschen, desto mehr differenziert sie. Dem elementären Menschen sind zwei Menschen eben Menschen, nur daß der eine ein Kaufmann und der andre ein Hofrat ist, und Frauen sind ihm eben Frauenzimmer oder eben Weiber. Der begabte Schriftsteller, der Psycholog, der Dichter, der Dramatiker zu allen Zeiten, so ein Dickens und Thackeray, Freitag und Scheffel und Gotthelf, sind in dem Maße groß, als bei ihnen kein Mensch ist wie ein andrer. Jeder ist eine Ichheit, eine Seele, ein Charakter, ein Unikum; nicht ein Exemplar der großen Auflage, ein Muster der Fabrikarbeit. Stets ist reiche Differenzierung das Kennzeichen reichen Geisteslebens. Während das Kind, das die ganze Welt der Erscheinungen bemeistern soll, noch nicht differenziert, sondern die allgemeinen Begriffe „Kind", „Blume", „Hund"

zu begreifen sucht, und von allem, was es nicht scharf erfaßt, als von einem „Dinge" spricht, bezeichnet die Sprache tiefsinnig den Mangel an Differenzierung als Indifferenz (französ. und engl. indifference), als eine Gleichgültigkeit, Interesselosigkeit und geistige Apathie, als einen Schwäche- oder Krankheitszustand der Seele.

Auch in der Weltgeschichte ist Differenzierung das Zeichen bedeutender Völker, und ist meist, wie im zweiten Kapitel bemerkt, auf eine schöne natürliche Differenzierung und Gliederung ihres Landes, innerhalb einer geographischen Einheit aufgebaut. — Bei den Juden, diesem Volk aus einem Guß, mit geradezu furchtbarer Kohäsionskraft, war die ganze Differenzierung eine religiöse und bildete den Kern des mosaischen Gesetzes. — Prächtige Differenzierungen zeigen uns, wie ihr Land, auch die Griechen: Athen, Sparta, Korinth, Theben. Auch schöne die italienischen Republiken des Mittelalters, jedoch zu sehr, wie deutsche Zustände, in scharfe Gegensätze ausartend. Und doch ist es keine Frage, daß diese Differenzen das deutsche Wesen vertieft und bereichert haben. Unter einer gesunden und weisen Regierung müßte Frankreich vermöge der prächtigen Verschiedenheit von Klima, geologischer Beschaffenheit und Völkerrassen ein Bild einer schönen Differenzierung innerhalb einer großen, harmonischen Einheit bilden. Gerade das fehlt England, das zu sehr als Insel isoliert, durch Abgeschlossenheit stark, aber einseitig bleibt. Endlich ist in China eine ursprünglich großartig differenzierte Hierarchie aus Altersschwäche allmählich zu einem Petrefakt geworden, der bedenklich abzubröckeln anfängt.

Nordamerika dagegen bietet ein interessantes Beispiel von einem Lande, das es noch zu keiner Differenzierung gebracht hat. Dieses junge Volk, das überall noch generalisiert und

verallgemeinert, das stolz darauf ist, daß es alle Unterschiede abschafft, alles nivelliert, das die alte Hierarchie und Gliederung aufheben möchte, dem Mann und Frau, Jüngling und Greis, Schusterjunge und Präsident gleich gelten, ahnt nicht, daß es sich damit nach obigem Naturgesetz als unreif und unfertig kennzeichnet, als ein Volk, das auf einer noch niedrigen Stufe einer kaum angefangenen psychologischen Evolution sich befindet, was auch sein ganzer Habitus bestätigt. So sprechen Deutsche, die ein halbes Leben in den Vereinigten Staaten zubrachten und dort viel herumreisten, von der Einförmigkeit des Lebens und der Leute, der Farmen und der Fenzen, des Essens und der Unterhaltung, der Sitten und der Gesellschaft, — wogegen die bekannte Vorliebe des Amerikaners für Adel und Titel eine unwillkürliche Anerkennung der ihm fehlenden Differenzierung in sich schließt — und selbst die Hinterwäldler und Kalifornier Bret Hartes u. a. lassen sich unschwer als die twinbrothers der Geschäftsleute von Chicago und der Geldmacher von New York erkennen.

Diese junge Nation, die kaum eine Vergangenheit, eine Geschichte und eine Litteratur, keine eigene Religion, außer dem kindischen Mormonismus, noch eigene Kunst, noch eigene Architektur, noch Ruinen hat, besitzt der Welt und dem Leben gegenüber die Unbefangenheit und Gutmütigkeit des Kindes mit der Ungeniertheit, der Oberflächlichkeit und dem Mangel an Verehrung der Flegeljahre verbunden, was dem Amerikaner den waghalsigen Mut gibt, den viele an ihm bewundern; auch seine flinke Begabung im Praktischen ist ein Vorzug, wie er bei einzelnen Kindern auffallend hervortritt. Aber vorzügliche Segeljachten, große eiserne Brücken und ein entwickeltes Eisenbahnnetz, eine großartige Fertigkeit im Halten von übrigens gehaltlosen öffentlichen Reden, eine zahlreiche und mittelmäßige

Presse und immerwährende politische Streitigkeiten und Unruhen sind noch keine Beweise von geistiger Reife. Nirgends tiefgreifende, bedeutsame und tausendjährige Gegensätze und Differenzierungen wie im nicht größeren Europa so schön zwischen Engländern und Spaniern, Norwegern und Italienern, Türken und Franzosen! weshalb Amerika noch lange uns nichts Geistiges zu geben vermag, sondern Ideen bei uns sich holen muß. Das Gesetz der Zeit kann der Mensch nicht ändern. Das Wachstum der Völker zählt nach Jahrhunderten, wie das des einzelnen nach Jahren, und wenn Alexander, Napoleon und Bismarck innerhalb Jahrzehnten Weltreiche gründen konnten, so ist es nur, weil sich dazu tausendjährige Elemente vorfanden. Indessen hat der alten Welt gegenüber Präsident Jordan von der Stantfort-University auch recht, wenn er sagt: „Diejenigen, welche viel studiert, aber wenig gethan haben, leiden an geistiger Dyspepsie. Die Degeneration, von der Europa redet, kommt von einem Übermaß an Ideen her, die nicht in Thätigkeit umgesetzt werden."

Gott, der große Schöpfer und Künstler, ist auch der große Differenzierer. Immer wiederholt er dieselben ewigen Worte, und nie sagt er dasselbe zweimal; unermüdlich schafft er auf Erden nach einigen Grundtypen unendliches Leben, und noch niemals hat er sich kopiert; daher ist auch in der Religion, wie an den Propheten, Aposteln und Evangelisten zu sehen, die kräftige Differenzierung, die ausgesprochene Individualität ein Zeichen von gesundem Leben. Alle und jede Uniformierung und Schablone, jeder Methodismus und jede besondere Art der Frömmigkeit, jedes Betonen und Auferlegen äußerlicher Formen ist in der Gottseligkeit das Kennzeichen einer Geistesarmut, die fast unvermeidlich ein Sichbewundern im eignen Werk und die Überschätzung des eignen Thuns im Gefolge hat.

Zweck der Erlösung ist es, dieses verwischte Bild Jehovahs, diese besudelte Ichheit, dieses unter Sündenschlamm verdeckte, durch Staub, Blut und Schweiß und Runzeln entstellte Wesen der Ewigkeit, das Mensch heißt, als einen geschliffenen, reinen, harten Diamant der Ewigkeit wiederherzustellen. — Dazu, und damit der Erlöste in allen Ewigkeiten sprechen darf: „Ich bin, der ich bin," muß hienieden die falsche, kleine und kleinliche, bornierte, blinde Ichheit abgestreift werden, und wenn auch Haut und Fleisch mitgehen. Die Reiche dieser Welt, ihre Könige und Herrscher, ihre Kronen und ihre Scepter sind nur schwache Abbilder, dunkle Ahnungen davon, daß des Menschen Beruf ist, ewiglich König und Priester zu sein und ewiglich zu regieren in einem Reich, dessen Gründung Gott im Auge hatte, als er die Welt schuf; wie geschrieben steht: „Ererbet das Königreich, das euch bereitet ist von Grundlegung der Welt her" (Matth. 25, 34).

Das zweite göttliche Gesetz einer jeden göttlichen Ichheit ist das Gesetz der Offenbarung. Leben ist stete, sichtbare Offenbarung des Unsichtbaren; wird es auch im Himmel sein. Wie ein nicht geoffenbarter Gott kein Gott wäre, so ist das Wesen des Geschöpfs Offenbarung; wird ihm das abgesprochen, verwehrt, so stirbt es.

Wie Gottes erste That die Erschaffung eines Weltalls aus sich und eines Menschen nach seinem Bilde war, so ist es erste That der göttlichen Seele, dieses göttlichen Hauchs, der nimmermehr unthätig sein kann, sich schon im Mutterleib einen Leib zu schaffen, der ihr entspricht, eine Sichtbarkeit, womit sie der ganzen Schöpfung zurufen kann: „Sehet mich

an! So sehe ich aus! So bin ich! Versteht ihr mein Bild und die Inschrift?"

Freilich begnügen sich manche Menschen mit Vorstellungen von Leib und Seele, wonach die Seele im Körper wie auf Miete in einem fremden, von allerlei zufälligen Faktoren erbauten Haus, in einer Hütte oder Villa wohne; oder nach welchem sie im Leibe steckt wie ein Teufelchen in einer Schachtel, das bloß bei besonderen Gelegenheiten hervorgucke. — Daß allerlei Einflüsse mitgeholfen haben, unsern Leib zu schaffen, ist wahr; aber der erste und größte Faktor sind wir selber; wir sind der Besitzer und Hausherr und bauen uns eine Wohnung und möblieren und ändern sie nach unserem auch unbewußten Wesen und Wünschen; und es gibt kaum etwas, was von größerer geistiger Blindheit zeugt, als die Behauptung, daß nur der jeweilige physiognomische Ausdruck, nicht aber die Schädelform und die Gesichtszüge eines Goethe oder Bismarck oder Napoleon I. mit seinen geistigen Anlagen etwas zu schaffen hätten.

Mit diesem Körper sagt schon das kleinste Kind, was es ist und was es sein wird, und daß es nicht ist wie ein andres; schon sprechen sich darin die zwei großen Gegensätze von männlich und weiblich aus. Die Augen, in Finsternis entstanden, zeigen das tief geahnte Vorhandensein einer Welt von Licht, Farben und Formen; die Ohren das Bedürfnis der Seele, in der von ihr geahnten Welt des Schalls zu leben; der Mund und das daraus entstehende Schreien, das absolute Bedürfnis der Offenbarung durch den Schall, durch das Wort. Die Hände sind ein materialisierter Grundzug der Seele, welche die Welt ergreifen, thun, machen und handeln will, und der Arm ihrer Kraft, festzuhalten, hinzulangen und zu schlagen. Die Füße sagen unzweideutig die Macht dieser Seele, über

den Raum zu herrschen u. s. w. So dient der Seele dieser Körper zum Erkennen dieser Welt und zum Beherrschen eines ihrer Kraft angemessenen Stücks davon.

Wir lernen aus diesem Gottesbilde, daß Gott nicht, wie so mancher annimmt, ein bloßer Geist ist, sondern eine höchste und individuellste, selbstbewußteste Persönlichkeit, von dem Ihn umgebenden, von ihm geschaffenen Weltall scharf getrennt. Ferner, daß dieser Körper, wie auch die ganze Natur, nicht Selbstzweck, nicht eine Verherrlichung des Menschlichen, sondern des Göttlichen ist und sein soll; ein Bild und eine Äußerung von Gottes Persönlichkeit. „Der Mensch," sagt Böhme, „ist, weil nach Gottes Bild geschaffen, ein Mikrokosmos: das Inwendige oder Hohle im Leibe eines Menschen ist und bedeutet die Tiefe zwischen den Sternen; der ganze Leib bedeutet Himmel und Erde; das Fleisch bedeutet die Erde und ist auch von Erde; das Blut bedeutet Wasser und ist auch vom Wasser; der Odem bedeutet die Luft und ist auch Luft. Die Adern bedeuten die Kraftgänge der Sterne und sind auch die Kraftgänge der Sterne; das Eingeweide bedeutet der Sterne Wirkung oder Verzehrung alles dessen, was sie selber gemacht haben, was aus ihrer Kraft geworden ist, das verzehren sie selber wieder. Der ganze Leib ist die Schöpfung bis an die Sterne. Das Haupt ist der Himmel. Wie der Himmel alle Sterne mit seiner Kraft anzündet, daß sie qualifizieren, jeder in seiner Art, also auch das Haupt oder Hirn des Menschen den ganzen Leib."

So sind die Füße des Menschen nicht zunächst dazu geschaffen, daß er damit laufe, so sehr wir das auch glauben, sondern als eine Offenbarung vor den Engeln von der Beherrschung des Raumes, die in Gott ist, von Gottes Allgegenwart. Und Jehovah sprach: „Ich will nun hingehen und sehen,

ob sie nach ihrem Geschrei völlig gethan haben" (1. Mos. 18, 20—21). — Die menschlichen Hände und Arme sind in erster Linie und vor allem ein Bild von Gottes Allmacht und Kraft und auch von seinem Thun und steten Eingreifen in das Universum, in die Weltgeschichte. „Meine Hand hat alles gemacht" (Jes. 66, 2); und so spricht Gott auch zu Satan: „Siehe! er sei in deiner Hand!" (Hiob 2, 6). Das Haupt des Menschen soll uns davon ein Bild sein, daß in Gott ein Mittelpunkt der Macht und des Wollens ist, ja daß wie im Menschen Herz und Kopf, so auch in Gott zwei große Pole des Wollens und Erkennens sind, einerseits der Gerechtigkeit, andrerseits der Liebe, des herzlichen Erbarmens und des Gnädigseins, die durch den Sündenfall, diesen Riß in der Schöpfung, in Konflikt miteinander gerieten, bis Gott herrlich sich in Christo offenbarte und die Welt dadurch mit sich versöhnte, daß er ihre Schuld selbst trug. Uns ist der Kopf und sein Denken, seine Sophia, durch das Essen vom Baum der Erkenntnis getrübt. Deshalb darf er nicht mehr ausschließlich das Herz regieren, kann nicht mehr durch klare Erkenntnis ihm Stoff zum Lieben und Hassen geben. Ursprünglich war es anders. Wie nicht das Herz, sondern der Kopf in bedeutsamer Symbolik die menschliche Gestalt überragt und beherrscht, so ist in Gott das Prinzip, die Idee, das Gesetz, die Sophia und ewige Weisheit als schöpferische, so auch ursprüngliche Macht. Er spricht: „Es werde Licht!" Das ist Logos, Sprache, Macht, Haupt. — Dann sieht Er, daß es gut ist. Das ist Gefühl, Genuß, Herz. Die Sinne aber im Menschen, diese Thore, zu denen die Seele hinausschaut, sie sind ein Bild und ein Gleichnis davon, daß im ewigen Gott die Geister (Offenb. 4, 5) des Sehens und des Hörens und des Riechens u. s. w., ewig freudenreich und majestätisch auf- und abwogen! „Die

Augen des Herrn sehen auf die Gerechten, und seine Ohren hören auf ihr Gebet" (1. Petr. 3, 12. Ps. 34, 16). „Neige deine Ohren, mein Gott, und höre, thue deine Augen auf und siehe, wie wir zerstöret sind" (Dan. 9, 18). Und ebenso: „Dampf ging auf von seiner Nase und verzehrend Feuer von seinem Munde, daß es davon blitzte" (Ps. 18, 9). „Und der Herr roch den lieblichen Geruch und sprach in seinem Herzen: Ich will hinfort nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen willen" (1. Mos. 10). — Das sind nicht bildliche Ausdrücke, die uns ein unvorstellbares Etwas wie ein Sehen und Hören, Riechen, Schmecken Gottes andeuten sollten, sondern unsre Sinne sind ein äußerst schwaches und mangelhaftes Bild von den wahren göttlichen Sinnen, wie David es majestätisch ausspricht: „Ihr Thoren, wann wollt ihr klug werden? Der das Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören? Der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen?" (Ps. 94, 8. 9). Nicht sollen wir Gott herabziehen und zu einem Menschen machen; sondern uns sollen wir in seinem Licht beschauen und darüber erstaunen, wie groß wir in seinem Bild und in seinem Gleichnis sind, und wie unbegreiflich schon unser Sehen, unser Hören, unser Riechen als ein Symbol, eine Offenbarung des göttlichen Sehens, Hörens und Riechens sind.

Daraus daß der Mensch an stofflicher Größe und an Gewicht ziemlich die Mitte hält zwischen den lebenden Geschöpfen, während er an harmonischer Ausbildung der Sinne, an feiner Ausarbeitung sämtlicher Organe, so vor allem der Hand, mit der er die Welt erfaßt und anfaßt, sie übertrifft, sehen wir, daß er der auch materielle Maßstab der organischen Schöpfung ist. Daß sein Größen- und Massenverhältnis zur Erde und zu andern Organismen bedeutsam und durch irgend ein Gesetz normiert ist, ist sicher; aber dieses Gesetz kennen wir nicht,

wissen nicht, warum er nicht hundert Meter oder auch bloß einen Centimeter hoch ist. Und ebensowenig kennen wir das Gesetz der Korrelation des Geistes zum Stoff, wissen nicht, warum der Mensch nicht, wie geistig, auch stofflich der größte Organismus, oder warum die Ameise den Walfisch an Intelligenz ganz bedeutend übertrifft, der Elefant dagegen ebensosehr die Schildkröte. Die stoffliche Größe und Masse eines Wesens, diese uns so bekannte Erscheinung, gehört zu den Rätseln dieser Welt. Und nicht minder die daraus hervorgehende allbekannte Thatsache, daß wenn ein Organismus „ausgewachsen" ist, er trotz aller Nahrungszufuhr eben nicht mehr wächst. — Warum? Schon das ist sonderbar, daß der Reiche, wenig Kraft Ausgebende und reichlich Essende durchaus nicht immer, weder an Kraft, noch an Körperfülle, noch an Statur den Armen übertrifft, ein Beweis unter vielen, wie falsch die materialistische Anschauung ist, die mit chemischen Vorgängen und stofflichen Gesetzen das Leben erklären will. Der Mensch ist nicht ein Hochofen, der bei Konsum von so und so viel Kubikmeter Sauerstoff so und so viel Guß von sich gibt, nicht eine Dampfmaschine, deren Kraftleistung sich nach Kohlenkonsum per Stunde messen läßt; weshalb alle so zur Mode gewordenen Nährwerttabellen nahezu wertlose Spielereien sind. Mancher Schwarzwälder Ackerknecht wird von Most und Kartoffeln baumstark, und mancher Reiche verkümmert leiblich bei Beafsteak, Eier und Fleischextraktsuppen. Man lese, wie Galeerensklaven früher bei dreißig Ackerbohnen täglich, etwas Schiffszwieback, schlechtem Essig und Wasser trotz furchtbarer Anstrengungen nicht nur kräftig blieben, sondern achtzig und neunzig Jahre alt wurden. — Luft und Sonne und manche uns noch nicht genügend bekannte die Erde durchströmende und umwehende Effluvien und Kräfte sind auch Nähr- und Kraftfaktoren. Aber der wichtigste ist

der göttliche Hauch im Menschen, mit seiner Willens- und Gefühlskraft, welcher die materiellen Bedingungen der Existenz beherrscht und oft überwindet.

Zweierlei strömt der Mensch von sich aus, woraus man erkennen kann, wessen Kind er ist: Das Licht und den Schall, den Blick und das Wort. Dazu hat er das Auge und den Mund. Zu den Augen leuchtet uns ein das äußere Licht, und durch dasselbe auch das innere, und unsre Weltanschauung dringt uns zu den Augen ein. Wir verarbeiten sie und machen daraus Blicke, in denen, ob wir es wollen und wissen oder nicht, eben diese Weltauffassung sich spiegelt. Was ist der Blick? Schwerlich wird einer es dir sagen, denn wir wissen es nicht; wie selbst der durch scharfsinnige Definitionen berühmte Littré darüber nichts andres zu sagen weiß, als daß der Blick „die auf einen Gegenstand gerichtete Aufmerksamkeit" sei. Dein Auge, eine aus zarten Muskelfasern gewobene Kugel, mit Flüssigkeit gefüllt, kann sich in seiner Höhle bewegen; seine Pupille zieht sich ohne dein Zuthun noch deinen Willen zusammen oder dehnt sich aus bei mehr oder weniger Lichtzufluß. Das ist alles. Wie soll man sich erklären, daß aus diesen einfachen materiellen und mechanischen Faktoren ein Etwas entsteht, ein Blick hervorgeht, der bitten und flehen und drohen kann, wie kein Wort es vermag; ein Etwas, das mit zarter Liebe beglückt, mit Verachtung tief verwundet, mit Haß versengt, das kalt oder heiß, gleichgültig oder teilnehmend oder hochmütig ist, befiehlt, ermutigt, tröstet, trotzt, fragt? Wie kann eine kleine Kugel, an der du nichts verändern kannst, das alles thun? auf manchen Schritt Entfernung das alles bewirken, sagen, ausdrücken?

Was hat nicht schon dieser unerklärliche Blitzstrahl der Seele in der Weltgeschichte bewirkt? wieviel Böses und Gutes, Zeitliches und Ewiges geschaffen? — „Und Jesus wandte sich um und blickte Petrus an, da ging er hinaus und weinte bitterlich!" — Es gibt nur, wie zweierlei Menschen, zweierlei Blicke; und die ganze Physiognomik konzentriert sich im Auge. — „Die Lampe des Körpers ist das Auge; wenn nun dein Auge einfältig ist, so wird dein ganzer Körper licht sein; wenn aber dein Auge böse ist, so wird dein ganzer Körper finster sein" (Matth. 6, 22. 23).

Mit dem Mund ißt der Mensch, und mit dem Mund lobt er Gott; das ist nicht ohne Zusammenhang; sondern eine Wechselwirkung, Einnahme und Ausgabe, ist und soll sein ein Ein- und Ausatmen, ein stetes Pulsieren des Lebens. Wir essen die uns von Gott bereitete Nahrung und sie wird zur Lebenskraft; diese erzeugt Früchte, des Menschen Worte. Wie die Pflanze das tote Unorganische in sich aufnimmt und zum lebendigen Organismus verarbeitet, so nimmt der Mensch dieses Organische und Lebendige, denn von Unorganischem und Totem kann er nicht leben, in sich auf und verarbeitet es zu höherem Leben. Die Nahrung, die zum Munde einging, soll in der Rede als Frucht zum Munde ausgehen und thut es auch. — Und nicht weniger wunderbar und unerklärlich als der Blick ist das Wort; und beides kann der Materialist nicht erklären. Mit diesem Wort versetzest du die Luft um dich herum in ebensolche Schwingungen wie das Wasser, wenn ein Stein hineinfällt. Und diese Luftschwingungen bringen einem andern Menschen dein Denken, dein Klagen, deine Freude. Und mit diesem bißchen Luft kannst du Gott bekennen, loben und erfreuen. „Die Frucht der Lippen, die Gottes Namen segnen!" (Hebr. 13, 15), die alles Gute und Große und Schöne, was

Er in seiner Schöpfung und an Menschen thut, hoch rühmen. — Doch gibt es Menschen, aus deren Mund Skorpionen hervorgehen, „deren Stachel im Schwanz sitzt", eine Otternbrut, oder unreine Geister, „Frösche des Abgrunds" (Offenb. 16, 13), und die einen Schwefelgeruch der Hölle ausatmen. Aus andrer Mund ergießt sich das Wort wie ein schlammiger, schwarzer Strom, ungut, bitter, sauer, ätzend, aus andrer wie ein Spülwasser von allem Nichtigen, Faden, Dummen, was sie täglich hören, geschäftig in sich aufnehmen und wieder von sich geben. Aus andrer Mund tönen eherne Klänge der Wahrheit und des Rechts hervor; aus noch andrer träufelt das Wort wie morgenfrische Tautropfen und Honigseim, kryſtallisiert zu Gold, Perlen und Edelsteinen. Doch nur ein Gott vermochte, was er aß und trank als „Worte des ewigen Lebens" wieder auszugeben, nur bei Ihm wird einst im Gericht das Wort zu einem flammenden Schwert werden, das „den dritten Teil der Menschheit tötet".

Wie sehr dieser Mensch der Maßstab, die Blüte und die Frucht, das Haupt der irdischen Schöpfung ist, spricht er in der Sprache aus; ihre Hauptbegriffe hat sie von seiner Leiblichkeit und ihrem Thun. So davon, daß er aufrecht geht, die Aufrichtigkeit und das Aufrichten, von seinem Gang die hundertfältige Symbolik des Stehens und des Fallens, des Gut- und Schlechtgehens, des Lebenslaufs, des Fortgangs und Bildungsgangs u. s. w. Von Arm und Hand unzählige Worte vom Handeln und Verhandeln, Behandeln, Unterhandeln und Welthandel, von Handreichen und um die Hand anhalten und vom Handauflegen. Und welche Rolle spielen erst in der Sprache Herz und Kopf! Vom ersten so viele sinnige, tiefe

Ausdrücke, die uns belehren, was Herz ist; denn die Sprache spricht nicht von ungefähr und wählt ihre Wörter nicht zufällig. Täglich sprechen wir von herzlich und herzlos und herzig, von herzen und ans Herz drücken, von Herzeleid und Herzensfreud, von herzzerreißend und herzerhebend und herzhaft, von Herzensangelegenheiten und Herzensangst und Herzensgrund und Herzenstrost; von: zu Herzen nehmen, am Herzen liegen, zu Herzen gehen, etwas auf dem Herzen haben, das Herz brechen, ein Herz und eine Seele sein, sich ein Herz fassen, jemand ins Herz schließen, von ganzem Herzen lieben. Und wieviel Treffendes, Tiefes weiß die Sprache vom Kopf; wie wir auch zum Zeichen der Bejahung mit dem Kopf nicken, d. h. uns beugen vor der größeren Einsicht, dagegen den Kopf schütteln um zu verneinen, um von einer lästigen Behauptung uns zu befreien, den Kopf entblößen vor Gott oder den Großen dieser Welt u. s. w. So weiß die Sprache fast Unzähliges von Auge und Ohr, von der Nase und vom Mund, von den Fingern und vom Daumen, bald symbolisch, bald humoristisch, derb und innig, aufrichtig und spöttisch anzudeuten.

Vom Blute aber, von dem uns die Bibel sagt, daß die Seele darin sei, wie auch Virgil vom verblutenden Krieger spricht: „Es ergoß sich die purpurne Seele"; von diesem Lebenssaft, der unaufhörlich, in der Stille der Nacht hörbar, durch deine Adern fließt und rauscht, spricht die Sprache mit scheuer Achtung und sagt: es ist Blutgeld, Blutschuld! bis aufs Blut, blutig ernst! — Blutige Thränen weinen ist höchster Schmerz, soll bei Gefolterten vorgekommen sein (vergl. Christi blutigen Schweiß); blutjung, da ist das Blut noch nicht recht zu Fleisch und Knochen geworden; „blutarm", ein energisches Bild; blutdürstig ist leider der Mensch oft; blut-

fremd fühlt er sich in der weiten Welt, und von seinen Kindern spricht er stolz oder gerührt: Mein Blut!

Blut! Ein Geheimnisvolles! Als Gott den Menschen aus einem Erdenkloß machte und ihm eine lebendige Seele einhauchte, bekam diese Seele Macht, aus Wasser und etwas Eisen sich einen immerwährenden Leib zu schaffen und zu erneuern. In diesem Flüssigen hält sie sich auf; „die Seele ist im Blut", spricht das mosaische Gesetz, und issest du Brot und Fleisch, so bildet sie daraus fast im Nu Millionen von Blutkörperchen, die Atome des Menschen, die Bausteine zum wunderbarsten Bau der Welt, zum menschlichen Körper, und bald nachdem du zu Mittag gegessen, fließen in deinen Adern viele Millionen neuer solcher Körperchen.

Und glaubst du nicht, daß Christi Blut dich von der Blutschuld erlöst, die uns in den Abgrund hinabdrückt, so fällt deine Seele im Tod, wie der nach Jericho, der Stadt des Verderbens, und nach dem Meer der Toten Wandernde, in die Hände der Räuber, der furchtbaren Geister der Finsternis und der ewig Verdammten, die nie selig werden, und sie werden dich verwunden und entblößen, dir das bißchen Wissen und Ehrlichkeit und Respektabilität entreißen, womit du auf Erden prangtest, und in Ewigkeit kommt kein Samariter und verbindet deine Wunden und führt dich in die Herberge, sondern ewig mußt du in deinem Blut in der ewigen Nacht liegen.

Dieser Mensch und Mikrokosmos schließt in sich, wie nicht anders zu erwarten, sämtliche organischen Formen, also auch sämtliche Gesetze seines Planeten. So ist er, leiblich aufgefaßt, ein dreiachsiger Krystall, unsymmetrisch nach oben und unten, nach hinten und vorn, symmetrisch nach rechts und links und wächst, wie der Krystall, diesen Achsen entsprechend. So bleibt z. B. die Spannweite beider Arme der totalen

Höhe stets gleich. — Daß der Mensch einer Pflanze vergleichbar, ist einleuchtend, wie denn auch ein großer Naturforscher ihn „eine wandelnde Pflanze" genannt hat. Wie die Pflanze in eine über- und eine unterirdische nach oben und unten sich teilt, so auch der Mensch von der Herzgrube aus als dem nodus vitae. Die Füße samt ihren Zehen entsprechen unverkennbar den Wurzeln, der Leib dem Stamm, die Arme den Ästen, die Hände den Zweigen, die Haut der Rinde, das Blut dem Saft, und in wunderbarer Weise der Kopf der Frucht und das Gesicht der Blüte. Und auch hier handelt es sich nicht nur um eine poetische Vergleichung, sondern um wahre und tiefe Beziehungen, welche, wenn klar erkannt, uns die richtige Behandlung der menschlichen Pflanze, die wahre Pädagogik erkennen lassen.

Noch weniger brauchen wir auszuführen, wie sehr der Mensch die Hauptideen der Tiere harmonisch vereinigt, wovon die ganze Sprache in Hunderten von bildlichen Ausdrücken zeugt. Merkwürdig ist aber, daß der Mensch höchstens vorübergehend in der Kindheit die wagrechte, das Beharren im Stoff anzeigende Haltung des Tiers annimmt. Bald richtet er sich empor zu der aufrechten Haltung, die das Streben nach oben und unten ausdrückt. Und daß dieses Streben normal nach oben gehen soll, das bezeugt klar die immer zunehmende, zum Kopf als zur Frucht reifende Vollkommenheit des Körpers nach oben.

So steht der Mensch da als dasjenige höchste Wesen auf Erden, von dem alle andern in der Schöpfung vorangegangenen nur Symbole waren, auf das sie alle als auf ihre Vollendung hinwiesen; er ist die Blüte und Frucht des Erdbaumes.

Der Mensch ist eine Welt schon durch seine Zusammensetzung; denn in ihm kommen die Hauptelemente der Erde vor:

Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff und Kohlenstoff atmet er aus und ein; Eisenrost färbt sein Blut so rot, Kalk macht seine Knochen hart, Phosphor im Hirn und in den Nerven erhöht seine Denkfähigkeit. Ein Mensch von siebzig Kilogramm soll vierundvierzig Kilogramm Sauerstoff enthalten, = achtundzwanzig Kubikmeter. Das gibt einen Begriff von dem Raum, den ein vergaster Mensch einnehmen würde. Von diesem Menschenkörper schreibt Liebig: „Die Chemie hat uns bewiesen, daß der Mensch von verdichteter Luft lebt und sich in verdichtete Luft kleidet, daß er seine Nahrung mit Hilfe von verdichteter Luft zubereitet und damit die größten Lasten mit der Schnelligkeit des Windes fortbewegt. Das Seltsamste hierbei ist, daß Tausende dieser auf zwei Beinen gehenden Gehäuse von verdichteter Luft sich zuweilen des Zuflusses und des Erwerbes von verdichteter Luft wegen, die sie zur Ernährung und Kleidung bedürfen, oder ihrer Ehre und Macht wegen, in großen Schlachten durch verdichtete Luft vernichten" (Chem. Briefe S. 69). — G. Buchner berechnet, daß bei fünfzehnhundert Millionen Erdbewohnern auf der Erde in Form von Menschen spazieren gehen: siebenundsechzigtausend Millionen Kilogramm Sauerstoff, tausendvierhundertunddreiundsiebzig Millionen Kilogramm Stickstoff, tausendeinhundertundfünfzig Millionen Kilogramm Chlor und fast ebensoviel Phosphor; nur hundertdreiundvierzig Millionen Kilogramm Fluor und nahezu ebensoviel Schwefel, aber siebzehntausend Millionen Kilogramm Kohlenstoff, nur hundertfünfzehn Millionen Kilogramm Kalium, und auch Natrium, einundsiebzig Millionen Kilogramm Magnesium, aber zweitausenddreihundert Millionen Kilogramm Calcium. — Wir sind also vorzugsweise aus Luftarten und Metallen aufgebaut. Noch bündiger, jedoch ohne Anspruch auf absolute wissenschaftliche Genauigkeit beschreibt ein Engländer den Menschen als

fünfundvierzig Pfund Carbon und Nitrogen in fünfeinhalb Kübel Wasser aufgelöst! — Und Tag und Nacht gehen in diesem wunderbaren Leib allerlei chemische Prozesse unaufhörlich vor sich, zersetzen die eingenommenen Stoffe, setzen sie um und scheiden sie aus, sondern Knochen- und Hirnsubstanzen ab und verwandeln allerlei Nahrungsstoffe in Fleisch und Blut, in Muskeln und Nerven. Wie die drei Grundformen des Stoffes in diesem Körper vereinigt sind, fest, flüssig und gasförmig, so gehen auch in ihnen alle physikalischen Vorgänge der gesamten Natur vor; alles Verdampfen und Kochen, Verbrennen, Festwerden und Erstarren, Absorption und Molekularkräfte, Capillarröhren, Pumpwerke und Dampfmaschinen, elektrische Ströme in den Nerven, alle Arten von Hebeln, Winden und Rollen sind im Körper vertreten; auch Saiten und Blasinstrumente; ein gesprochenes Wort, eine Geberde, das Ergreifen eines Buches sind mechanische Handlungen, wie keine von Menschen erfundene Maschine sie so vollkommen leistet. Die Muskelseile, die in den Knochenrollen laufen, ölen sich selbst, das Pumpwerk des Herzens ersetzt sich selber die abgenutzten Klappen. Wäre es eine Maschine aus Stahl und Diamant, so würde sie gar bald abgenutzt; denn es schlägt fünfundsiebzig- bis neunundachtzigmal durchschnittlich in der Minute. Bist du fünfzig Jahre alt, so hat dein Herz, ohne je auszusetzen, noch müde zu werden, über zweitausendmillionenmal geschlagen. Bei Tag und bei Nacht, ob du daran denkst oder nicht, pumpt es das Blut durch die feinsten Adern bis in dein Gehirn hinauf und ernährt deinen ganzen Körper. Auch hast du in diesem Alter an die fünfhundertmillionenmal schon geatmet, und immer noch saugen unermüdlich deine Lungen durch Tausende von Zellen frische Luft ein, teilen sie dem Blute mit, nehmen ihm die unreine ab und atmen sie

aus. Auch hat deine Zunge mehrere Millionen Wörter gesprochen. In deinem Hirn dienen sechshundert Millionen Zellen und mehrere tausend Millionen Fasern, nach Meynert (nach Beale noch viel mehr), zu deinem unaufhörlichen Denken und Träumen bei Tag und bei Nacht. Dein Magen hat über fünfundsiebzigtausend Pfund feste und flüssige Nahrung zu Fleisch und Blut, zu Knochen und Haaren und Nägeln verarbeitet; und wie unzählige Millionen von Lichtwellen, wie viele Bilder hat dein Auge aufgenommen, diese Weltkugel von zartesten Nerven und Muskeln, die sich beim Sehen in die Ferne den Gesetzen des Fernglases, beim Sehen in die Nähe denen des Vergrößerungsglases anpaßt. Und ebenso das Ohr, in welchem dreitausend wunderbar feine Säulchen (Corti) oder Harfensaiten dem Geist im Innern die Wunder des Schalles und des Wortes erzählen. Neben diesen Organen der Ernährung, des Blutumlaufes, des Atmens und der Sinne ist noch der Körper von einem Netz von feinen weißen Telegraphen- und Telephondrähten durchzogen, durch die die Empfindungen laufen und dem Hirn erzählen, was die große Zehe oder die Hand erlebt; zerschneidet man diese Drähte, so gelangt kein Bericht mehr an die Centralstation, und bei verbundenen Augen weiß und fühlt der Mensch nicht mehr, daß man ihm die Hand absägt oder den Fuß verbrennt.

Harmonisch, leise und präcis greifen alle diese Thätigkeiten ineinander; pünktlich versieht das Herz Nerven und Hirn mit Blut und empfängt von den Lungen mit Sauerstoff gereinigtes Blut; vom Magen aus wird die ganze Maschine mit Wasser und Kohle versehen, und alles das so sanft und sachte, daß der gesunde Mensch nicht merkt, wie diese wunderbaren Vorgänge zu dem einheitlichen Thun, das wir Leben nennen, sich vereinigen, und dabei nur Wohlbehagen empfindet! Indessen

wachsen unmerklich ruhig weiter, bei Tag und bei Nacht, wie Wälder auf den Bergen, die hundertfünfzigtausend Haare auf deinem Kopfe und auch die Nägel an deinen Fingern. Diese Gebilde spüren keinen Schmerz, scheinen nichts danach zu fragen, was im Innern vorgeht, was im Kopf für Gedanken, im Herzen für Wünsche wogen; und doch, wenn Schwindsucht die Lungen ergreift, zeigen es die Nägel dem erfahrenen Arzt an, und verzehren dich Gram und Kummer, so ergrauen deine Haare.

Ja, ein Großes, eine Welt ist unser Körper! Denken wir ihn uns unter einem englischen Mikroskop mit zwanzigtausendmaliger Vergrößerung. Darunter wäre er vierzig Kilometer lang, also größer als mancher der Planetoiden zwischen Mars und Jupiter. Diese Größe und dieses Bild wären an sich gerade so wahr als das von uns geschaute, ja für eines der Infusorien, die wir mit eben diesem Mikroskop noch wahrnehmen, und von denen manche mit Augen begabt scheinen, das einzig richtige. Von einigen solchen Wesen, sogenannten Monaden, wissen wir, daß sie durch unsre Hand hindurch schwimmen, ohne daß wir es merken; wir sind ihnen ein bewohnbarer Planet. Betrachten wir uns selbst im Geist mit ihren Augen! Da sind unsre Knochen gewaltige Felsmassen und ganze Kalkgebirge; um sie dehnen sich große Kontinente und durch diese, um diese Berge herum und dem schäumenden und tobenden Blutocean des Herzens zu, fließen heiße Bächlein und Flüsse und Ströme, und in diesen roten Fluten schwimmen wie Fische Millionen und Millionen von Blutkörperchen, in den Adern eines Erwachsenen an sechzig Billionen (!) von diesen bald farblosen, bald orangefarbigen glatten Scheibchen mit vertieftem Mittelpunkt. An ihre Ufer aber setzen diese roten Flüsse in jedem Augenblick Millionen von solchen Körper-

chen ab, neue Quader zum Körperbau; spülen ebenso Millionen von abgenutzten Zellentrümmern weg und reißen sie mit sich ins große Centralfeuer, in die Lunge. In diesem, von einem hereinsausenden Sturm von Sauerstoff gespeisten Hochofen wird alles Unbrauchbare und Abgenutzte verzehrt und fährt in Wolken von Kohlensäure zum Riesenschlot, der Luftröhre, wieder hinaus. Im Hirn aber türmen sich in jeder Sekunde Tausende von Zellen zu merkwürdigen Gebilden auf, fast wie die aus Tausenden von Wohnungen bestehenden Weltstädte; und ebenso unaufhörlich zerfallen tausend andre. Diese Zellen vermitteln dein unaufhörliches Denken.

Kolossales, rastloses Leben durchzuckt diese Welt; unaufhörlich entstehen neue Gebilde; ein Geschwürchen, eine Pustel, ein Hautausschlag, das ist eine Bildung von ganzen Hügeln und Bergketten; ein Erröten bedeutet eine Überflutung ganzer Kontinente, ein Erbleichen das Trockenlegen andrer, während im chemischen Laboratorium, dem Magen, die Stoffe so energisch aufgelöst, abgesondert und verarbeitet werden, daß eine bis zwei Stunden nach der Mahlzeit in jedem Tröpfchen Blut schon ein bis zwei Millionen neue Blutkörperchen sich zeigen! Aber auch feine, unwägbare Kräfte bewirken Großes in dieser Welt des Körpers, so der Geruch, der Geschmack. Verbieten diese Könige nach ihrem Dafürhalten irgend einem Stoff den Zugang, dann bäumt sich der Magen auf und es widerstrebt der ganze Körper.

Darum ist die Jugend so anziehend, weil noch die junge Seele mit fast unwiderstehlicher Lust und Wucht die ganze Welt zu ihrer Leiblichkeit zu verwerten sucht. Darum spricht der Greis lebenssatt vom Wesen dieser Welt: mit diesem vergänglichen Stoff kann ich nimmermehr ein genügendes Bildnis meiner ewigen Seele aufbauen! — Dennoch will Gott,

daß wir es versuchen, solange wir leben, und wer diese Aufgabe von sich weist, verzichtet als Selbstmörder auf das Recht der stofflichen Existenz und mag zusehen, wie es ihm in der Auferstehung geht.

Wie vieler tausend Pfund Stoff bedarf so eine menschliche Seele, um ihre Statue sechzig Jahre lang darzustellen? Wie vieler Millionen durch alle Sinnenthore eingesaugter Vorstellungen, um ebensolange ihr Seelenleben zu fristen und eine unsterbliche Ichheit auszubauen? Trotz diesem beständigen Stoffwechsel im Körper hält aber diese Seele merkwürdig fest an ihrer einmaligen Auffassung, erzeugt immer wieder mit frischem Stoff die alten Formen, und auch die alten Wunden und die Narben wollen nicht heilen. Ja, bis übers Grab hinaus geht es. Christus trug am auferstandenen Leibe die Spuren seiner Marter, vielleicht unvergängliche Zeichen von seiner Liebe und der Menschen Haß.

Also nicht ein Seiendes ist unser Körper, sondern ein stets Werdendes, ein Fließendes, ein immer sich verändernder Atomwirbel, in dessen Centrum die mächtige Seele sitzt und die um sie kreisenden Stoffe zusammenhält. Energisch sagt davon Carlyle in Sartor resartus: „Weg mit der Illusion der Zeit! Fassen wir fünfundsiebzig Jahre in drei Minuten zusammen! Was sind wir alsdann? Was anders als die reinsten Geistererscheinungen? Aus nichts werden wir, nehmen eine Gestalt an, fahren durch den Stoff und verschwinden wieder. Jener Krieger auf seinem starken Renner mit blitzendem Auge, Kraft im Arm und im Herzen, was ist er? — Eine Vision, eine geoffenbarte Kraft, sonst nichts. — Noch ein Augenblick und er ist nicht mehr. — Tausend Millionen Geister, vorübergehend in Stoff gekleidet, wandeln jetzt über die Erde. Vor wenig Jahren waren sie nicht; in wenig Jahren sind sie

nicht mehr! Etwa fünfzig derselben werden verschwunden sein von der Erde, fünfzig andre auf derselben erscheinen, bis deine Taschenuhr nur zweimal tickt."

Entflieht im Tode die Beherrscherin dieses Leibes, die Seele, so hören alsbald wie faule Knechte, deren Herr weggegangen, Herz und Lungen auf Blut und Luft zu pumpen, und Magen, Hirn, Leber und Nieren stellen die Arbeit ein. Auch die chemischen Vorgänge arbeiten nur jeder für sich, voneinander unabhängig; es entstehen Verwesungsprodukte, und bald wird dieser Körper zu Luft, Wasser, Erde; denn die Seele hat ihre Atome fahren lassen. In der Auferstehung wird sie aus dem wahren Stoff wahre Atome an sich ziehen, sie, wie Feuer das Eisen, ganz durchglühen, und daraus ein lichtes, ewiges, treffendes und wahres Bild ihrer selbst aufbauen.

Wunderbar sind auch die Sinne des Menschen. Aus einem, dem Tastsinn, entstanden, dem einzigen bei niederen Organismen, die das Licht und den Klang, wie oben gesagt, mit dem Fuß fühlen, haben sie sich, höheren Geistern im Menschen entsprechend, in ihrer Thätigkeit, auf ihrem Gebiet so abgesondert, daß wir sie als unabhängige Kräfte der stofflichen Erkenntnis betrachten und erstaunt sind, wenn man uns sagt, daß das Auge das Licht hört, und das Ohr den Schall sieht. Beide nehmen aber stoffliche Vibrationen wahr, und unser Hirn konstruiert aus Lichtwellen die sichtbare Welt und aus Schallwellen den Klang und das Wort. Doch wie der Äther so viele millionenmal feiner und nach neuerer Anschauung so viel kraftreicher ist als die Luft, so steht auch das geistige Schauen höher als das Hören. — Hienieden ruft uns Gott

zu: „Höret meine Stimme!" Drüben heißt es: „Sie werden Gott schauen!" So steht das Auge auch in der Feinheit und im Reichtum seines Baues hoch über dem Ohr. — Wie vermag es, so zart und empfindsam, dennoch das furchtbare und unaufhörliche Anprallen von Ätherwellen auszuhalten, die mit einer buchstäblich blitzartigen Geschwindigkeit von vierzigtausend Meilen in der Sekunde darauf anstürmen, wie rasende Wellen gegen einen Felsen? — In dieser nervenreichen zarten Pupille wollen neue Ärzte untrügliche Spuren aller Krankheiten oder Unfälle entdecken, die je den Betreffenden betroffen haben, oder an denen er noch leidet. Mag wohl sein; läßt doch Gott als Gegengewicht zum vernichtenden Gefühl der Vergänglichkeit, das sich mit den Jahrhunderten immer mehr seiner Menschheit bemächtigt, uns auch immer mehr erkennen, wie bleibend, unvertilgbar unser Thun, selbst im Stoff. Wie der Schnitt am Baum und die Narbe am Menschen trotz allem Stoffwechsel und noch so häufiger Erneuerung der Rinde und der Haut lebenslänglich bleibt, so scheint es, daß jede unsrer Thaten sich in unsern Körper festsetzt und unauslöschliche Spur und Narbe hinterläßt, daraus allmählich die Physiognomie unseres Thuns entsteht, und der Griesgrämige eben einen solchen Mund, der Sorgenvolle kleinliche Sorgenlinien ums Auge, der Jähzornige blutunterlaufene, rote Blutgefäße im Augapfel trägt. Ist es also, so muß jeder Sinneneindruck, jede Form und Farbe, jede noch so schwache Regung unsrer Seele, jedes daraus entspringende Wort, ein plötzliches Erschrecken oder Erstaunen, ein freudiger Ausruf, ein Gefühl des Abscheues oder des Wunsches, ja jeder Gedanke an unsrer Leiblichkeit arbeiten und ändern, sich in den hundert Millionen Zellen unsres Hirnes einprägen und einen stofflichen Eindruck, eine Marke hinterlassen, einige von den Billionen von Atomen, aus denen

unser Leib und Mikrokosmos gebaut ist, anders stellen als vorher, dahin und dorthin rücken, so oder so drehen, und allmählich und bleibend diese Architektur verändern und die Fassade unsrer Leiblichkeit verschönern oder verunstalten; Lichtscheu kann die Fenster verengern, kleinliche Umständlichkeit die schönen Räume durch allerlei Querwände hemmen, geistige Oberflächlichkeit und Gleichgültigkeit den ganzen Bau verkommen lassen; geistige Übung ihn festen und stärken. Unsre Seele arbeitet Tag und Nacht an der Herstellung eines dem groben stofflichen entsprechenden, guten oder bösen, himmlischen oder höllischen Leibes eigensten Stiles, höchst interessant einst zu schauen und zu durchschauen. Am seelischsten und am geheimnisvollsten unter den Sinnen sind Geruch und Geschmack, entsprechen feinen Regungen der Seele, sind ein zartes Fühlen des innersten Seins, des wesentlichen Hauches, den jedes Wesen stets von sich ausströmt, entsprechen dem Riechen und Schmecken des Geistes. Wer keinen leiblichen Geschmack noch Geruchsinn hat, hat auch keinen geistigen; wer einen grobsinnlichen oder einen feinen und zarten, hat einen ebensolchen seelischen, für Kunst und Litteratur, für alles Hohe und Schöne und Gute, auch für göttliche Schönheit und Güte. Und alles in der Welt hat Geruch und Geschmack, wie an Sensitiven, Somnambulen, Nerven- und andern Kranken zu sehen, zieht an und stößt zurück, regt auf und an, oder beruhigt. So riecht und schmeckt ein jedes Wort und der Ton, in dem es gesprochen, nach dem Geist, der drinnen sitzt. So hat selbst Metall und Stein seinen eignen Geschmack und regt anders unsre Seele an. So gehört es zum Merkwürdigsten in der Welt, daß mein bester Freund, mit dem ich ein Herz und eine Seele bin, rote Rüben nicht ausstehen kann, und ich sie gern rieche und schmecke, oder warum er so gern Lavendel riecht, ich aber nicht; und so

vielleicht auch meine Frau; ja das aus uns geborene Kind hat einen ganz andern Geschmack als wir beide: — Warum? Und so tief und uns selbst verborgen die Ursachen dieser individuellen Eigentümlichkeiten unsrer Seele, so fest sind sie begründet; keine Belehrung und keine Logik, kein Beispiel und keine Zucht vermag etwas daran zu ändern und je einen Menschen dahin zu bringen, daß er gern genießt, was er einmal nicht mag. Warum aber mag ich dieses und jenes nicht? — Davon weiß ich nicht das Mindeste. Ich kenne mich nicht, kann nicht in die eigne Seele schauen.

Daß diese Sinne alle so stumpf sind, und nur ein bißchen vom Licht sehen, noch weniger vom Schall hören, und die Dinge um uns fast gar nicht riechen noch schmecken, ist eine Wohlthat für unsern geschwächten, nervenkranken Geist; haben wir doch schon fast zu viel an den durch diese Sinne uns vermittelten Eindrücken! Wo bliebe sonst noch unsre eigne Existenz und das Körnchen Selbständigkeit?

Könnten wir richtig unsern Körper verstehen, seine zahlreichen Teile und mikroskopischen Teilchen, die Gesetze, nach welchen er gebaut, die Kräfte, die ihn beleben, und die Prinzipien, die in ihm zur Offenbarung und Veranschaulichung kommen, so bedürften wir keines andern Studiums, denn er ist, schon weil im Gleichnis Gottes geschaffen, in Wahrheit ein Mikrokosmos und enthält in nuce alle Kräfte und alle Gesetze, alle Prinzipien und auch alle Vorgänge des Weltalls. Im herrlichen Leib der Auferstehung werden wir uns selbst an- und durchsehen, und mit höchster Bewunderung und Wonne in uns selbst alle Ideen der Erde und der Schöpfung finden, anstatt wie hier sie erst mühsam und unvollständig an der äußeren Natur erlernen zu müssen. Denn nicht der Krystall enthält in höchster Vollkommenheit die Gesetze der symmetrischen

Anordnung, sondern der menschliche Körper; nicht die Pflanze, sondern der Mensch offenbart das vollkommene Gesetz des Wachstums; nicht das Tier, sondern er, das des Essens und der Ernährung.

Alle Körper, das sagt uns schon die Logik der Physik, sind Selbstleuchter, hauptsächlich die organischen; das sagen auch viele Somnambulen, wovon einzelne im Winter die lebenden von den toten Bäumen an diesem Lichtausströmen unterscheiden. So leuchtet in absoluter Finsternis jeder Mensch mehr oder weniger; der gesunde nach Reichenbach in weißem, der Kranke in rotem Odlicht, ein Licht, das auch mit geschlossenen Augen (also ein Röntgensches) und in einem Fall von einem Blindgeborenen gesehen wurde. Auf diesem auch schon den Alten bekannte Ausströmen von Odlicht beruht der sicherlich von einzelnen wirklich wahrgenommene Heiligenschein bei Christo. So wird auch vom Philosophen Proclus berichtet, daß während seines Vortrages sein Haupt von Licht umflossen erschien (Zeller, Philosophie der Griechen). Auch Alexander der Große soll in der Aufregung der Schlacht odisch geleuchtet haben. (S. Dr. Karl du Prel, in der Zukunft, 1896.)

Nach der Auferstehung sind wir selbst Mittelpunkte des Lichtes und der Kraft; wir wirken dort auf die Elemente ein, nicht sie auf uns; von uns gehen die Gesetze der organischen und unorganischen Himmelswelt aus, nicht wir sind ihnen unterthan! — Das heißt König und Priester sein und mit Christo regieren. — Diese menschliche Gestalt ist fast unfaßlich erhöht und geadelt durch die Thatsache, daß Gott diese schon von Anfang nach seinem Bild und Ähnlichkeit geschaffene Figur adoptiert hat zu seiner nicht bloß zeitlichen, sondern ewigen Offenbarung im Sohne. Oder sagen wir richtiger, diese Gestalt ist von jeher ein wunderbares Symbol, ein Tempel der Gottheit.

Die Bibel lehrt uns, daß sie die Form ist, in der der unsichtbare Gott, „den niemand je gesehen hat", sich im Sohn geoffenbart hat, die Gestalt, in der er auch die Engel und Erzengel (Dan. 8, 15; 9, 21 und 10, 5), die Fürsten des Lichtes und Söhne Gottes im Bilde Gottes, geschaffen hat. Wie tiefwichtig in allen ihren Einzelheiten erscheint sie uns alsdann! Und in der That spricht die Bibel oft von der wunderbaren Bedeutung aller ihrer Teile, und davon, daß, wie der Mensch mit seinem Kopfe denkt und mit dem Herzen liebt oder haßt, er auch mit den Augen sieht und geistig schaut, mit dem Ohr horcht und gehorcht, mit der Nase Odem des Lebens atmet, vor Zorn und Entrüstung schnaubt und des Friedens Wohlgerüche aufnimmt, mit den Eingeweiden Freude und Schrecken empfindet, mit den Nieren scheidet und sichtet. „Wer hat Weisheit in die Nieren gelegt?" fragt Gott den Hiob; und David ruft aus: „Meine Nieren lehren mich!" Kein Teil, keine Faser noch Fiber dieses Körpers, die nicht ihre Entsprechung in der Seele und ihrem Leben im Weltall, in den göttlichen Prinzipien, in den Kräften der Sternenwelt und in den Himmeln habe. — So wird die Neugeburt des Christen auch leiblich zu einer großartigen That des Heiligen Geistes, der, wie er einst über der finsteren Tiefe schwebte, um daraus die jetzige Welt der Terra zu erzeugen, also auch über einer abgefallenen, verfinsterten, von giftigen Kräften des ewigen Todes durchwühlten Leiblichkeit wie ein heiliger Adler Gottes brütend sitzt, jene Kräfte tötend, den Verwesungsprozeß aufhebend, diese Totengebeine wieder belebend, und ewige Kräfte einer Wiedergeburt und eines neuen Lebens durch alle Zellen und Fasern und Muskeln bis in das Mark ihrer Knochen rieseln läßt, um daraus einen unverweslichen, herrlichen, kraftvollen Leib wieder herzustellen.

Noch wunderbarer als der Körper des Menschen ist seine Seele. Groß ist die Seele! In ihrem Durst nach Leiblichkeit und Offenbarung, in ihrer schöpferischen Macht des Imaginierens, in ihrem seelenrettenden und verderbenden, die ganze Erde beherrschenden Wort, in ihrer die Vergangenheit bannenden Erinnerung, in der magischen Kraft ihres Wollens, in ihrem blitzartigen Erkennen und Schauen des Wahren, in der plastischen Kraft, womit sie die stets dahinfließende Leiblichkeit zu ihrer beweglichen Photographie macht, ist diese „lebende Seele" in allen Stücken wunderbar und ein Bild, ja ein Teil Gottes; denn sie ist sein Hauch! Der Leib ist Kreation, die Seele ist Emanation.

Diese Seele ist nicht inhaltslos, auch nicht eine mit Protoplasma gefüllte Urzelle; worin bestände denn ihre Persönlichkeit? Sondern schon beim Eintritt in die Welt eine volle, vom göttlichen Hauch erfüllte, in sich bestehende Ichheit, sich bewußt, daß sie wohl des umgebenden Alls zur leiblichen und seelischen Offenbarung bedarf, nach der sie schreit, aber daß sie ein ganz andres ist als diese, ihr oft recht unangenehme und sie beengende Umgebung. Sie fühlt sich von vornherein als ein Ich und Eins dem Nichtich und dem Vielen dieser Welt und andern Seelen gegenüber, als eine in ihrer Art einzige Gleichung und Moleküle mit eigenartiger Zusammensetzung, deren höchstes Gut eben diese Eigenart, dieser ihr Charakter ist. Jeder Angriff auf diese ihre ihr von Gott verbürgte Ichheit ist ihr höchstes Unrecht, denn ihr höchstes Recht ist eben die zu sein, die sie ist. Wie im wunderbaren Eins die ganze Zahl im Keim verborgen liegt, so auch in diesem Bewußtsein ihre ganze künftige Evolution, wobei nicht die allmählich sich ansammelnden Vorstellungen, noch der Schul-

unterricht, sondern der stete Zufluß des göttlichen Geistes als Seelenlebenskraft die Hauptrolle spielt. So wird die Seele nicht zu etwas, zu einem Charakter, zu einer Persönlichkeit; sondern sie ist das von vornherein; kein Produkt, sondern eine Ur-Sache mit Ur-Kräften begabt. Woher sonst die großartige Verschiedenheit der Schulprodukte in derselben Klasse, bei gleicher Unterrichtsmethode, ja der Geschwister? Daher sind von jeher bei jeder Unterrichts- und Erziehungsmethode, und ebenso ohne Unterricht und ohne Erziehung kleine und große, gute und böse Menschen in der Welt gewesen. Die Seele ist der Same, der Boden ist Zeit und Ort, Familie, Umgebung, Umstände und Verhältnisse; und zuletzt erst kommt der Gärtner, kann gießen und pflegen und zustutzen; aber nicht aus einer Tollkirsche Weizen und nicht einmal aus einem Apfel eine Birne machen. Und das Einpfropfen des edeln Reises, die Bekehrung, hat sich Gott vorbehalten.

Das Kind, wie schon seine so bedeutende Hirnmasse anzeigt, ist flüssiger, geistiger und intellektueller als der immer mehr erstarrende Erwachsene; und wer nicht an demselben hinaufschaut, ist noch kein Pädagog. Wann werden wir wieder lernen, mit dem Kind einfach, natürlich, menschlich zu verkehren? — Je mehr unsre Pädagogik zur methodischen Wissenschaft wird, desto geringer ihre Erfolge. — Hat denn der große Pädagog, als Er auf Erden herabstieg, um uns, seinen Kindern zu sagen, was wir thun und lassen sollen und was zu unserm Frieden dient, Methodik getrieben?

Wie mag wohl die erste, von keiner Sünde befleckte, geschwächte, entweihte Menschenseele gewesen sein? — Wie wahrhaft lebendig, himmlisch rein, wie in sich und in Gott selig, wie über alles Erschaffene mächtig, wie kindlich freudenreich dem ihr neuen paradiesischen Leben entgegen jauchzend! Der

Hauch des Allmächtigen, das kleine Lebensflämmchen, das im Menschen zittert und flackert, das der nächsten Sekunde nicht sicher ist, das ein kalter Luftzug scheinbar auslöscht, ist das Höchste, was die Erde bietet, ja beherrscht diese Erde und wird sie überleben. Diese kleine Seele, gleichviel ob die des größten Staatsmannes oder des ärmsten Tagelöhners, sie webt mit an der Weltgeschichte, sie spielt mit in diesem großen Drama, dem Engel und Teufel gespannt zuschauen, und wirkt mit Vergänglichem Unvergängliches. Wie beherrscht sie schon den Stoff und baut daraus ihre Wohnung, Häuser, Hütten und Paläste, Brücken und Straßen, verbindet Meere durch Kanäle, gräbt Tunnels unter Flüssen und Meeresarmen, umspannt die Erde mit eisernem Netz, auf dem das Feuer, dieses Element, über das sie allein Macht hat, sie gehorsam von Ort zu Ort ziehen muß; spannt Drähte über Kontinente hin und unter Oceanen durch und sendet ihre Gedanken, ihre Worte von einem Ende der Welt zum andern. Will sie sich aber schützen und wehren und den Feind vernichten, dann ruft sie alle Naturkräfte herbei und auch die heimlichsten müssen ihrem Zorn dienen.

Auch das Leben auf Erden beherrscht sie! versetzt dahin und dorthin jede Pflanze, züchtet und zähmt, bezwingt und tötet jedes Tier, und keins darunter, das sie fragen dürfte: warum? „Eure Furcht und Schrecken sei über alle Tiere auf Erden, über alle Vögel unter dem Himmel und über alles, was auf dem Erdboden kreucht, und alle Fische im Meere seien in eure Hände gegeben“ (1. Mos. 9, 2). Ein großes Wort!

Von Stimmungen, diesem geistigen Wetter, wird diese Seele bewegt, ach wie sehr! — Was sie umgibt und anrührt, was sie sieht und was sie hört, der vorüberhuschende Schatten und der verhallende Klang, ein welkes Blatt und ein Insekt,

alles regt sie an und auf, die arme, ruhelose, sensitiv empfindsame Psyche, die in uns immer zuckt und bebt und zittert und hofft und fürchtet und wünscht und verzagt, und findet nirgends Frieden. — Und dazu kommen die Einflüsse der Geister: bald wehen sie uns friedlich fröhlich an, bald stürmen andre düster, die Seele erschütternd daher — „und die Götter," sagt Frithjof, „senden von oben Gedanken, die mir die Seele umdüstern!" — Wie aber das junge Bäumchen, auf sturmumtobter Höhe gepflanzt, durch diese Stürme fest Wurzel faßt und lernt dem Sturm trotzen, so soll auch die Seele durch alle ihre Stimmungen hindurch Herrin dieser Stimmungen werden. Denn zum Herrschen und Regieren ist sie geboren. Wie aber soll sie beherrschen, wenn sie sich nicht beherrscht, wie andres und andre regieren, die Welt sich groß ansehen und Gottes große Stimme hören und verstehen, wenn sie wegen eines verlorenen Markstücks oder einer zerbrochenen Scheibe, eines spöttischen Worts oder eines seltsamen Hutes das Gleichgewicht verliert und erst nach langem Schwanken wiederfindet? — Im ewigen Wirbel der Erscheinungen kann nur der fest auf Gott, dieses allein ruhige Centrum des Alls, gerichtete Blick ihr Ruhe geben, und den festen Punkt, von dem aus ein Archimedes die Welt aus den Fugen heben wollte.

Wie an unserm Körper die göttlichen Prinzipien und Gesetze der stofflichen Schöpfung, so sind an unsrer Seele die des göttlichen Seelenlebens erkenntlich. Die Seele, dieser Hauch Gottes, hat in sich die ganze Musik und alle Zahlen und Harmonien des Weltalls, und einst wird es ihre Wonne sein, sich selbst in allen Formen und Gestalten, Farben, Tönen und Erscheinungen des wahren Seins wiederzufinden. An ihr können wir merken, wie im persönlichen Gott auf unendlich

höhere Art Seelenkräfte wogen und wallen, Kräfte der Liebe und des Zorns, der Gerechtigkeit und des Eifers, der Barmherzigkeit und der Langmut und Geduld, der Freude und der Majestät und auch der Betrübnis über die Sünden der Menschen.

„Niemand," steht geschrieben, „hat Gott je gesehen." Auch wieder eine Ähnlichkeit der menschlichen Seele mit der göttlichen. Das Wesen der Seele ist Unsichtbarkeit. — Wie aber Gottes Seele sich in seiner Schöpfung stets offenbart, so offenbart sich die Menschenseele unaufhaltsam nach außen. Wie Gott das Weltall schuf, um, soviel wir davon verstehen, sich in demselben zu beschauen, so ist auch das Leben des Menschen nichts andres als die Befriedigung des Bedürfnisses der unsichtbaren Seele, sich sichtbar zu machen. Böhme sagt: „Das Innere drängt stets zur Offenbarung." Die menschliche Seele dürstet nach Sichtbarkeit und Leiblichkeit. Die ganze stoffliche Welt muß ihr dazu dienen, ihr innerstes Denken greifbar und sichtbar darzustellen, nach außen und für jeden klar darzuthun, was sie ist und was sie will, und sich möglichst schön, groß, mächtig zu gestalten. Das ist der Grund alles irdischen Thuns und Treibens, alles Bauens und Malens und Schreibens und Sprechens. Dazu haben von jeher die Herrscher und Gewaltigen, Nimrod und die Pharaonen und Nebukadnezar und Ludwig XIV. Paläste und Türme, Burgen, Schlösser und Städte gebaut, Gärten gepflanzt und Teiche gegraben; sie wollten sich darin offenbaren und damit sich einen größeren Körper und Leib anschaffen. — Wo der Mensch geht und steht, und wie er geht und steht, wie und was er ißt und wie und was er trinkt, ob er spricht oder verstummt, etwas oder nichts thut, so ist jede Einzelheit seiner Erscheinung ein immerwährendes, unbewußtes Sichoffenbaren seines Innern. Dieses Streben

der Seele ist ein berechtigtes, denn diese Welt hat ihr Gott zur Offenbarung ihrer selbst und zur Selbsterkenntnis gegeben. — Hat sie sie durchforscht und durchdacht, so wird es ihr klar, daß hier nicht das wahre Sein, sondern nur ein mühevolles, ewiges Werden ist, daraus sie abnehmen kann, daß diese noch so reiche Welt nicht das ist, was sie sein soll, und daß sie in dieser Offenbarung ihrer Ichheit durch und in dem Stoff doch keine Genugthuung, keinen Frieden finden kann. Dann dringt sie durch den Stoff zum Geist hindurch, durch die Gabe zu dem Geber, durch die Schöpfung zu dem Schöpfer und kehrt von der langen Wanderung heim zu dem Gott, aus dem sie hervorgegangen ist. Es ist ihr nicht mehr um den Teil zu thun, sondern um das Ganze; nun will sie nicht mehr sich, sondern Gott offenbaren; und in Ihm, als im All, auch ihre vollkommene Offenbarung finden.

Gottes ewige Kräfte sollen wir an den Kräften unsrer Seele erkennen. Aus der unermeßlichen Fülle seines Wollens, Fühlens, Erkennens, Imaginierens und Schöpfens hat der ewige Gott uns einiges Wollen und Fühlen und Erkennen zur irdischen Pilgerfahrt geschenkt.

Diese Eigenschaften und Kräfte der Seele sind auch ihre Gesetze. Unsre Eigenschaften regieren uns, zäunen unser Reich und Gebiet ein. Die Eigenschaft und die Kraft der Schwere ist zugleich das Gesetz der Anziehung. Gesetze der Seele sind ihr Wollen, Fühlen, Erkennen, Imaginieren schon deshalb, weil sie absolut nicht, und wenn sie es noch so sehr wollte, ohne zu wollen, zu fühlen, zu erkennen und zu imaginieren, auch nur einen Augenblick existieren kann. Und an sich sind

diese Seelenkräfte indifferent, weder gut noch böse; der Geist ist es, der ihnen und ihrer Verwendung Wert oder Unwert verleiht.

Diese Kräfte entsprechen denen des Körpers. So die Erkenntnis den Sinnen; das seelische Fühlen dem leiblichen und dem körperlichen Empfinden von Schmerz und Wohlsein; die Willenskraft der körperlichen Lebenskraft und die Imagination der plastischen, womit der Leib sich eine eigne Gestalt und Physiognomie schafft und überhaupt „aussieht".

Aus Gottes starkem Wollen ist das Weltall entstanden; weil Er will, besteht es, und wann Er will, wird es vergehen! Sein starkes Wollen hält und treibt in ihren Bahnen Sonnen und Weltkörper. Die Welt und wir darin sind nichts als der kristallisierte, sichtbar und greifbar gewordene Wille Gottes, und fragt ein kleines Kind, warum das Gras wächst, und seine Mutter antwortet ihm: „Weil Gott will," so hat sie damit den Inbegriff aller Menschenweisheit, den tiefsten Grund des Seins getroffen. Weiter bringen es auch die Cherubim im Himmel nicht, die anbetend rufen: „Herr! Du bist würdig zu nehmen Preis, Ehre und Kraft, denn du hast alle Dinge geschaffen, und durch deinen Willen haben sie das Wesen und sind geschaffen" (Offenb. 4, 16).

Alles Wollen aller Menschen ist ein verschwindend kleiner Bruchteil des heiligen und unwiderstehlichen Wollens Gottes. Und wie das Weltall durch das stete starke Wollen Gottes, so wird die Geschichte der Menschheit durch das starke Wollen einzelner Menschen regiert, wie im kleinen jede Familie durch das ernste Wollen des Vaters. — So wollte Kolumbus sechzehn Jahre lang, durch Armut und Wanderungen, auf westlicher Fahrt nach Indien gelangen und die goldene „Cypango" trotz allen Widerspruchs entdecken; denn Wollen ist Glauben.

— Jahrelang wollte Keppler die von ihm geahnten Gesetze der Planetenbahnen entdecken, und vierundsechzigmal fing er seine langwierigen Berechnungen wieder an, bis er durch sein starkes Wollen einen großen Eckstein zum geistigen Bau der Menschheit beitrug. Und während Millionen Deutsche jahrzehntelang im Bierhaus ein einiges, starkes Deutschland besprachen, erwünschten und erhofften, über die ungünstigen Zeitumstände und Verhältnisse und über die Fürsten seufzten und wacker schimpften, wollte Bismarck eines und hat es fertig gebracht; denn der starke Wille macht und regiert die Umstände, während die schwache Seele sich darunter, wenn auch murrend und widerwillig, beugt. Wer sagt: „Ich wollte einmal," weiß nicht, was wollen heißt; wer will, will nicht einmal, sondern immer, bei Tag und bei Nacht, will solange er atmet, solange er lebt, und setzt nichts weniger als alles daran; sonst will er nicht; er „möchte" bloß. Das Zeitwort „wollen" hat kein Präteritum und kein Futurum, sondern nur ein Präsens. So will der Sklave des Mammons reich werden. So muß der Christ selig werden wollen.

Ein zweites Gesetz und göttliche Kraft der menschlichen Seele ist das Gefühl, das Vermögen, Freude und Schmerz zu empfinden. — Schmerz! Was ist denn das? und wie unterscheidet sich das von der Freude? — Wir wissen es nicht, können diese tiefsten Empfindungen unsrer Seele nicht näher erfassen, begreifen noch zergliedern; mit allen Worten, womit wir Ähnliches sagen, Qual, Pein, Leid, Gram, Kummer, Glück, Heiterkeit, Wohlsein und Wohlbehagen erklären wir sie nicht, sagen eben immer wieder: Freude, Schmerz! — Schmerz! Ein Riese mit verhülltem Antlitz; wandelt durch die Welt, und wen er anrührt, der krümmt sich im Weh. — Woher kommt der Schmerz? — Entstand er einst in Gott, als Er die Welt

gebar? — Oder ging, als Lucifer Ihm diese Welt raubte, der erste Riß, tief wie der Abgrund, durch die Seele Gottes? — Oder hat Er erst göttlichen Schmerz gefühlt, als Er unverwandten Blicks, während alle Engel vor dem unerträglichen Anblick das Angesicht verhüllten, den geliebten Sohn unter Qualen am Kreuz sterben sah?

Ach, was für Schmerzen gibt es auf dieser Erde und welche unsäglichen Qualen des Leibes und der Seele haben schon Menschen erduldet und ihre Mitmenschen erdulden lassen! Wenn man liest von grausamen Völkervernichtern wie Timurlenk und Attila, von Tyrannen, wie Nero, Iwan der Schreckliche u. a., von der Inquisition und den Hexenprozessen, wie da Menschen mit teuflischer Grausamkeit ihre Mitmenschen so ausgesucht, so unbarmherzig, tage-, wochenlang mit Feuer und Eisen quälten und ihnen nicht den Tod gönnten, nach dem die Elenden verzweiflungsvoll schrieen, ja sie dazwischen sorgfältig pflegten und durch gute Speisen stärkten, damit sie neue und ausgesuchtere Qualen ertrügen, und wie die Henker weither geholt wurden, die Meister waren in der schrecklichen Kunst, entsetzlich zu foltern ohne zu töten; da fühlt die umdüsterte Seele die Gegenwart Satans und fleht zu Gott, daß ihr der Glaube an die ewige Liebe nicht wanke. — In welche unbekannten Tiefen muß die Seele solcher ohne Rast Gemarterten hinabgestiegen sein und sich geflüchtet haben, die das sogen. Maleficium taciturnitatis zeigten, denen keine noch so furchtbare, ausgesuchte Qual auch nur ein Wort mehr, ein Ja oder Nein entreißen konnte — die Seele war vor Entsetzen taub und stumm geworden! starrte nur noch mit wahnsinnigem Blick ihre Peiniger an.

Und doch ist der Schmerz, auch der leibliche, noch mehr der seelische, ein Großes und ein Heiliges, und wahr sagt der Dichter:

„Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!"

Der Schmerz drückt den Menschen nieder und erhebt ihn zugleich; er zerreißt unbarmherzig die eiteln, selbstgefälligen Hüllen, die uns alle Wahrheit verdecken, zerstört die Eitelkeit und den Egoismus, diese zwei Grundübel unsrer Seele; er läßt uns in die Tiefen unsrer Seele schauen und erhebt uns wie auf Adlersflügeln über den Staub und Kehricht, über die Nichtigkeiten, Ärmlichkeiten und Armseligkeiten des Lebens; zeigt uns die Hohlheit und die Leere so mancher Formen und Konventionen, leider allzuoft auch die Armut und die Trostlosigkeit so vieler Menschenherzen. Geistige Edelsteine und Perlen sind Angst- und Schweißtropfen und Thränen, heißes Herzensblut der Seele, durch Hitze der Qual ausgepreßt und kryställisiert.

Was ist der Mensch, der nicht gelitten hat? Wohlwollend mag er sein, aber er ist nicht gut; vielleicht gescheit, aber er ist nicht weise; immerhin ehrlich, aber nicht wahrlich wahr. Als zur Charakterentartung führende Einflüsse betrachtet der Psychiater Prof. Flechsig alle diejenigen, die vorübergehend oder dauernd das Schmerzgefühl aufheben, und fährt fort: „Das Schmerzgefühl ist ein wichtiger, ein fundamentaler moralischer Faktor. Ohne eignes Schmerzgefühl vermögen wir weder Mitleid zu empfinden, noch aus der Erfahrung zu lernen; der Schmerz, an sich die gröbste Form aller Unlustgefühle, ist die Basis zahlreicher feinster und edelster Gefühlsnüancen, und diese gehen sämtlich verloren durch die Einflüsse, welche die Schmerzempfindung im allgemeinen aufheben," wozu er in erster Linie das Morphium, dann aber sämtliche Narcotica und auch den Alkohol rechnet („Die Grenzen geistiger Gesund-

heit", Leipzig 1896). — Den Schmerz, diese bittere und köstliche Gabe, spendet Gott den auserwählten Seelen, seinen Kindern, seinen Heiligen, seinen Propheten, seinem Sohn selbst! — Und doch bleibt der Schmerz selbst für diejenigen, deren Lebensgefährte er geworden ist, ein dunkles Geheimnis. Erst in der Ewigkeit werden wir verstehen, warum Gott ihn geschaffen hat; hienieden müssen wir lernen, ihn als einen ernsten und heiligen Freund zu achten. Schmerz und Arbeit, zwei große Gaben Gottes für seine sündige Menschheit. Aber sie flucht Ihm dafür! Schmerz, Not, die beten lehrt, Entbehrungen, harte Arbeit, oft mit Leben in der freien Natur und in der Einsamkeit, und der furchtbare Ernst des Todes, das sind, nach seinem Wort und Geist, die Zuchtmittel des göttlichen Pädagogen. Und doch will unsre Philanthropie sie aus der Erziehung unsrer Verbrecher verbannt wissen!

Von dem Gegensatz des Schmerzes, der Freude, wissen wir etwas weniger. Einst leuchtete sie im Paradies im Antlitz des neuerschaffenen Menschen göttlich hervor und spiegelte sich im Auge jedes Tieres und in jeder Blume wieder. Freude war in der Luft und freudenreich und freudevoll war damals das Leben. Aber als Adam von Gott, in dem die Freude ewig ist, abfiel, da erlosch ihm auch dieses Licht und glimmt nur so fort unter der Asche im heutigen irdischen Leben, und wo am meisten und am lautesten gelacht wird, ist sie oft am wenigsten; denn schon der Römer wußte es: Ernst ist die wahre Freude! Und versammeln sich die Menschen und möchten gern Freudenfeste feiern, so wird ihnen meist bald so zu Mut, daß sie außer Essen und Trinken nicht recht wissen, worüber sie sich eigentlich freuen sollen. — Doch auch hierin hat Gott seiner Menschheit nicht vergessen, und im ziemlich freudenlosen irdischen Leben ist immerhin freudenreich der Anblick der aufgehenden

Sonne; freudenreich ist das Licht und das kristallhelle Wasser, der im Frühling blühende Baum und grünende Wald und die Blume, das Antlitz des Kindes, die Unschuld und die Mutterliebe; freudenreich ist jede schöne That, jedes edle Wort und jedes Hervorbrechen des herzlichen Erbarmens. Und eine ewige Freude hat uns Gott geschenkt, davon den Hirten in der heiligen Nacht der Engel sang: „Siehe, ich verkündige euch große Freude, die aller Welt widerfahren ist, euch ist der Heiland geboren!“

Aus der Empfindung von Schmerz und Freude besteht das Gefühl, ein Wort, das heutzutage eine große Rolle spielt. Aber das Gefühlsleben ist kraft- und wertlos, wenn nicht mit der nötigen Willenskraft, noch mit der richtigen Erkenntnis gepaart. So sehr eine wahre Philanthropie als Erfüllung des großen Gebots: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst,“ schön und gut ist, so sehr droht heutzutage eine falsche, sentimentale, auf Weltschmerz fußende, die den Wert der Entbehrung und des Schmerzes verkennt und vor jedem Kampf und jedem Kreuz, vor jedem Leid und jeder Qual, für sich und für andre feig zurückscheut, zum Fluch für die Welt zu werden. Sentimentalität, Egoismus und Grausamkeit wachsen aus derselben Wurzel. Typus davon ist Nero, wie er Thränen vergießt beim Unterschreiben seines ersten Todesurteils und gefühlvoll die Harfe spielt beim Anblick von Rom in Flammen. Früher, so im Mittelalter, waren die Menschen zu hart, jetzt sind sie zu weich. Die göttliche Erziehung aber, besonders der großen Männer, zeigt, daß bei Härte mehr und Besseres herauskommt, als bei Weichheit und Weichherzigkeit. „Werde hart, Landgraf!“ Wir glauben merkwürdig wohlwollend und human zu sein, weil wir es nicht mehr ertragen, wenn ein elender Stromer, der an Frauen und Kindern seinen satanischen Grimm

ausgelassen, sogleich, unbeschadet des Gerichts, fünfundzwanzig gesalzene Hiebe bekäme. Wir machen gemeine Verbrecher zu Modehelden, und gute Frauenseelen schicken einem zum Tode verurteilten Mörder Blumen und Auerbachs Dorfgeschichten, „damit er sich nicht langweile“ (!!). Wenn aber bei der Nachricht irgend eines großen Unglücks, wie daß vor einigen Jahren bei Ischia zweitausend Menschen vom Erdbeben verschüttet worden seien und weitere Tausende teils verwundet, alle ruiniert, heulend in den Trümmern umherirrten und ihre Toten suchten, sofort in Paris ein glänzender Wohlthätigkeitsball veranstaltet wurde, auf dem Herren und Damen, mit Orden und Diamanten geschmückt, bis zum frühen Morgen lachten, tanzten und Champagner tranken, alles zum Besten der Verunglückten, so ist das nicht Mitgefühl, sondern Herzlosigkeit! Es steht geschrieben: „Weinet mit den Weinenden!“

Überhaupt ersetzt die als Sport getriebene Wohlthätigkeit das persönliche Geben nicht. Auge in Auge und von Hand zu Hand, mit einem Wort: von Herz zu Herz soll die Gabe geschehen, sonst ermangelt sie des Dufts, der unmittelbaren magnetischen Kraft und schafft keinen Seelenverband und keine wahre Dankbarkeit, wie trotz aller Wohlthätigkeitsbälle und -Bazare die Unzufriedenheit immer mehr wächst, und jede Gabe nur als eine schuldige Abschlagszahlung aufgefaßt wird.

Von der Sentimentalität, die sich heutzutage so breit macht, sagt der alte Claudius in seiner frischen, kräftigen Weise: „Du hast recht, Vetter! Es wird in diesen Jahren mit Empfindungen und Rührungen ein Unfug getrieben, daß sich ein ehrlicher Mensch fast schämen muß, gerührt zu sein; indessen sind wahre Empfindungen eine Gabe Gottes und ein großer Reichtum, Geld und Ehre sind nichts gegen sie.“ — Auch in Beziehung auf das Gefühl soll die Bibel unser Führer sein. Sie

kennt das Wort „Gefühl" nicht als ein Etwas, das wie eine Saite, um zu klingen, erst angeschlagen werden müsse; sondern in ihrer prächtigen und tiefen Seelenlehre nur als einen Zustand und eine Anlage des Herzens, als ein herzliches Erbarmen, das wie eine nie versiegende Quelle ewig fließt und wie eine Sonne alles erwärmt und alles Erschaffene umfaßt: „Ziehet an," spricht Paulus, „als die Auserwählten Gottes, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut, Geduld" (Col. 3, 12). — Ja, herzliches Erbarmen! — Flösse mehr von diesem Öl in das Räderwerk der Lebens- und Weltmaschine, und wäre in den Menschenherzen nicht so viel Säure, wieviel leiser und leichter liefe sie!

Indessen verheißt uns die Bibel, wie sie alle wahren Ideale des Menschen kennt und ihr Himmel nichts andres ist, als deren vollkommene Verwirklichung, auch eine Welt, wo das Gefühl zur absoluten Geltung kommen wird, und wo nicht mehr Mitleid, sondern nur Mitfreude empfunden wird. „Es wird nicht mehr sein Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen" (Offenb. 21, 4). „Freude und Wonne wird die Erlösten Jehovahs ergreifen; Kummer und Seufzen werden entfliehen!" (Esa. 35, 10). In Gott allein sind die Quellen des Gefühls, in ihm allein wahres Gefühl, treue Liebe, vernichtender Zorn und ein göttliches Erbarmen, so hoch über das aller Vaterherzen, so viel weiter als alle Mutterliebe, wie der Himmel hoch ist über der Erde und der Osten vom Westen entfernt.

Das dritte göttliche Gesetz der Seele heißt: Erkennen. — Da der Mensch aus Leib, Seele und Geist besteht, so gibt es auch ein dreifaches Erkennen. Zuerst das leibliche oder sinn-

liche Erkennen der Erscheinung; ich sehe mit meinen Augen, daß der Baum grün ist, der Himmel blau und der Turm hoch. Dieses Erkennen durch die Sinne bildet die Grundlage alles Erkennens und ist ein Bild des höheren und vollkommeneren Schauens und Hörens im auferstandenen Leib. Das zweite Erkennen ist das der Seele, oder was wir das intelligente nennen möchten, das wissenschaftliche Erkennen des Gesetzes, der Logik der Erscheinung vermittelst des Aneinanderreihens der Thatsachen, des Schlusses und des Beweises, auf den heutzutage in dieser Ära so viel gehalten wird, ein Erkennen, das viele als das einzig zuverlässige preisen. So praktisch und nützlich, ja unentbehrlich auch der Beweis für das tägliche Leben ist, müssen wir bei genauer Prüfung diese Art des Erkennens als eine nur mittelbare und unvollkommene bezeichnen. Der wissenschaftliche Beweis ist im besten Fall nur die Leiter, um den Baum der Erkenntnis zu besteigen; der Baum selber ist er nicht und noch weniger die Frucht. Je größer aber der Mensch, desto weniger bedarf er der Leiter. Was ist ein Beweis anders als eine Deduktion, zu deutsch eine Ableitung oder Schlußfolgerung von etwas anderem, was als bekannt und wahr vorausgesetzt wird; also nur ein logischer Hinweis auf eine höhere Wahrheit, die nach der Forderung der Wissenschaft auch selber bewiesen werden müßte, ehe man sie glaubt. Steigen wir aber auf diese Art die geistige Stufenleiter hinauf, so kommen wir auf die Grundwahrheiten des Seins, als da sind: Zeit, Raum, Stoff, Geist, Zahl, Sein und Werden, Ichheit und Gottheit. Diese Elemente alles Denkens aber, diese Ausgangspunkte alles Beweisens können nicht bewiesen werden. Was nützt es da viel, mit noch so künstlichem und ästhetischem Gesims und Säulen den Oberbau zu schmücken, während die Grundmauer auf Sand, ja auf Luft gegründet

ist. Diese Ideen und Ursachen kann nur der Geist schauen, und das nur vermittelst seiner Gemeinschaft mit dem göttlichen Geist, mit dem wahrhaftigen „Licht, das alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen" (Joh. 1, 9). — Darin schon leuchtet uns die Größe der Bibel entgegen, daß sie, anstatt mit einer Appellierung an das Gewissen oder an die Seelenbedürfnisse des Menschen, oder mit einem Hinweis auf die umgebende Natur anzufangen, gleich das große und unbewiesene Wort hinstellt: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde." — So auch Christus! — Ewige Wahrheiten stellt er wie Felsen hin und bemüht sich nicht, dieselben zu beweisen: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater, denn durch mich!" und dazu fügt er: „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme!" (Joh. 18, 37). So lehrt die Bibel durchaus als Quelle der wahren, höheren Erkenntnis die Erleuchtung durch den Heiligen Geist, den Gott jedem verspricht, der darum bittet; und Quelle des höchsten Thuns des Menschen ist von jeher nicht das wissenschaftliche Erkennen, sondern die Inspiration durch diesen Geist.

Wie begrenzt das Gebiet des wissenschaftlichen Beweises, erweist der Streit der Gelehrten über die Hauptfragen der Wissenschaft. Mit Erstaunen sieht der Laie, nachdem er die Gründlichkeit und das Umfassende ihrer Untersuchungen bewundert, wie sie schließlich gerade über die Prinzipien so unsicher und so uneinig sind. — So Anthropologen über die Einheit des Menschengeschlechts; so Sprachforscher über die Frage, ob mehrere unabhängige Sprachanfänge oder ob eine Ursprache. So oscilliert die Geologie zwischen Plutonismus und Neptunismus und ebenso zwischen der Theorie von großen periodischen Umwälzungen und der Lyellschen, übrigens von neueren vulkanischen Katastrophen widerlegten, von nur gewöhn-

lichen, aber Jahrmillionen hindurch wirkenden Kräften. Steigen wir höher hinauf bis zu den Fragen, von denen jeder gestehen muß, daß sie die wichtigsten für die Menschheit sind, so die Unsterblichkeit der Seele, die Entstehung des Universums und die Existenz Gottes, so verläßt uns hierin der Beweis völlig, einem Führer ähnlich, der uns zwar durch die Dschungeln und Dickichte der Niederungen und auch durch die Wälder der Abhänge richtig leitete, vor den ewig unerreichbaren, im Licht prangenden Schneegipfeln des Himalaja aber Halt macht, seine Ohnmacht bekennend. — Hier kann der Mensch nur schauen und bewundern.

Heutzutage haben viele Menschen den Sinn für unvermittelte, unmittelbare Wahrheit verloren, von der Christus sagt: „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme," und ihr ganzes Seelenleben bewegt sich in lauter „Wenn" und „Warum" und „Aber". — „Wie beweisen Sie das?" — „Wer hat es Ihnen gesagt?" — „Woher wissen Sie das?" — Ohne selbständige geistige Anschauung noch Seelenwurzeln gleichen sie den Algenmassen, die bald längs der afrikanischen Küste schwimmen, bald vom Golfstrom erfaßt nach dem Mexikanischen Meerbusen oder nach der Küste Floridas hingeschwemmt werden, um bei Neufundland zu stranden; sind der Spielball jeder Kritik, jedes Menschenspruchs, jedes neuen Buchs. Solchen Blinden dünkt es ein Wahn, sagt man ihnen, daß es, wie ein äußeres Auge, so auch ein inneres gibt, das für die Wahrheit geschaffen, diese schaut, wo sie ist. Hat doch schon ein Tier so viel Wahrheitssinn, daß es einsieht, was Nahrung und was Gift, wie es sein Nest oder seinen Bau einrichten, wie es sich gegen seine Feinde schützen soll; also was zweckmäßig, was wahr, was gut und böse ist. — „Soll," sprach Hiob, „nicht das Ohr

das Wort prüfen, wie der Gaumen für sich die Speise kostet?" (Hiob 12, 11.)

Wir glauben nicht an das Veralten der Ideen. „Überwundener Standpunkt!" ein beliebter Ausdruck derjenigen, die keinen haben und alljährlich oder nach jedem neuen Buch ihren bisherigen Standpunkt in Wissenschaft, Kunst und Religion mit größter Leichtigkeit überwinden. — Es gibt keine überwundenen Standpunkte, sondern nur eine gewisse Zahl von Ideen, in deren Bahnen die Menschheit wie die Weltkörper vom Perihelium zum Aphelium immer wieder kreist, ihr gegeben, damit sie daran ihre Denkkraft erprobe und bilde, und das Gute vom Bösen, das Wahre vom Falschen unterscheiden lerne. — Auch ein Kopernikus hat die alte Weltanschauung nicht überwunden. Er hat sie erweitert und berichtigt; aber unsern geocentrischen Standpunkt hat er nicht überwunden, weil er der einzig richtige ist. So wahr es ist, daß die Terra sich um die Sonne dreht, so wird, solange wir auf Erden leben, diese Erde der ruhende feste Mittelpunkt unsrer Existenz und unsres Thuns bleiben. Der größte Sternkundige kann sich mit dem besten Willen nicht auf den Mars oder den Jupiter versetzen, um von dort aus oder uranocentrisch das Weltall zu beurteilen; ebenso wie geistig die Welt des größten Verehrers Bismarcks sich dennoch nicht um Bismarck, sondern um seine eigne Wenigkeit dreht.

Es wäre an der Zeit, das von der ganzen Weltgeschichte widerlegte Märchen, als ob die Anlagen der Menschenseele, ihr Sehnen und ihr Denken, sich seit sechstausend Jahren irgendwie abgeändert hätten, aufzugeben.

Wann werden wir armen, stolzen Menschenkinder erkennen, daß unsre Vernunft, unser Verstand, unsre Intelligenz uns nicht erleuchten können, weil sie nicht das Licht sind. „Wohin,"

sagt der große Chirurg Th. Billroth, „werden wir noch geraten bei der Abgötterei, die wir mit unsrer Intelligenz treiben?“ Wir sind einmal, das ist eine naturhistorische Thatsache, finstere, für das Licht undurchsichtige Körper, die, um zu glänzen, wie die Erden und die Monde, der Bestrahlung einer Sonne bedürfen, die, um fruchtbar zu werden, die befruchtende Kraft dieser Sonne nötig haben. Erleuchtet, erwärmt und befruchtet uns diese Sonne und dieser Mittelpunkt des Alls, Gott, so können wir in und kraft dieser Sonnenstrahlung auch leuchten, erwärmen und Früchte tragen. Dann geht unsre Vernunft, nicht mehr hochmütige Königin, sondern demütige Magd dessen, der sie geschaffen, nicht mehr irre, sondern dient uns dazu, die Bausteine, den Sand, den Mörtel herbeizuschaffen, mit denen der göttliche Geist in uns seinen herrlichen Bau, einen Tempel Gottes aufführen will. Alles andre ist Nebel, Dunst, Luftspiegelung, wird wie Dunst und Nebel vergehen, wenn das Gewitter der Strafe, des Todes und des Gerichts über die Erde brausen wird, kann nicht retten vor der Gehenna, kann nicht vor den ewigen Gesetzen bestehen, wird einst fliehen wie Erde und Himmel vor dem Angesicht dessen, der auf dem großen weißen Throne sitzt. Philosophien und Systeme und Erklärungen des Welt- und Gottesbegriffs, welke Blätter, die einst der göttliche Orkan ins ewige Nichts fegen wird, und ihr Ort wird nicht mehr gefunden! Uns aber wird in Ewigkeit das ewige Licht leuchten, und in diesem Licht werden wir das Licht sehen! — Im Himmel gibt es keinen finsteren, undurchsichtigen Körper, sondern der Geist schaut alles und sich selbst durch und durch und ist ihm nichts mehr verborgen.

Wie Gott Schöpfer ist, so auch die Seele. Wie Gott das Universum und seine Geschöpfe sich in unendlicher Mannigfaltigkeit denkt und sie stehen da und der Gestaltung der Wesen ist kein Ende, so besitzt auch die menschliche Seele eine Kraft, die frei wie der Wind weht, wohin sie will, und sich immer neue Welten schafft: die schöpferische Imagination; auch ein Gesetz und eine Bereicherung ihres Daseins. Gering denkt mancher von ihr als von einem wesen- und folgenlosen Träumen über dieses und jenes; aber mit Recht spricht Jakob Böhme oft von einem „Imaginieren" der Seele ins Gute und Böse und davon, was darin für eine Macht liegt. Wer hätte es nicht an sich erlebt, wie die Seele sich in eine erfaßte Idee versenkt, sich Gedanken darüber macht und nicht mehr aus dieser selbstgeschaffenen Welt heraus kann; und aus den Gedanken werden Worte und aus den Worten Thaten. So imaginiert ein Armer in seine täglichen Nahrungssorgen hinein und denkt sich's, wie es wäre, wenn er krank und arbeitsunfähig würde; und die Frau und die vielen Kinder! und sieht nicht mehr den blauen Himmel über sich und die Vöglein, die sorgenlos fröhlich hin- und herfliegen, die Lilien, wie sie wachsen und blühen, und säen und ernten nicht; und es packt ihn die Verzweiflung und er greift zum Gift oder Strick und tötet die Kindlein und sich, um nicht Hungers zu sterben! — In das Geld imaginiert der Geizige, weiß wohl, daß er durch Entbehrungen aller Art sein Leben verkürzt, weiß ebensogut, daß er im Sterben auch nicht einen Thaler mitnimmt, und doch imaginiert seine Seele darin und kann nicht davon lassen; und eines Tages findet man ihn in einer Dachkammer tot, abgemagert, verhungert; und unter Lumpen in einer Ecke einen Strumpf voll Gold, und in einem alten

Buch lauter Hundertmarkscheine. — Und wieder ein andrer imaginiert in den Zorn und in den Haß hinein; einst hat ihm, vielleicht absichtslos und unbewußt, der Nachbar ein kleines Unrecht angethan; wie leicht wäre damals Verzeihen und Vergessen gewesen; aber er lebte sich, wie die Sprache trefflich sagt, in das kleine Unrecht hinein; immer größer und wichtiger wurde es seiner Seele, und er sann Tag und Nacht, wie er jenem auch einen Torten anthun könnte; und auf das hin antwortete der andre gereizt durch andre Beleidigungen, und so wuchs aus kleinem Samen ein großer Giftbaum und überschattet das Leben beider.

Dieses Imaginieren der Seele sehen wir am Pessimismus und Optimismus. Jeder Mensch ist, ob er's weiß oder nicht, Pessimist oder Optimist; der erste nicht notwendig einer, der, von Unglück gebeugt oder unter eigner Schuld seufzend, das Leben trüb und freudenlos findet; der zweite durchaus nicht immer ein reicher, gesunder, angesehener Mann; sondern, und gleichviel ob er krank oder gesund, reich oder arm, ja, den äußeren Umständen nach glücklich oder unglücklich, ist der Pessimist einer, der in Gottes Zorn imaginiert, wie an Schwermütigen oft in ergreifender Weise zu sehen, und auf dem oft ein großer und tiefer Ernst einer richtigen Erkenntnis der ungeheuren Sünde und der Schäden der Menschheit liegt. Der Optimist dagegen imaginiert auch unbewußt in Gottes Liebe und sieht vorzugsweise diese in der Schöpfung.

Fragt man, welche von beiden Anschauungen die meist berechtigte sei, so kann die Antwort nicht zweifelhaft sein. Schon die Sprache nennt den Pessimisten Schwarzseher; Gott aber hat seine Welt nicht schwarz angemalt, sondern hell und bunt, und von jeher hat man den gelobt, der mit hellem Blick in die Welt schaut. Daher war auch nie ein wahrhaft großer

Mann Pessimist; wie könnte ein solcher andre führen, stärken, trösten, so ein General, der von vornherein die Schlacht für verloren hält; wie sollte er erziehen, denn das Kind ist vor allem Optimist, seine junge Seele dürstet nach Positivem und Erfreulichem, nach Bejahung, nicht Verneinung des Seins, will nicht Todes- sondern Lebensgedanken, will glauben, hoffen, lieben; und eine pessimistische Weltanschauung ist für sie, was ein schädlicher Mehltau einem zarten Pflänzchen. Wohl mag der Optimist das Böse im Menschen und in der Welt zu leicht nehmen, aber er hat in sich anregende, unternehmende und schöpferische Macht, ist zum Führer, Tröster und Aufrichter geeignet, hält die Welt im Fluß. Der Optimist ist auch allein Humorist. Wahrer Humor, — nicht Bierwitz noch Kneiphumor — wie wir ihn bei Sokrates und Hannibal, Shakespeare, Cervantes, Dante, Luther finden, ist Zeichen der geistigen Gesundheit und der Überlegenheit zugleich, ist so wenig dem herzlichen Mitleid, dem wahren Erbarmen fremd, daß vielmehr, wie Ed. Paulus treffend sagt, „die Humoristen das tiefste, leidendste, lachendste Herz aller Erdbewohner haben".

So hat Gott die Pessimisten geschaffen, damit der Menschheit der Ernst ihrer Lage nicht verkannt bleibe, die Optimisten aber, damit die Welt nicht im Trübsinn stillstehe.

Wohl redet Gottes Wort von Gottes Zorn, aber es ruft aus: Gott ist die Liebe! — „einen Augenblick währt sein Zorn; ein Leben lang seine Gunst". „Man wird erkennen die Hand des Herrn an seinen Knechten und seinen Zorn an seinen Feinden!" (Jes. 66, 14.) Hier haben wir's! Pessimistisch ist Gottes Wort für alle, die von Gott nichts wollen, ihn hassen und verachten. Ihre Freude soll in Traurigkeit verwandelt werden, ihren Reichtum werden die Motten fressen, ihre Ehre und ihre Pracht, ihre Schönheit und ihre

Anschläge wird das Grab verschlingen, und ewige Pein werden sie leiden. — Mag also immerhin die Welt pessimistisch denken, dazu hat sie volles Recht und kann es nicht genug thun, denn fürchtet sie auch stets das Allerschlimmste, so wird dennoch ihr Ende noch schlimmer sein, und Gott selber weiß ihr keinen Rat. — Wie optimistisch ist aber die Bibel für die Kinder Gottes! — Da ist lauter Sonnenschein. Keine Furcht noch Bangen des menschlichen Herzens, keine Lage noch Umstände des Lebens, für die nicht ein Trostwort vorhanden; keine Regung des Unglaubens, keine Einwendung der Vernunft, des Fleisches und Blutes, kein Spott der ungläubigen Welt, den er nicht mit dem Schwert des Wortes niederhauen könne. Wie soll da ein Christ nicht ein Optimist sein! Kann er sich noch mehr wünschen, oder könnte Gott noch mehr für ihn thun, als er ihm für Zeit und Ewigkeit in seinem Wort verheißt? — So ist es Christenpflicht einer mit Recht immer mehr pessimistisch angehauchten Welt gegenüber, durch einen großartigen, in allen Dingen und Lagen des Lebens sich bewährenden Optimismus seinen felsenfesten Glauben an einen Gott zu predigen, der allmächtig und allgütig einst alle Thränen von unsern Augen abwischen will und wird! — „Wer nicht die Freude der Ewigkeit im Herzen trägt," sagt Calvin, „hat nicht die wahre Religion." —

Ja, mächtig ist das Imaginieren der Seele! und drüben, wenn einst diese Sichtbarkeit aufhört und die Seele die Früchte ihrer Werke zu essen bekommt, bleibt dies Gesetz, und eben das, worin sie imaginiert hat, wird ihre Nahrung sein. „Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz." „Der Mensch," sagt Swedenborg, „bleibt in Ewigkeit seine Liebe." „Was die Seele allhier," sagt J. Böhme, dieser mächtige Gottesmann, „in dieser Zeit machet, darinnen sie sich wickelt, das sie in

ihren Willen nimmt, dasselbe nimmt sie auch in ihrem Willen mit und kann's nach dem Sterben des Leibes nicht los werden; denn sie hat hernach nichts mehr als dasselbige; und wenn sie gleich in dasselbige fähret und es entzündet und suchet mit Fleiß, so ist's nur eine Aufwicklung desselben Wesens und muß sich die arme Seele nur daran genügen lassen; allein in Zeit des Leibes kann sie ein Ding, das sie in ihren Willen hat gewickelt, zerbrechen, daß es ist wie ein zerbrochenes Rad und nichts nütze mehr, darin keine Seele mehr hineingeht, und sucht auch nichts mehr darinnen." Der selige Geist, der schon hienieden in Gott imaginierte, wird es drüben auch ferner thun, und was er sich dann mit starkem Denken vorstellt, wird alsbald zur freudigen That werden, Form und Wesen haben, eine neue Schöpfung zu Gottes Ehre und zu eigner Wonne in Ewigkeit, und auch er wird es ansehen und sprechen: „Es ist sehr gut!"

Die Menschenseele aber, die schon auf Erden in sich keine Macht mehr hat, in etwas zu imaginieren, die sich keine geistige Welt und Heimlichkeit schaffen kann, fällt der Langeweile anheim, diesem Seelenzustand der Öde und Dürre, der Schwäche und Ohnmacht, eine Eigentümlichkeit des zwischen Gutem und Bösem schwebenden Menschen; denn die Engel und die Dämonen kennen ihn nicht. „Langeweile," sagt E. Naville, „ist der im Herzen leer gebliebene Platz Gottes." Die Engel füllen ihn mit vollkommener Liebe Gottes, die Teufel mit vollkommenem Haß Gottes aus. Langeweile ist nicht ein bloß neutraler, wohl unangenehmer, aber unschuldiger Zustand. Sondern diese geistige Appetitlosigkeit ist das Kennzeichen des erbärmlichen Daseins, von dem Christus ruft: „Ach, daß du kalt oder warm wärest! Nun du aber lau bist, will ich dich ausspeien aus meinem Munde!" (Off. 3, 15.)

Diese, den modernen Menschen in ihren grauen Mantel einhüllende, ihn zum Selbstmord treibende Langeweile zeigt an, daß ihm die göttliche Schöpfung und alle Gaben Gottes schal und geschmacklos geworden sind, und er stirbt an Magenschwäche und geistiger Blutarmut mitten in einer Welt voll Kraft und Nahrung.

Wie Gott ein unwandelbarer Gott ist, derselbe gestern, heute und in Ewigkeit, so sind auch diese Gesetze und Grundkräfte der Seele ewig. — Es glaubt so mancher denen, die da predigen, Fortschritt, Aufklärung und Wissenschaft hätten die Welt aus ihren Angeln gehoben und eine neue Zeit geschaffen. „Siehe," rufen diese, „das Alte ist vergangen, wir machen alles neu! Erst seit zwanzig, fünfzig Jahren wissen wir, was die Naturkräfte und der Mensch, was Geist und was Stoff, was Gesundheit und Krankheit, Wissenschaft, Philosophie und Psychologie, Staatsökonomie, ja was Recht und Religion sind! Ein neues Geschlecht, eine neue Menschheit wird jetzt geboren. Wir sind gescheiter, denn unsre Väter alle!" — Aber das ist nicht wahr. Wer tief schaut, erkennt, wie fest und unveränderlich die Kräfte der Seele ihr eingepflanzt sind. Wie die Menschen ihrer leiblichen Größe keine Elle zufügen können, ebenso auch nicht ihrer Seele, können sich keine andern Eigenschaften aneignen. Sondern selbst in der Ewigkeit wird jeder derselbe bleiben; auch dort wird die Seele nach ihrer individuellen Formel wollen, fühlen, erkennen und schöpfend imaginieren, wird von Hohem und Großem große Eindrücke, von Kleinem kleine bekommen, wird von Gleichartigem angezogen und vom Gegensatz zurückgestoßen, wird aus sich als Centrum und Mittelpunkt das All um sich beurteilen, nach ihrer eignen Größe es bemessen und nach ihrer Genußfähigkeit es genußreich finden. Geistesgesetze sind ewig.

So hat diese Menschenseele in sich alle Kräfte der Gottheit, aus der sie geschaffen, und ist in Wahrheit ein Bild und ein Gleichnis derselben. Wie in Gott, und nach denselben göttlichen Gesetzen wie in der Gottheit selbst, entsteht in ihr das Denken, gestaltet sich das Wort, geschieht die That. Welche Freiheit und welche Macht, wenn einst die schweren Ketten und die Bande fallen, die sie auf Erden fast unbeweglich, betäubt und abgestumpft im düsteren Kerker an die Mauer fesseln!

Wie Gott aus drei verschiebbaren Achsen die unendliche Welt der Kristallformen schuf, so auch aus diesen vier Faktoren: Wille, Gefühl, Erkennen, Imaginieren, in verschiedener Mischung die endlos verschiedenen Seelen. Größe, Menge und Verhältnis des einen zum andern bestimmen ihren Charakter, ihre individuelle Formel, so unwandelbar für eine jede wie SO^3 (bez. $H^2\,SO^4$) für Schwefelsäure, oder: $\frac{x^2}{a^2} + \frac{y^2}{b^2} = 1$ für die Ellipse; diamanthart, ewig, und doch endlose, geistige Evolution ermöglichend.

Aber zum Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf sprach Gott einst zu dieser Seele wie zu allem Erschaffenen: „Du sollst anbeten!" — Auch der Sohn Gottes stand auf Erden vor dieser Alternative: „So du mich anbetest," spricht Satan zu ihm; und er antwortet: „Es steht geschrieben, du sollst anbeten Gott deinen Herrn und ihm allein dienen."

Auf Gott zielendes und Gott beweisendes Gesetz und Axiom der Schöpfung ist: Ziel und Zweck liegen außerhalb des Zielenden. Was in sich sein Ziel sucht, ist ziellos, und das Wort des Materialisten: „Das Dasein ist Selbstzweck," erkennt die Seele als sinnlos. Wir glauben heutzutage recht aufgeklärt zu sein, weil wir keine Fetische, noch Götzenbilder

mehr anbeten; aber noch verwerflichere und absurdere Abgötterei ist die Selbstanbetung moderner Philosophien, welche lehren, erst im Menschen werde Gott zu Gott.

Und auch dieses Gesetz der Seele ist ihr Leben. Nur solange der Mensch etwas höher preist als sich selbst, sich unter und vor etwas oder jemand beugt, hat seine Existenz für ihn einen Wert. Kennt er nichts Höheres als sich selbst, so jagt er sich am liebsten eine Kugel durch den Kopf, denn dann ist ihm das Leben nicht nur zwecklos, sondern Qual.

Und so war es von jeher, und so ist es und wird es sein, solange die Erde steht. Schon bei den Menschen der Steinzeit und in den Pfahlbauten finden sich Amulette und Götzenbilder; und die Franzosen zur Zeit der Revolution setzten wohl Gott ab, aber dafür die Göttin der Vernunft ein. Ebenso heutzutage; gleichviel ob einer den Stoff oder die Naturkräfte oder die Intelligenz, die Wissenschaft oder „la gloire“, oder den Beruf, die Pflicht oder die Freiheit, die Humanität oder den Geldsack oder die Genußsucht ehrt, etwas muß jeder Mensch haben, was er höher achtet als sich selbst, vor dem er sich beugt, zu dem er hinaufsieht und dem er im ernsten Gottes- oder Götzendienst sich, seine Zeit, seine Kräfte, seine Gesundheit, sein Leben, ja seine Seele zum Opfer bringt, soll sein Leben nicht wertlos und nichtig ihm erscheinen. So spricht der Amerikaner mit aufrichtigem Respekt von dem „Gott Dollar“; so nennt sich mit Stolz mancher Gelehrte „Priester der Wissenschaft“, und im Nekrolog wird gerühmt, wie er auf ihrem „Altar“ Gesundheit und Leben geopfert habe; so suchen alljährlich Hunderte freiwillig den Tod, weil diese ihre Götzen, Ehre, Geld, Gut u. a., ihnen genommen wurden; und fast wie heilige Einfalt klingt es, wenn in Paris Menschen, die in grimmigem Haß jeder Religion und

jedem Gottesdienst den Krieg geschworen und „ni Dieu, ni maître“ zu ihrem Wahlspruch gemacht, an bestimmten Tagen zusammen kommen, um vor einem Altar, auf dem die mit Lorbeeren gekrönten Büsten Robespierres und Marats aufgestellt sind, andächtig die Marseillaise zu singen! So wenig entgeht der Mensch dem Seelengesetz: „Eines sollst du anbeten!“

Auch dieses Gesetz ist ewig. Auch in der Ewigkeit wird die Seele anbeten, entweder freiwillig Gott, und mit den Cherubim rufen: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth!“ und in dieser Anbetung ihr Endziel und den Zweck ihrer Erschaffung finden und volle Wonne fühlen; oder sie wird verzweiflungsvoll mit Wutgeheul und Zähneknirschen den finstern Fürsten der Hölle ewig anbeten müssen. Denn nicht anzubeten, sondern angebetet zu sein, das ist Satans Herzenswunsch und Endziel. — „Wenn du mich anbetest, so will ich sie dir geben, die Weltreiche alle und ihre Macht!“ — Und diesen Wunsch wird ihm Gott gewähren; was liegt Ihm daran, zu wem die Verworfenen beten? — „Weichet von mir, ihr Übelthäter! Ich habe euch nie erkannt!“

Zum Aussprechen ihres Wollens, Fühlens und Erkennens, zum Hörbar- und Sichtbarmachen alles ihres Denkens besitzt wie Gott die menschliche Seele eine herrliche Offenbarung, die Sprache. „Am Anfang war das Wort.“ — „Und Gott sprach!“ — Wie alle plastische Kunst auf Erden davon ihren Ursprung hat, daß Gott einst aus einem Erdenkloß den Menschen machte, so alle Tonkünste daher, daß Er ihm einen Odem des Lebens in seine Nase einblies. Wohl fabeln einige

davon, der Mensch habe sich allmählich die Sprache aneignen müssen! — Eine menschliche Seele, die sich nicht ausdrücken kann! Ein Hauch Gottes, der nicht sich wieder aushauchen könnte! — Sagen wir lieber gleich: ein Licht, das erst das Leuchten lernen muß, ein Feuer, das noch nicht das Brennen los hat!

Jedes Wort ist Schall. — Diese größte Offenbarung der Seele kann nur vermöge der Luft geschehen. Daß der allmächtige Gott sich der Luft bedient, um seine Stimme erschallen zu lassen (Ps. 29), ist ein schönes Bild und Symbol davon, daß die Luftschichte oder Atmosphäre, womit Er die Erde umgab, auch zur Äußerung aller Stimmen aller Kreaturen, zum Vernehmen alles Halls und Schalls auf Erden dienen soll. Auf dem luftlosen Mond wäre die Seele ewig taub und stumm, verzehrte sich in vergeblichen Versuchen, auf anderm Wege all ihr Denken und Sehnen auszusprechen, nicht nur andern, auch vor sich selbst; — auch ein Alexander Selkirch auf öder Insel sprach, weinte, betete, sang laut vor sich hin. — Wie jauchzt auf und schreit vor Freude, aber auch vor Leid und Schmerz schon das kleinste Kind; und wo ist auf Erden eine Freude, die ohne Schall und Klang sich äußerte? Wo ist ein Fest zu allen Zeiten und bei allen Völkern, wo nicht als notwendige Äußerung der Freude Jauchzen, Singen, Trompetenschall, Musik, Glockengeläute oder Kanonendonner sich einstellt? Mit Donner und göttlichen Posaunen verkündigt Gott auf Sinai sein Gesetz; vor den Posaunen Israels fallen die Mauern Jerichos; wie ein sanftes Säuseln offenbart sich Jehovah seinem Propheten auf Horeb, und einst werden die sieben Donner und die sieben Posaunen die Gerichte ankündigen, und die „letzte Posaune" mit schmetterndem Klang selbst die Toten im Scheol erwecken. — Einstweilen ist der

Schall, der von der durch den Weltraum eilenden Terra stets hinaufsteigt, schmerzlich, ist Klage und Murren und Lästerung, und von unsern Weltstädten heißt es, wie Dante singt, als er sich der Stadt der ewigen Schmerzen näherte: „Es erklangen durch die sternenlose Luft Seufzer, Weinen und großes Weh, verschiedene Sprachen, schreckliche Worte, Laute des Schmerzes, Rufe des Zorns; große Stimmen und schwache wirbelten ohne Ruh in der trüben Luft, wie Sand vom Sturm emporgeweht" (Inferno, Canto III).

Wie wunderbar dieser Hall, wenn er zur Sprache wird! — Ich setze durch meine Zungenmuskeln etwas Luft in Bewegung; diese Schallwellen, lediglich nur Luftschwingungen, schlagen an die gespannte Haut des Trommelfells eines andern, und sofort steht ihm meine Seele vor dem geistigen Auge offen; sie regen in ihm Liebe, Zorn, Hochmut, Trotz, Furcht an; er lauscht, ist interessiert oder abgestoßen, weint, lacht, wird gerührt oder erfreut oder gelangweilt; neue, noch nie gehabte Gedanken steigen in ihm auf, neue Pläne und Entwürfe in seinem Hirn, und diese unsichtbaren Luftwellen haben vielleicht für Zeit und Ewigkeit seinem ganzen Leben eine andre Richtung gegeben! Wie mächtig das Wort! Es verwundet und heilt, baut und zerstört, erwirbt und verschwendet, gründet Reiche, regiert die Völker, bekehrt die Seelen, verschließt den Himmel, daß er drei Jahre seinen Regen nicht geben kann, befiehlt dem Feuer, und es frißt die Fünfzig und ihren Hauptmann, schilt den Sturm und das Meer und sie schweigen, bezwingt die unreinen Geister und dringt bis in die Tiefe des Scheols, da der taubstumme Tod die Seelen hütet: „Lazare, komm heraus!"

Wie es von Gott bei der Schöpfung zu allererst heißt: Und er sprach: „Es werde Licht, und Gott nannte das Licht Tag und die Finsternis Nacht," so war es auch Adams

erste That, die ihm von Gott vorgeführten Tiere des Feldes und Gevögel des Himmels zu nennen. — Eine große That und Einsetzung des Menschen zum Stellvertreter Gottes auf Erden! — Das Nennen hat etwas auf sich. Das fühlt schon das Kind, das seine Puppe nennen will. Wie hält die ganze Bibel so viel auf den Namen, bestimmt im voraus den des Cyrus, des Johannes, sagt: „Jesus soll er heißen!" und verspricht dem Überwinder als großen Lohn „einen neuen Namen". Zur Benennung der Wesen ist vor allem die Sprache da, drückt, wir meinen hiermit die wahre Sprache, mit dem Namen den gesamten Charakter eines Wesens aus, zieht damit um ihn einen magischen Kreis und Grenze seines Thuns und Seins und ist ihm, so er den eignen Namen versteht, eine große Offenbarung von dem, was in ihm liegt und von dem, was er vermag und werden kann und soll.

Deshalb ist der Name das „Hauptwort", Substantiv, von Substanz, dem „Unterstehenden". Er ist der Eckstein, der rocher de bronze, auf dem die ganze Sprache sich aufbaut, der Ausdruck des Seins; ist nicht an Raum- und Zeitformen gebunden, kennt nur die Einheit und die Vielheit und die zwei großen Gegensätze von männlich und weiblich. Tief liegen die Beziehungen der Sprache zum Geist, ja die Sprache ist nichts andres als hörbarer Geist; ihre Formen haben alle einen unergründlichen Hintergrund und ihre Gesetze waren vor Grundlegung der Welt in dem göttlichen Wort enthalten. So finden wir im ersten Kapitel der Bibel, daß dort Gott als Schöpfer sich im Hauptwort offenbart. Da treten sie der Reihe nach auf, die ersten noch nie dagewesenen Hauptwörter und Wesenheiten. Gott spricht sie aus, nennt sie und siehe, sie sind: Himmel, Erde, Tiefe, Wasser, Licht, Finsternis, Luft, Festland, Meer, Gras, Kraut, Baum, Samen, Sonne, Mond,

Sterne, Fisch, Vogel, Tier, Mensch; und die Engel sehen staunend diese neuen Schöpfungen und beten an. Alle Adjektive aber faßt Gott in einem zusammen. Nicht spricht er zum Licht: sei hell, zum Löwen: sei kühn, zum Baum: sei grün, sondern über alle diese von ihm ausgesprochenen Hauptwörter und Wesen wiederholt er das einzige, alle Eigenschaften in sich fassende Eigenschaftswort „gut" aus, und erkennt sie damit als ein Teil von ihm, dem einzigen Guten (Marc. 10, 18). Und es stund da die Schöpfung: ein gutes Sein.

Wer des Hauptworts mächtig ist und alles beim wahren Namen nennt, dessen Rede hat Sicherheit und Festigkeit, Einfachheit und Macht. — „Du bist ein Mann!" — „Das ist Wahrheit!"

Die zweite Säule der Sprache ist das Zeitwort, lat. verbum; also das Wort überhaupt als Ausdruck alles Werdens, welcher besagt, was diese Wesen- und Hauptwörter oder Namen thun und leiden. Ist das Hauptwort ewig: Licht, Kraft, Pflanze, Tier, Mensch, Engel, Teufel, so ist das Zeitwort vor allem zeitlich. Christus, der nicht als Schöpfer in die Welt kam, der in seinem irdischen Leben nicht ein Sandkorn, nicht einen Grashalm schuf, hat auch nicht ein neues Hauptwort in die Sprache gebracht. Sondern er, der in die Zeitlichkeit kam, um vom Menschentum in derselben und in der Ewigkeit zu reden, stellt zwar zuerst fest, daß er ist die Auferstehung, das Licht, das Leben, der Weg, die Wahrheit; mit und von den Menschen aber spricht er stets mit und im Zeitwort. „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke!" — „Wer an mich glaubt, der wird leben, ob gleich stürbe, und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben! Glaubst du das?" (Joh. 11, 25. 26.) — Und auch Er führt alle Eigenschaften auf gut und böse, ja die ganze Sprache auf ja und nein zurück. Als Eigenschaftswort kennt er das Wort

„schön“ nicht, — ein Wink unsern Ästhetikern! Bin ich in der Wahrheit, so ergibt sich das Schöne von selbst.

Das Zeitwort zergliedert sich nach Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; auch nach der großen Dreiheit: ich, du, er, alle Verhältnisse des einen zum andern ausdrückend. Im Infinitiv ist es noch allgemein, weit, frei, unendlich, ein reiner Begriff: leben, thun, lieben! — Aber aus diesem Keim entwickelt sich der ganze Baum! Im Indikativ wird es bestimmter, persönlicher, stellt kalt, unparteiisch die Thatsache fest: er lebt, sie spricht; im Konditionalis wird das Thun und Sein an ein andres durch das Wörtchen „wenn“ festgebunden und demselben untergeordnet; durch den Konjunktiv weht alles Wünschen, Mögen, Fürchten, Hoffen des Herzens; im Imperativ wird das Wort kurz, hart, fest, gebietend: Komm! Geh! Nimm! — Wieviel Haupt- und Zeitwort allein besagen, zeigt oft die lateinische Sprache. So im schönen Wahlspruch der Familie Hope (Hoffnung): Orbe fracto, spes illaesa! „Zertrümmert liegt die Welt, unversehrt bleibt die Hoffnung.“

Warum in allen Sprachen unregelmäßige Zeitwörter? Und warum überall am unregelmäßigsten die tiefsten und geheimnisvollsten: Sein, haben, sehen, wissen, können, geboren sein, sterben?

Wie es im Grunde nur ein Sein und ein Thun gibt, welche beide nur im Ja oder im Nein, im Guten oder im Bösen geschehen können, so gibt es auch nur zwei dem Haupt- und Zeitwort entsprechende Formalstufen für den Unterricht der Menschheit. Sie lerne in der Schöpfung Gottes des Vaters die Wesen und ihr Sein kennen, und zwar nicht in gesuchten Anknüpfungen und erzwungener Konzentration, sondern soviel an uns liegt, in ihrem absoluten Wesen. Dann lerne sie im Thun Gottes des Sohnes, was sie thun soll, daß sie das ewige Leben habe.

An diesen zwei Säulen der Sprache, Haupt- und Zeitwort, ranken die andern hinauf und dienen zur Verschönerung, Näherbezeichnung und Begrenzung. Eine höhere Sprache dürfte nur die beiden brauchen. Nennt der Araber den Löwen „den Verzehrenden", so vereinigt er Wesen, Thun und Eigenschaft. In unsern Sprachen aber bildet das Adjektiv den Schmuck der Rede; denn es ist individuell. Am Hauptwort kann der Mensch nichts ändern; Licht, Wasser, Stein; die Wahl des Adjektivs aber steht ihm frei; damit drückt er seine persönliche Auffassung aus; wie überhaupt das Eigenschaftswort als Definition und Hervorhebung einer Seite der Substanz und des Wesens stets auch eine Begrenzung, Beengung und oft eine Schwächung desselben bedeutet, weshalb Voltaire sagen konnte: L'adjectif est l'ennemi du substantif. Wer dasselbe beherrscht, gibt der Rede Farbe, malt mit Worten und spricht wie er ist, treffend, weise, klar, anschaulich, anregend, rührend, richtig, gerecht, so Homer, Dante, Shakespeare, Goethe. — In der falschen Anwendung des Adjektivs, in der steten Wiederholung eines einzigen, wie: „gräßlich!" „reizend!" oder gar „pompös, grandios", und in der Verschwendung der Superlative spricht sich am meisten die Geistesarmseligkeit aus.

Unveränderlich, unbeugsam, eine unerbittliche Wahrheit, steht das Zahlwort da, jedes davon eine in sich abgeschlossene Einheit, ist Gesetz und Norm und Zollstab der ganzen Natur, fängt so klein und unscheinbar an, daß jedes Kind es meistern kann; und wächst in Raum und Zeit, wächst über die Vorstellungskraft der kühnsten irdischen Geister bis ins Unendliche hinaus und hinunter und hinauf; und reihte auch ein Mensch von Kindesbeinen an bis ins graue Alter Null an Null, so wäre er nicht um einen Schritt der Grenze der Zahl näher gekommen, welche ist ein Vorbild der Unendlichkeit des Schöpfers.

Das kurze Fürwort aber, in manchen Sprachen nur ein Buchstabe, wandelt durch die Rede wie der Schatten, wie das geheimnisvolle, geisterhafte Abbild des mächtigen Hauptworts: „er", „sie", worauf man fragt: „wer denn?" Und doch, wieviel liegt in dem „ich"! — Ich bin der ich bin, spricht Jehovah. Welcher Maßstab der ganzen Welt für jedes Geschöpf! — Im „du" liegt die ganze Nächstenpflicht, das Gesetz und die Propheten; und in „er", „sie" die Menschheit als ein außer und neben mir Dahinschreitendes.

Und das unscheinbare Adverb hat Macht, die That, alles Geschehene, beliebig in Zeit und Raum dahin und dorthin zu versetzen, ja sie zu verweigern, zu vernichten oder zu verewigen: gestern, heute, immer, niemals, ewig; beschleunigt oder verzögert, billigt oder verdammt sie: „Gut gesagt!" „Schlecht gehandelt!" — Die Präpositionen aber ordnen die Dinge, türmen sie auf, werfen sie hinunter, schieben sie hinten hinaus oder stellen sie vorn oder mitten hinein. — Die Konjunktionen binden alles zusammen, sind Stricke und Seile der Rede. In der Bibel wird die Geschichte der Menschheit mit fortlaufendem „und" erzählt, nicht bloß eine hebräische Redeform, sondern ein Zeichen davon, daß sie ein zusammenhängendes Ganze ist, ein jedes darin zugleich Wirkung des Vorhergehenden und Ursache des Folgenden, und die Gegenwart Frucht der Vergangenheit und Keim der Zukunft. Das Sepher Thorah (Buch des Gesetzes) sagen die Kabbalisten, bilde gleichsam nur einen einzigen großen Satz, weshalb dasselbe ohne Punktuation und Worttrennung fortlaufend geschrieben sein müsse, um seine Unendlichkeit für die Anschauung nicht zu verlieren. „Der Mensch," meint Molitor, „würde in seinem ganzen Leben nur einen einzigen fortlaufenden Satz denken, und ebenso nur ein einziges, in sich zusammenhängendes

Kunstwerk schaffen, wäre er nicht aus der Einheit heraus in die Zersplitterung gefallen."

Die Interjektion aber zeugt davon, daß es in der Seele Regungen gibt und ein unaussprechliches Seufzen des Geistes, wofür das irdische Wort unzulänglich und die nur mit der Farbe und Musik der Vokale einigermaßen sich andeuten lassen. — Und an seinem Ende faßt der Mensch seine Sprache in der letzten und ersten Form des Worts zusammen. Wer schon zu des Todes Thoren, von denen Gott ihn zurückrief, gedrungen, wer es fühlte, wie ihm die Sinne schwanden, und das Leben aus dem Körper abfloß, der weiß, wie da die Seele alles in zwei Seufzern aushaucht: Ach Gott! — in „ach!" alles das Weh, die Klage und Ohnmacht ihres Seins, in „Gott!" all ihr Glauben und sich Anklammern an Ihn! In „ach" allen Schrecken des Todes, in „Gott" alle Zukunft der Ewigkeit.

So ist die menschliche Sprache ein tiefes Symbol und Abbild von dem Wort, das im Anfang bei Gott war und selber Gott war. — Wie großartig einfach die Mittel, wie wenige die Steine, aus denen dieser gewaltige Bau besteht! Was gab Gott Adam, um alle Wesen des Paradieses zu nennen? Womit drückt seit sechstausend Jahren die ganze Menschheit all ihr Denken, ihre Freude und ihr Leid, ihren Haß und ihre Liebe, ihre Gesetze, ihre Kunst und Wissenschaft, ihre Poesie und ihre Langweile, ihr Beten und ihr Fluchen, ihr ganzes Wollen, Fühlen und Erkennen in Tausenden von Sprachen und Dialekten aus, und womit wird sie es bis ans Ende der Welt thun? — Mit etwa zwanzig Konsonanten und fünf Vokalen! — Die ersten entsprechen der Form, dem Umriß, dem Gefäß, dem Werden, sind die Gefäße und Behälter des Geistes; die Vokale dagegen sind Farbe, Stoff, Inhalt, Sein; sind Kräfte und Principien Gottes, sind zugleich

wichtiger, selbständiger (Selbstlaut), wesentlicher, tiefer als die Mitlaute, was auch daran zu sehen, daß verschiedene Sprachen mancher Konsonanten entbehren, alle aber sämtliche Vokale besitzen; zu diesen fünf kann der so vieles erfindende Mensch nie einen weiteren erfinden; Beweis genug, wie tief ihr Ursprung! — Groß sind diese Vokale; das A ist der aktive Anfang der That und der Kraft; das O das große, volle Schauen; ist das Bild des Auges, oeil, occhio, ocho u. s. w. Immer und überall bedeutet das I, wie schon in seiner äußeren Gestalt den Menschen und den aufgehobenen Finger, die spitzige Ichheit, wie das E mehr die seiende, wehende Seele; und mit Recht machten die Kelten, dieser poetische Volksstamm, der das Weib wie kein andrer verstand, das E zum Zeichen des Weiblichen. Das U aber ist der dunkle, duldende Urgrund, der Schlund.

Und wie viele Kombinationen gestatten diese wenigen Zeilen! Es gibt wenig Wunderbareres als ein Buch. — Einige Blätter aus Lumpen oder Holzfasern, auf denen immer wieder dieselben fünfundzwanzig Zeichen schwarz gedruckt! Für den des Lesens Unkundigen nur ein Päckchen Zeug; lese ich aber, so fängt es an zu leben, erzählt mir, lehrt und belehrt, lacht, weint und ich muß mit lachen und weinen; ich ärgere mich und möchte wieder aufjauchzen, freue mich und werde betrübt, und meine unsterbliche Seele nährt sich und wächst in mir vom bloßen Ansehen dieser schwarzen Mückenfüßchen. Ja, diese fünfundzwanzig wunderbaren mystischen Zeichen können, je nachdem sie so oder so geordnet sind, Seelen erlösen vom zweiten Tod, von der ewigen Verdammnis oder sie hineinstürzen! — Denn sie sind kristallisierter Geist!

Nehme ich diese fünfundzwanzig kleinen Metallstäbe aus einem Setzerkasten, so halte ich in der Hand — denn alle

Sprachen der Welt lassen sich schließlich mit gotischen oder lateinischen Buchstaben ausdrücken, — nicht nur alle Papyrus und Inschriften, Pergamente und Manuskripte, Bücher und ganze Bibliotheken, Zeitungen, Zeitschriften und Artikel und Reden, die jemals in irgend einer Sprache auf Erden gedruckt, geschrieben, gelesen und gesprochen wurden, sondern auch alle, die je noch erdacht, von noch nicht geborenen Menschen geschrieben, gedruckt und gesprochen werden. Durch einfache Transposition dieser Buchstaben könnten wir uns ebenso genaue Beschreibungen von allen noch nicht erfundenen Maschinen und andern Erfindungen und Entdeckungen, Besprechungen von gesellschaftlichen, civilisatorischen und staatlichen Zuständen in allen Staaten der Welt verschaffen, die wir nicht erleben werden! In diesen fünfundzwanzig Zeichen liegt verborgen die Beschreibung nicht nur der Vergangenheit, sondern auch der Zukunft der Menschheit auf Erden.

Wie erstaunlich, daß die Menschen, die doch bei allen scheinbaren und oberflächlichen Unterschieden so ganz dieselben sind, in ihrer Liebe und in ihrem Haß, in ihrem Wissensdrang und ihrer Genußsucht, und in allen Kräften und Eigenschaften ihrer Seele; daß sie, die doch alle mit denselben fünf Vokalen und mit denselben zwanzig Konsonanten allen Hall ihrer Seele ausdrücken; deren Rede überall und von jeher innerhalb der zehn obigen Wortarten und ihrer Einteilung geschieht und nach denselben architektonischen Gesetzen aufgebaut wird, doch so viele und vielerlei Sprachen sprechen; daß sie für die einfachsten Thatsachen, so daß der Himmel blau und der Baum grün, oder für ich und du, oder eins und zwei, was sie doch mit demselben, allen civilisierten Völkern verständlichen Schriftzeichen ausdrücken, nicht auch ein und dasselbe Wort haben! Darüber haben sich in der That viele Denker gewundert und darunter gerade die Sprachforscher am meisten.

Unter vielen sagt Herder: „die Verschiedenheit der Sprachen ist ein Problem, das sich durch bloße Wanderungen der Völker nicht erklären läßt, auch wenn ich Klima, Land, Lebensart, Sitten als Ursache dazu rechne. — Da muß etwas Positives vorgegangen sein, was diese Köpfe auseinanderwarf; philosophische Deduktionen thun kein Genüge“ (Geist der ebr. Poesie). V. Eichhoff sagt in seinem Parallèle des langues de l'Europe et de l'Inde: „Die vervollkommnete Linguistik wird nach gewonnenem Überblick aller Sprachen die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechtes bestätigen.“

Überall führt die Abirrung von Gott, von dem großen Eins, einerseits zur Zersplitterung und andrerseits im dunkeln Gefühl dieser unseligen Trennung zur mechanischen Gleichmachung aller göttlichen, gewollten, schönen, segensreichen Gegensätze. — Dagegen deutet die wunderbare Sprachengabe durch den Heiligen Geist an Pfingsten auf die Wiederherstellung der Ursprache und zugleich auf die Einheit aller Völker in Christo.

Wie das Volk Israel aus zwölf Stämmen bestand, und wie es siebzig Seelen waren, die nach Ägypten zogen, so wählte Christus zwölf Apostel und siebzig Jünger, und die Juden stützten sich auf den Spruch 5. Mos. 32, 8 und lehrten, daß es auf Erden siebzig Völker gibt mit siebzig Stammsprachen, eine Ansicht, der man auch sonstwo begegnet; denn daß sich die tausendachthundert bis zweitausend Sprachen der Welt und besonders die übergroße Anzahl der Neger- und amerikanischen Dialekte leicht auf weit weniger zurückführen lassen, geben bedeutende Sprachforscher zu. An der Sprache kann und muß der Geist eines jeden Volkes immerhin arbeiten; aber die Sprache selbst kann er sich so wenig geben, als einen neuen Vokal erfinden. Schön sagt Prof. Seb. Mutzl: die erste Strafe

über den Menschen sei durch die Erde verhängt worden: der Acker wird dir Dornen und Disteln tragen; die zweite durch das Wasser, die Sintflut; die dritte durch die Luft, die Trägerin der Sprache; die vierte, zukünftige und letzte durch das Feuer. — Babel, Verwirrung, heißt die Stätte, da solches geschah; ein Bild von allem Thun des Menschen. Josephus schreibt ausdrücklich: „Denn die Juden nennen die Verwirrung babel" (Antiq. Ind. I, 5); vom chaldäischen „balbal" verwirren, stammeln (verwandt mit unserm babbeln, franz. balbutier, engl. to babble); und nicht wie Voltaire und ihm nach einige Deutsche es haben wollen: Bab — bel Thor oder Stadt des Bel.

Von dieser Sprachverwirrung an gab es Zungen und Völker und Nationen, durch die Sprache voneinander getrennt, die, selbst wenn sie das Gleiche wollen, einander anfeinden, denn „keiner versteht mehr des andern Sprache". Ein großes Wort, und von schwerer Bedeutung! Denn eine solche Sprachverwirrung hängt notwendig mit einer großen Begriffsverwirrung zusammen, kann nur von einer solchen herrühren. Die ursprüngliche, von Gott dem Menschen gegebene Sprache, darin Adam alle Tiere nannte, war ein großer Spiegel, darin die ganze Natur, diese sichtbare Offenbarung des unsichtbaren Gottes, sich getreulich abspiegelte und dem Menschen sichtbar und erkenntlich ward. Nun zerbrach Gott den Spiegel, und jetzt hat jedes Volk nur eine Scherbe davon, das eine eine größere, das andre eine kleinere, je nachdem sein geistiger Standpunkt ein höherer oder niedriger ist, und sieht etwas vom Ganzen, nimmermehr das Ganze selbst. Deshalb weichen die Auffassungen der Nationen in Weltgeschichte, Religion und Philosophie, Kunst und Wissenschaft voneinander ab. So ist die historische Wurzel der Völkerkriege die Sprachverwirrung.

Denken wir uns zehn Geschwister in demselben Hause, und keins vernähme die Sprache des andern, wie stände es da um den Familienfrieden? Darum müßten die Friedensapostel vor allem eine Weltsprache erfinden und sie allen Völkern, nötigenfalls mit Waffengewalt, octroyieren. Aber wie kläglich und wie bald sind Volapük und Pan- und Puralingua verschollen, diese unverständigen Versuche, einen lebenden Organismus zu fabrizieren! Doch auch innerhalb desselben Volkes versteht der Deutsche den Deutschen und der Franzose den Franzosen nicht; der Bauer versteht die Sprache des Gelehrten und der Künstler die des Arbeiters nicht. Die Menschen verstehen einander nicht, kommen zusammen und streiten stundenlang beim Bier und sonstwo über Politik, Kunst und Gewerbe, Wissenschaft und Religion, werden nie einig, und keiner vermag den andern zu überzeugen. Ebenso in der Familie; wie mancher geht grollend, verschlossen, eingeschüchtert, unglücklich umher, meint, er habe doch das Herz voll Liebe und Wohlwollen für seine Mitmenschen, und diese verstehen ihn nicht, wollen ihn nicht verstehen; der Vater versteht den Sohn nicht, noch der Mann die Frau, noch der Freund den Freund, und es ist eitel Mißverständnis unter den Menschen. Das macht, einst sprach Gott beim Turmbau zu Babel: „Lasset uns ihre Sprache verwirren, daß keiner mehr des andern Sprache vernehme."

Und wir werden mit der eignen Sprache nicht fertig. Sie ist ein ungeschicktes Werkzeug geworden, das weder die ganz feinen, noch die gewaltigsten Regungen unsrer Seele ausdrücken kann. Wer alles, was er denkt, sieht, empfindet und erlebt, sagen kann, muß schon ein recht geringer, oberflächlicher Mensch sein. Das Kupfergeld unsrer Seele mögen wir im täglichen Verkehr auf dem Markte des Lebens ausgeben, Nickel

und Kleinsilber und viel Papiergeld in der Gesellschaft und im Verein, manchen Thaler im vertrauten Umgang mit Weib und Freund; aber das echte, rote, ungeprägte Gold, das in harten Quarzgängen des Herzens steckt, können wir hienieden nicht schmelzen, noch münzen, dazu ist seit dem Sündenfall die irdische Sprache zu schwach, und nur in der himmlischen werden wir es fertig bringen.

Woher kommt dieser Mensch und wohin geht er? Wie ein Sturmwind fegte jüngst über die Erde der Darwinismus, und seine Anhänger lehrten mit Begeisterung, daß wir von einer Urzelle herstammen. Schon verklingt das Getöse und, wie wir in einem ersten Band, „Naturstudium und Christentum", zeigten, beweisen nun auch durchaus bibelungläubige Gelehrte, daß die Affen- und Tierabstammung des Menschen den Thatsachen nicht entspricht, daß der Darwinismus nicht vor der Geologie bestehen kann und ein wissenschaftlich überwundener Standpunkt ist. — Es ist merkwürdig, wie kleinlich und ärmlich alle Vorstellungen des Menschen werden, wie alle seine Ideen und Ideale welken und verdorren, wenn er von Gott, dem Geber alles Guten, abfällt und nicht mehr aus dieser Urquelle schöpft. Dem Ungläubigen schrumpft alles zusammen und erstarrt oder zerfließt; die schönste Marmorstatue wird ihm zur hohlen, lackierten Gipskopie, die duftigste Blume zu einer papiernen, und selbst das Schwert wird ein hölzernes, das Leben entweicht, der Duft verfliegt, die Flamme erlöscht, die Sphärenharmonien schweigen — ihm! — und der Arme glaubt, weil er sie nicht sieht und nicht hört, sie seien nicht da, seien nie dagewesen; und dieser Farbenblinde ver-

höhnt den Leichtgläubigen, der ihm von Farbenpracht und -glut erzählt!

So weiß er von seinem großen göttlichen Ursprung und seiner großen göttlichen Urkunft nichts mehr; vermutet nur, denn Gewisses gibt ihm seine ganze Wissenschaft darüber nicht, daß er ein degenerierter, civilisierter Affe ist, der infolge von ungünstigen Umständen und falscher Zuchtwahl seine ursprüngliche Kraft und Gewandtheit eingebüßt und seinen Schwanz verloren hat und nun so schwaches und ungereimtes Zeug über sich und die Welt behauptet, wie täglich zu sehen. Von der Gegenwart predigt er mit viel Zank und Streit, daß Wohl und Wehe und Existenz und Glück der Menschen von Korn- und Eisenzöllen und Handelsverträgen, von Zündhölzchen- oder Tabaks- oder Alkoholmonopol und noch mehr Industrie und noch mehr Handel abhängt und ihre Kraft und ihr Leben von der Anwendung des Heilserums oder der Wasserkur. Von der Zukunft weiß er nur zu melden, daß einst elektrische Bahnen mit unglaublich billigem Zonentarif die Menschen von einem elektrisch beleuchteten und mit Ascensor versehenen Grand-Hotel in ein andres führen werden, und daß an den Riesen-Tables-d'hôte vielleicht „Brote, welche aus märkischem Sand gewonnen, oder ein saftiges Beefsteak, aus Torf destilliert" (!) aufgetragen werden! — Ja, was wollt ihr aber nach dem Diner anfangen, ihr armen Menschen mit dem leeren Herzen und dem müden Kopf? — Eben wie jetzt, um die Last eures Daseins zu vergessen, stundenlang mit Papierstückchen Whist oder Skat spielen? Oder euren Nächsten verleumden und allerlei platten, sauren und bitteren Klatsch weiter kolportieren? Oder wollt ihr von Gründungen und Staatsanleihen, vom Geldmarkt und Börsenspekulationen wichtig und endlos reden? — Was nützt euch schließlich alle eure Wissenschaft? Gesteht doch melancholisch

selbst ein Gelehrter wie Renan: „Die Reste unsrer Tugend verdanken wir Formeln, die wir abgestoßen haben. Wir leben von einem Schatten, vom Wohlgeruch eines leergewordenen Gefäßes. Nach uns wird man vom Schatten eines Schattens leben.“ Was helfen eurer sich vor Leere und Langeweile verzehrenden, verzweifelnden Seele die schönsten geognostischen Karten oder Tabellen über den hygrometrischen Gehalt der höheren Luftschichten und die Windrichtung? Seid ihr mit diesem eurem Wissen glücklicher als der starke Noachide, wie er einst die Erde bebaute, Wein pflanzte und trank, das Fleisch seiner Ochsen aß, mit der Wolle seiner Schafe und Kamele sich kleidete und mit seinen vielen starken, gesunden Kindern unter seinem Feigenbaum und seiner Rebe saß? — Und was für ärmliche Bilder der Zukunft gaukelt ihr uns vor? — Noch mehr Fabriken und noch mehr Maschinen? Noch mehr Eisenbahnen und Dampfschiffe und Telephone? Noch mehr schlechte Romane und unsittliche Bühnenstücke; noch mehr Gelehrte, Zeitungen, Politiker, Fortschrittsapostel und emanzipierte Frauen; noch mehr Theorien und Systeme, Reden und Phrasen? — Ach! wir sind deren so müde! Wo finden wir Ruhe für unsre Seelen? — Und noch mehr Blasiertheit, Unzufriedenheit, Nervosität und Geisteskrankheit, . . . bis die große astronomische Welterstarrung anfängt und allem Fortschritt und aller Aufklärung ein langsames, aber unvermeidliches Ende bereitet; und alles ist auf ewig aus! — und alles ist ganz umsonst gewesen!

Das weiß unsre Bibel besser! Als Gott eine Lichtwelt, die Himmel, geschaffen hatte, fiel Lucifer und seine Heerscharen von Ihm ab; vielleicht, wie der englische Dichter singt, weil sie den Sohn nicht anbeten wollten, vor dem einst sich alle Knie auf der Erde und unter der Erde dennoch beugen

müssen. Da schonte Gott der Engel nicht, „die ihren ersten Zustand nicht bewahrt, sondern ihre Wohnung verlassen hatten, und verwahrte sie zum Gericht des großen Tages mit ewigen Ketten der Finsternis“ (Judä 1, 6). Auf ihren Wohnsitz aber, der nunmehr „wüste und leer“ war, „ein Chaos, das uns den Morgen nach der Schlacht darstellt“, wie St. Martin sagt, schuf Gott ein Neues, pflanzte einen paradiesischen Garten darin, daraus ein neues Wesen, „in seinem Bilde geschaffen“, allmählich die ganze Erde als Vicekönig Gottes zurückerobern und einnehmen sollte. — Aber er fiel, ein Opfer dem grimmigen Neid Satans, und als der Cherubim Adam und Eva zum Paradiese hinauswies, breitete sich bald über die weite Erde ein trotziges Geschlecht von Giganten aus, die sich rasch entwickelten und vermehrten, und in der Fülle ihrer Kraft acht bis neun Jahrhunderte lang sich ihres Lebens freuten.

Haben wir auch nur einen Beweis gegen die Wahrheit dieser Angaben? — Nein! — Wissen wir überhaupt, welches die normale Lebenszeit des Menschen ist? — Ebensowenig. — Kann die Wissenschaft uns darüber etwas sagen? — Mit nichten! Wohl aber haben wir dafür zahlreiche Beweise in den Überlieferungen der verschiedensten Völker; so wenn die Perser berichten, Dschem-Schyd, der Gründer ihres Reiches (wahrscheinlich der Sem der Schrift), habe dreihundert Jahre regiert. Freilich wollte schon die Kritik diese Thatsachen mit sogen. „Mondjahren“ = einem Monat, womit jene Menschen gerechnet hätten, wegerklären. Sie übersah dabei, zu welchen Absurditäten diese Annahme führt. Dann hätten nach 1. Mos. 5 Kenan mit sieben Jahren, Mahalaleel mit sechseinhalb Jahren schon Söhne gezeugt; ja die Noachiden Arpakšad, Schelach, Heber und Peleg, die fünf- bis vierhundert Jahre lebten, hätten

schon, dreißig bis fünfunddreißig Monate alt, Kinder gehabt! (1. Mos. 11, 13—20). Dazu kommt die regelmäßige Abnahme der Lebenszeit von Noah mit neunhundertfünfzig Jahren bis zu Reghu mit zweihundertneununddreißig Jahren, und Jakob klagt dem Pharao: „Die Tage meiner Fremdlingschaft sind hundertdreißig Jahre; wenig und böse waren die Tage meiner Lebensjahre, und haben nicht erreicht die Tage der Lebensjahre meiner Väter!“ Oder hat er noch mit Mondjahren gerechnet? Wäre also, als er dies sagte, ein zwölfjähriges Büblein gewesen! — Man lasse die Bibel stehen, wenn man an dieselbe nicht glauben kann noch will; aber man verschone uns mit so kindischen Erklärungsversuchen.

Also von Adam bis zur Sintflut nur neun Geschlechter, aber mit vielen Millionen Abkömmlingen. Obige Zahlen und ihre Geschlechtsregister zeigen, daß sie fast ebenso rasch wie wir sich entwickelten, dagegen viele Jahrhunderte in ihrer Kraft beharrten und alle, weder durch Krankheit noch durch Unfall weggerafft, nahezu das ihnen vorgesetzte Lebensziel, tausend Jahre, erreichten. — Wenn wir uns vorstellen, was ein Jahrhundert in der Weltgeschichte bedeutet, wie vieles es bringt und erzeugt und verändert, so stehen wir erstaunt vor dem geistigen Bilde eines nahezu tausendjährigen Menschen und können es nicht fassen. Was hatte ein solcher Mann alles erfahren, durchlebt, in Gefahren und Kämpfen, an Freud und Leid, an That und Besitz; wie weit und tief in die Natur, das Leben und die Menschen geschaut! Wie klar, fest, ruhig, sicher war nunmehr sein Denken, wie ungeheuer groß seine Weltanschauung! Er war eine gewaltige, markige, in sich abgeschlossene, ehrfurchtgebietende, kolossale Individualität mit scharfen, eigenartigen, ausdrucksvollen Zügen, wie etwa der

Moses von Michel Angelo. All sein Wissen eigener Besitz, alles selbsterlebt; seine Sprache eine große, hellleuchtende Kryſtallisation einer Welt von Gedachtem und Durchgemachtem! Mit Muße sah sich zuerst ein solcher vorsintflutlicher Riese und Held diese Erde an, durchmaß sie mit starken Schritten ein paar Jahrhunderte lang, wählte sich dann frei einen Wohnplatz und Besitz, mochte ein Jahrhundert an der festen und starken Burg bauen und saß dann noch etliche Jahrhunderte da, wie ein Bananenbaum starke Wurzeln fassend und unzählige Sprossen um sich verbreitend, Tausende und Zehntausende, deren Vater und Ahnherr und Herr und König er war, eine Nation, aus seinen Lenden hervorgegangen, Familie und Staat zugleich! So haben Silberschlag u. a., auf das Alter der vorsintflutlichen Patriarchen und mäßige Zunahme — je nach einundvierzig Jahren die doppelte Anzahl — gestützt, mehrere tausend Millionen Menschen vor der Sintflut berechnet!

Auch unter diesen Menschen entstanden Gebräuche und Sitten, aus denen allmählich Gesetze wurden, und ebenso Kampf und Streit, mit einer ihrer Kraft entsprechenden Energie und Rücksichtslosigkeit geführt. „Die Erde war voll Gewaltthat durch sie!" Gewalt und Verderben war das Thun der meisten und unerträgliche Tyrannei, vor der sicherlich die schwächeren und entarteten Stämme sich in die entferntesten, weniger fruchtbaren und rauheren Länder flüchteten; sie sind wohl zum Teil die Höhlenmenschen, deren Überreste sich noch finden. Denn gewiß war nicht die ganze vorsintflutliche Menschheit eine hochbegabte, an Geist und Thatkraft gleichgestellte, sondern schon damals gab es wilde und fast tierische Völker. — Und damals schon, sagt Christus, aßen und tranken die Menschen, kauften und verkauften, freieten und ließen sich freien. Das sind die

Grundbedingungen des menschlichen Daseins, daran ändert keine Civilisation und kein Fortschritt etwas.

Und doch hatte das vorsintflutliche Leben ein andres Gepräge als das unsrige. Nicht nur gab ihnen das Bewußtsein, die Erde gesund und stark und mächtig und lange zu beherrschen, eine Sicherheit und Selbständigkeit, ein Selbstgefühl geistiger Macht und Größe, und auch einen Trotz und eine Todesverachtung, von denen wir keine Ahnung haben, sondern Gott ließ ihnen äußerlich volle Freiheit, gab nur das eine Gesetz: Mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch unterthan. Jener Hochmut und diese von Gott noch anerkannte Selbständigkeit tritt uns im Leben Kains entgegen. Mit ehernem Trotz antwortete der Mörder: „Ich weiß es nicht! Bin ich der Hüter meines Bruders?" und hält Gott vor, wie hart Er ihn strafe; und Gott geht darauf ein und schützt ihn gegen die Lynchjustiz seiner Mitmenschen. Welch unbändiger Übermut klingt uns aus dem Kriegslied Lamechs entgegen: „Ihr Weiber Lamechs, horcht auf meine Rede. Will Gott Kain siebenmal rächen, so will ich mich selber siebzigmal siebenmal rächen! Für eine mir zugefügte Wunde soll ein Mann sterben, für eine Beule ein Jüngling!" — Ebensogroß waren sie nach dem Gesetz der Gegensätze im Guten. Mitten unter diesem ungeschlachten Geschlecht wandelt ein Henoch dreihundertfünfundsechzig Jahre nicht bloß vor, sondern mit Gott, überschaut in prophetischen Visionen die Weltgeschichte und ihren Abschluß und warnt furchtlos die wilden Recken: „Siehe! der Herr kommt mit seinen heiligen Tausenden, zu richten euch Gottlose wegen aller eurer Gottlosigkeit und wegen aller harten Worte, die ihr gottlosen Sünder wider Ihn geredet habt." — Und wie groß sein Ende! — „Er ward nicht mehr gesehen, denn Gott nahm ihn hinweg." — Denn noch blieb Gott in persönlichem

Verkehr mit diesen seinen Menschen, hatte noch nicht sein Angesicht von ihnen abgewendet. Noch war die Terra nicht von der natürlichen Verbindung mit ihren Schwestererden, zunächst Merkur, Venus und Mars ausgeschlossen, und dieselben Söhne Gottes, von denen Er selber sagt, daß sie bei der Gründung der Erde jauchzten (Hiob 38, 7), stiegen immer noch hernieder und besuchten die Menschen (1. Mos. 6, 2), und wer weiß, was für Einflüsse und Effluvien hin und her fluteten, denn alle Planeten sind Geschwister und Söhne desselben Vaters. Auf dieser Menschheit lastete noch nicht sechstausendjährige Schuld noch Gottesmord. Wohl lebten sie im Gefühl ihrer Kraft ein freies, übermütiges, gottloses Leben, aber der versauerte und verbitterte und feige Gotteshaß, dem wir heutzutage begegnen, war ihnen fremd. Darum tötete Gott sie zwar, um sie zweitausend Jahre in Ketten der Finsternis schmachten zu lassen, aber durch Wasser, nicht durch Feuer, und sorgte dafür, daß Christus nach seinem großen Sieg über Tod und Hölle ihnen die Botschaft des Heils brachte, eine Predigt, sicherlich nicht ohne Erfolg.

Und ihr Andenken lebt noch! — Überall, im Norden und Süden, wo wir die Völker nach ihren Ahnen fragen, wo wir ehrwürdigen Sagen lauschen, in der Edda und bei den Hindus und Persern und Griechen und Römern, überall stehen an dem vom Cherub mit dem Flammenschwert gehüteten Eingangsthor der Weltgeschichte riesige Schatten der Toten, große, uns weit überragende Gestalten von einem trotzigen Geschlecht der Giganten, stets der Götter Feinde, ihnen übermütig trotzend, von Riesen, ewigen Krieg mit den Asen der Walhalla führend, von Titanen, die den Himmel erstürmen wollten, durch ein furchtbares Gottesgericht vernichtet. Alle Völker erzählen uns noch von diesen „Helden, die von alters her Männer von Ruhm

gewesen sind" (1. Mos. 6, 4, Grundtext), von diesen, wir sahen es oben, „Halbgöttern" aller Mythologien. Davon singen alle alten Dichter; Homer nennt neben den Cyklopen die Giganten „ein trotziges Volk gewaltigen Wuchses" (Od. VII, 59, 240), und die Völuspa singt: „Riesen acht ich die Urgeborenen!"

Ihre gewaltigen Leiber, ihre starken Muskeln sind längst zu Staub geworden. Aber sie leben noch. Während du dieses liesest, existieren, denken, sprechen drüben miteinander noch der trotzige Lamech und Ada und Zillah, Kenan und der alte Methusalah; erinnern sich sehr wohl der geschehenen Thaten und des Untergangs, überschauen, wie niemals auf Erden, ihr ganzes Leben, haben seitdem sich mit Gott versöhnt und vor dem Sohn die Knie gebeugt, oder sind in finsterem Trotz immer weiter in die äußerste Finsternis hinausgewandert. Und einst werden wir, du und ich, sie schauen und dem einst dreihundertfünfundsechzigjährigen, jetzt viel tausendjährigen Skalden und Seher Enoch in der wahren Walhalla lauschen, wie er uns auf goldener Harfe, schön wie niemals selbst ein Homer, von der großen vorsintflutlichen Welt und von einer großen Menschheit singt, wie er sie warnte und wie sie fiel und starb, und er von Gott ohne Tod hinweggenommen wurde.

Wie dein Leben, so dein Sterben! Auch von Völkern gilt das Wort! Groß und gewaltig war das vorsintflutliche Leben, und groß und gewaltig war das Gericht, das ihm ein Ende machte. Groß, einfach, voll Selbstsucht und Selbstbewußtsein lebten die vorsintflutlichen Riesen; großartig einfach war auch, was Gott von ihnen verlangte: „Fürchtet Gott und gebet Ihm die Ehre und betet an den, der gemacht hat Himmel

und Erde und das Meer und die Wasserbrunnen." Dazu verkündigte Henoch, der Prophet, das Endgericht. Und Noah baute unverdrossen, unbekümmert um den Spott der Zuschauer, mit Hunderten von vielleicht widerwillig ihm Untergebenen an der ungeheuren Arche. Aber die vielhundertjährigen Riesen hörten nicht auf Wort und That, schrieen überlaut und tobten wider einander. Da sprach Gott: „Das Ende alles Fleisches ist vor mich gekommen; die Menschen wollen sich von meinem Geist nicht mehr strafen lassen."

Über die alle Tiere fassende Arche pflegt der Ungläubige ohne Prüfung zu spotten. Ich habe im Christenboten (1883 Nr. 31, Stuttgart) gezeigt fürs erste, daß die Arche über 20000 Tonnen Gehalt hatte, während ein Panzerschiff mit nur 16000 ungeheure Maschinen mit mehreren Millionen Pfund Steinkohlen, eiserne Türme, Riesengeschütze samt Munition dazu, viele tausend Zentner schwere eiserne Panzerplatten und endlich fünf bis sechshundert Mann mit Lebensmitteln für Monate trägt. Fürs zweite zeigte ich, daß die Zahl der größeren und schwereren Landtierarten weit nicht so groß ist, als man sich vorstellt. Es gibt deren keine zweihundert, die über 100 Kilo oder mehr als der Mensch wiegen, nicht fünfzig, die über 500 Kilo, und nicht fünfzehn, die über 1000 Kilo wiegen, wenn auch die Zahl der kleineren und kleinsten bedeutender ist. Wie eine große Menagerie, welche die Haupttypen oft in mehreren Exemplaren vorführt, in einem gewöhnlichen Eisenbahnzug Platz hat, so zeigen eingehende Berechnungen, daß die Arche sehr wohl Platz für die Tiere, ihre Nahrung und Süßwasser für ein Jahr bot und dazu schöne Wohnräume für Noah und seine Familie.

Tag um Tag, Stunde um Stunde, Minute um Minute zerrann die 120jährige Frist. Und immer noch lachten die

Menschen, aßen und tranken, sprachen sicher und kühn davon, was sie alles in den nächsten Jahrhunderten thun und treiben wollten; der Jüngling freite die Jungfrau, der Mann baute sich ein festes Haus, die Mutter herzte ihr Kind, und sie alle wußten es nicht, daß das Ende alles Fleisches vor Gott gekommen war. Da, am siebzehnten Tage des zweiten Monats, im sechshundertsten Jahre des Lebens Noah, umwölkte sich zum erstenmal der immer blaue Himmel; von den Meeren her ertönte fernes Brausen, und zum erstenmal (1. Mos. 2, 5. 6) fielen vom Himmel große Wassertropfen, wie Thränen der Engel über eine dem Untergang geweihte Welt. Wie mögen da, erstaunt und trotzig, die Helden und die Riesen aufgeschaut und zuerst gemeint haben, auch etwas Himmelswasser fürchten sie nicht! Aber an den Meeresküsten brandeten schon wild empört gewaltige Wellen, stiegen immer höher, brachen immer weiter landeinwärts und wälzten bald Tausende von Menschen- und Tierleichen und viele Trümmer daher. Da erhob sich gen Himmel das Geschrei der fliehenden Millionen, denn die Wasser stiegen gewaltig und rasch; und als atemlose Flüchtlinge die Kunde brachten, die Quellen der Tiefe seien aufgebrochen und die Meere folgten ihnen auf der Ferse nach, und als von jedem Fels und Berg trüb schäumende, immer mehr anschwellende Bäche sich ergossen, da ergriffen wohl die vielhundertjährigen Recken mit starkem Arm Weib und Kind, erkletterten die Berge, schlugen mit der Faust den Löwen und den Bären nieder, die ihnen im Wege standen, wähnten sich gerettet und lachten wieder in altem Trotz. Und mancher fast tausendjährige Greis hat wohl, wie Methusalah, dessen Todesjahr in das der Sintflut fällt, lebenssatt die Flucht verschmäht, ließ sich unentwegt von den Wassern umspülen und starb ohne Klage.

Und fürchterlich, in bisher nicht gekannte Finsternis gehüllt, waren die Nächte für die noch lebenden Bewohner höher gelegener Länder und Hochebenen; unabläßig, unerbittlich strömte der ungewohnte kalte Regen von oben; immer näher und deutlicher hörte man das Brausen der heranstürmenden Gewässer und harrte bangend auf des Tages Licht. Aber so oft ein trüber Schein die von Dunst erfüllte Luft wieder durchdrang, war des Wassers mehr und des Landes weniger geworden; ganze Länder waren verschwunden, und erschöpft, keuchend kamen von unten Tausende von flüchtenden Menschen und Tieren. — Und immer noch kein Erbarmen! — Am grauen Himmel kein lichter Fleck! Immer wuchsen die Wasser, immer strömte der Regen herab, und erbebend erkannte die Menschheit, ihr Todestag sei gekommen. Erschütternd übertönte den Sturm das Schreien der sterbenden Väter, der ertrinkenden Mütter und der Kinder; heißes Flehen, wildes Fluchen schallte empor; aber am grauen Himmel war auf Fluch und Gebet keine Stimme noch Antwort; denn nach fünfzehnhundertjähriger Geduld hatte Gott sein Antlitz abgewandt, und die Erde den Engeln des Gerichts überlassen. Und nun lachten auch die Riesen und Gewaltigen nicht mehr; bleich und stumm, vor Hunger und Kälte halb erstarrt, schauten sie einander an; kämpften verzweifelnd in Sturm und Nacht um einen rettenden Baumstamm oder um einen Platz auf dem noch nicht überfluteten Fels; erbarmungslos schlug der Starke den Schwachen nieder in die Flut, und zum erstenmal zerrissen sie in rasendem Hunger Tiere und tranken ihr Blut. Aber unaufhaltsam, unerbittlich stiegen die Gewässer; bald sanken auch die letzten der Starken mit einem letzten Schrei unter. Und jetzt wurde es stiller auf Erden; die Millionen waren gestorben, und mit ihnen waren verschwunden der starke Löwe und der Elefant,

das edle Pferd und der schnelle Hirsch. Aus den nunmehr ruhigeren Wassern ragten nur noch Berge wie immer kleiner werdende Inseln heraus, und um die öden Gipfel flogen noch Scharen von Adlern und andern starken Vögeln, und auf den treibenden Hölzern saßen Geier und fraßen mit heiserem Gekrächze sich satt am Aas. Aber immer noch fiel der Regen, und nicht lange, so verschwanden auch die letzten Gipfel; müde flatterten noch einige Vögel umher, fielen dann entkräftet ins Wasser, schlugen matt mit den Flügeln und starben.

Da ward es ganz still auf Erden, totenstill, wie in einer Leichenkammer. Der Sturm hatte sich gelegt; unter dem grauen Himmel erstreckte sich, unübersehbar, uferlos, eine weite graue Wasserfläche, spiegelglatt, denn auch die Winde ruhten (1. Mos. 8, 1); und darauf schwamm die Arche wie ein großer schwarzer Sarg. — Eine Welt war in ihren Sünden gestorben! — Die erste Epoche der Weltgeschichte mit ihren großen Patriarchalreichen, kolossalen Bevölkerungen, eigentümlichen Civilisationen und weltbeherrschenden Geschlechtern war vorbei. Gott hatte sie aus dem Buche der Lebendigen gestrichen.

Aber vor solchen Gottesgerichten bäumt sich der ganze Stolz des gottlosen Sünders auf! — Daß ein Naturereignis, ein Kometenschweif etwa, das gethan, das ginge noch an; daß aber ein gerechter Gott in gerechtem Zorn also, wenn auch nur zeitlich, seine Geschöpfe vernichtet, und diese ungehorsamen Geister ins Gefängnis einschließt (1. Petr. 3, 19), das kann er sich nicht gefallen lassen! — So ein armer Sünder und hochmütiger Tropf meint, eine *ihm* applizierte Ohrfeige, ja eine über *ihn* gemachte verächtliche Bemerkung fordere blutige Satisfaktion, nur ein Menschenleben könne solche Beleidigung sühnen! Das sei er *seiner* Ehre schuldig! — Aber nach der

millionenfach beleidigten, beschimpften, besudelten, frech zu Füßen getretenen Ehre des ewigen Gottes fragt er nichts; ja, er weiß gar nicht einmal, daß dieser Gott auch eine Ehre hat! — Fünfzehn Jahrhunderte hindurch sah dieser langmütige Gott zu, wie diese seine Menschen, die Er schuf, die auf seiner Erde, in und von seinem Sonnenschein, von den Früchten, von dem Korn und Öl und Wein, die Er ihnen wachsen ließ, in der Kraft und Gesundheit und mit den Sinnen lebten, die sie von Ihm hatten, seine Gaben mißbrauchten, sein Recht übertraten, sein Wort verlachten, Ihn selber verhöhnten. — Da sammelte sich ungeheure Schuld! — Tag und Nacht wuchs sie, wie die Tropfen des unaufhaltsam, gleichmäßig fallenden Regens, bis der Thalkessel voll, und die Gewässer den Damm zersprengen und allen Verderben bringen. — Nicht so viele Regentropfen fielen in die Flut, als diese tausend Millionen Menschen in fünfzehn Jahrhunderten Gott oft beleidigt hatten! Was konnte Er dafür, daß sie dennoch genügten, um fünfzehn Ellen hoch alle Berge zu bedecken und die Sünder in dem Wasser der Schuld zu ertränken. — Denn nicht Gott, sondern unsre Werke strafen uns. — Könnte Satan Thränen der Buße weinen, so nähme ihn Gott wie den verlorenen Sohn an sein Herz. Aber die Quelle der Thränen ist ihm in verzehrendem Hochmut versiegt, und tritt er mit den Söhnen Gottes vor den Ewigen, so ergrimmt er beim bloßen Namen des Gerechten und ruft Gott mit geballter Faust zähneknirschend zu: „Laß mich ihn nur anrühren! Was gilt's? Er wird dir noch ins Angesicht fluchen!“ Da lodert in ihm selbstentzündete, seelenversengende Höllenglut und Qual auf!

So spricht der gerechte Gott: Die Sünde der Kananiter ist noch nicht voll; noch vierhundert Jahre sollen sie sie häufen, dann bricht das Gericht los. Ein großes Geheimnis, dieses

Gesetz vom Häufen von Schuld und Segen. Daß es aber in Wahrheit sich so verhält, zeigt die Geschichte der Welt, der Völker und des einzelnen. Und wie der einzelne zu Schuld und Strafe steht, daran wird das Prinzip erkannt, in dem er lebt, und ob er für Gott oder wider Gott eifert.

Als Beweis für eine einstige allgemeine Überschwemmung der Erde haben Naturforscher auf so manche hochgelegene Seen ohne Abflüsse, das Vorkommen von Seehunden im Baikalsee und auf den Salzgehalt andrer Seen wie des 1200 Meter über dem Meer gelegenen großen Salzsees von Utah gewiesen, und ebenso auf so viele Salzsteppen in Asien und den bedeutenden Salzgehalt der Sahara. Und was die Wassermenge und „die Brunnen der Tiefe" betrifft (1. Mos. 7, 12), so hat Parrot (Grundriß der Physik III. § 292) dargethan, daß mit Wasser gefüllte Höhlen im Innern der Erde, die nur den zweihundertsechzigsten Teil des Erdkörpers ausmachten, schon über zehn Millionen Kubikmeilen Wasser enthielten, also weit mehr als nötig, um auch ohne vierzigtägigen Regen die höchsten Berge der Erde zu bedecken. Es ist wohl denkbar, daß die durch allmähliche Erkaltung hervorgerufene Zusammenziehung der Erdrinde diese Wassermassen plötzlich hervorgepreßt habe.

Wie stimmt auch hier die Bibel, diese, selbst abgesehen von ihrer göttlichen Inspiration, ehrwürdigste und bewährteste Urkunde der Menschheit mit den Überlieferungen von Hunderten von Volksstämmen, vom Nord- zum Südpol, von Ost nach West, aus der alten und neuen Welt überein. Kein Ereignis der Weltgeschichte ist uns mit solcher Bestimmtheit und Allgemeinheit überliefert als diese Sint- oder Sindflut und ihre Einzelheiten: Immer werden in einem großen Schiffe acht Personen oder ein Mann mit drei Söhnen, bei dem Untergang

einer sündigen Welt gerettet, und auch die sieben Arten Tiere, die Taube und der Rabe fehlen gewöhnlich nicht. Noah, sagt Prof. S. Mutzl (Die Urgeschichte. Landshut 1843), ist der aus den Wassern mit seiner Familie gerettete Fohi der Chinesen und ebenso der Manu oder Me-Nu und Satyavrata der Inder, der Einführer des Opfers, der Übriggebliebene der großen Flut, von dem berichtet wird: seine drei Söhne hießen Schem oder Scherma, Charma und Yapeti; er trank Met und fluchte dem Charma. — Er ist der Xisutros der Chaldäer, der zur Zeit lebte, welche die Bibel für Noah angibt, der zehnte Stammvater nach Alluros (Noah, der zehnte nach Adam), der indische Dew-Kali und der mit seiner Frau Pyrrha allein der Flut entkommene Deukalion der Griechen, von dem Plutarch berichtet, er habe eine Taube aus dem Schiff fliegen lassen (Vollmer „Deukalion" S. auch Ovid, Met. lib. I. v. 319). Er ist der nach der Sage Arabien und Indien durchreisende, Pflug und Gesetz überall verbreitende Osiris der Ägypter, der Dwiwan der Kelten, der mit seiner Frau Dwiwach im „Schiff ohne Segel mit einem Paar aller Tiere" sich rettete (Marcel, de Serres, Cosmogonie), der mexikanische Koz-Koz, der mit seinem Weib Kozaguatl sich in einem Nachen auf den Berg Kolhuakan rettete, und deren Kinder je eine verschiedene Sprache von einer Taube lernten!" (Clavigero, Hist. del Mexico II, 6.) Er ist der Bergelmir der Skandinavier, der sich allein mit seinem Weib in einem Boot rettete, als das ganze Geschlecht der Riesen im Blut des Ymir ertrank (j. Edda: Gylfi's Verblendung), der Mitschapu und Wessu Nordamerikas, der Teppi, der einen Kolibri hinaussendet, und erst als dieser ein grünes Blatt bringt, sein Schiff verläßt u. s. w. Überall hat er den Menschen den Acker- und Weinbau gelehrt. Überall erzählen die Völker wie die Bibel: Aus den drei Söhnen

dieses Mannes ist das ganze Menschengeschlecht auf Erden entsprossen. Die Irokesen und die Indianer Floridas, Kubas, Mexikos erzählen von der großen Flut. So schreibt Alex. v. Humboldt (voyages aux régions équinox. III. 416): „Die Tamanaken erzählen: Ein Mann und ein Weib retteten sich vor der Flut auf einen hohen Berg und warfen nachher die Früchte der Muritiapalme rücklings, daraus Männer und Weiber aufs neue entstanden." Also auch hier die Sage von Deukalion. „Warum zankest du mit mir?" fragte ein Indianer vom Stamme der Atschagua auf Kuba einen der ersten gelandeten Spanier, Cabrera. „Sind wir nicht Brüder und stammst du nicht, gleich mir, von jenem ab, der das große Schiff baute und unser Geschlecht rettete?" Und er erzählte vom großen Boot und wie nachher der Greis dem einen gegen ihn frech gewesenen Sohn fluchte und den andern segnete. Sie selbst, erzählten ferner die Wilden, stammten vom ersten und müßten deshalb nackt gehen, während die Spanier gewiß vom Stamm des Gesegneten wären. (Graf v. Stolberg, Geschichte der Religionen I. Beilage.) — Den Regenbogen verehrten die Peruaner als Erinnerungszeichen an das Aufhören der Weltflut. „Aus der Höhle Pakaritanibo," erzählten sie, „sind nach der Flut sieben Inkas hervorgegangen und haben allein das Menschengeschlecht erneut." — Und auf den Sandwichinseln wurde der Fischer, der die Weltflut verursachte (wie kommen die Bewohner einer Insel im Weltmeer zu dieser scheinbar unmöglichen Vorstellung?), mit seiner Frau auf den Mauna Loa vom Geist der Wasser versetzt, wo er das Fallen der Wasser abwartete. — Und auch Japan feiert alljährlich gegen Ende August eine Totenfeier wegen der in der Sintflut umgekommenen Menschen (M. de Serres, Cosmogonie). — Ebenso allgemein und bestimmt tritt uns bei fast allen Völkern und selbst bei

Negerstämmen der Bericht vom Turmbau von Babel und von der Sprachverwirrung entgegen. — Wahrlich, Gott hat aus einem Blut das ganze Menschengeschlecht geschaffen!

Selbst das Datum der Sintflut ist durch die Übereinstimmung der Völker beglaubigt. Wie die Chinesen den Fohi oder Noah 2360 v. Chr. setzen, so lassen die Hindu ihr Kalijuga oder jetziges Zeitalter von der Sintflut an, 2380 Jahre v. Chr., entstehen, und der Chaldäer Berosus berechnet dieselbe, auf Sonnenjahre reduziert, genau zur biblischen Zeit, 2328 v. Chr. So sagten auch die Ägypter, das Reich der Menschen habe gegen 2400 v. Chr. angefangen; vorher hätten Halbgötter geherrscht. Überhaupt reicht die zuverlässige Geschichte keines Volkes über 2500 Jahre v. Chr., also bis vor rund 4500 Jahre! Darüber hinaus, sagt Prof. S. Mutzl, fangen die Sagen von Halbgöttern an. Endlich erkennt dieser ausgezeichnete Kenner der alten Geschichte Bilder der Sintflut in den chaldäischen Sternbildern des Wasserstroms (Eridanus) der Arche (Argo), des Centaurs oder Wolkenmanns, des Bechers, den Weinbau und die Trunkenheit Noahs andeutend, des Raben und der Taube in den Plejaden der Alten.

Auch dieser Noah und seine Nachkommen mögen immer noch gewaltige Existenzen, Helden und Recken gewesen sein. Vielleicht rühren von ihnen die über die Erde zerstreuten, so in Afrika und Kleinasien, am Mittelländischen Meer und in der Bretagne noch befindlichen, ganz ähnlichen, riesigen Denkmäler unbekannten Ursprungs her, so die Menhir und Dolmen (keltisch Tisch- und Hochsteine), wie die tausendzweihundert Obelisken von Carnac, hohe Felsenstücke von ungeheurem Ge-

wicht, tief in den Boden eingesenkt, deren Herbeischaffung und Aufstellung mit bloßer Handkraft als übermenschliche Leistungen überall von den Völkern den Riesen der Vorzeit zugeschrieben werden. So erzählt P. Loti in seinem Buch „la Galilée", von den Unterbauten Balbeks: „Kolossale Steinquader bis zu sechzig Fuß Länge (!) bei zwanzig Fuß und mehr Höhe liegen da, die, aufgerichtet, allein einen hohen Turm bildeten. Andre Monolithen, bis zu fünfundvierzig und fünfzig Fuß Höhe, also wie ein drei- bis vierstöckiges Haus, bilden Thürpfeiler. Und von den Erbauern keine Kunde! Keine Sage, kein Lied, keine Tradition gibt nur einen Wink, woher sie kamen, wer sie waren, wie ihr Name!" — „Vor diesen schrecklichen Bauten," fährt er fort, „begreift man nicht mehr, wie der Mensch sie bauen, noch wie die Zeit sie stürzen konnte. Wie nunmehr ewig unbewegliche Felsen stehen sie da. Man fühlt sich erdrückt durch das Bewußtsein, daß die heutigen Menschen nicht nur nichts Ähnliches erzeugen könnten, sondern auch unfähig wären, dieses Chaos von erschreckenden Trümmern wieder aufzurichten." — „Auf ihnen haben die Römer für uns immer noch riesenhafte, aber viel kleinere Bauten aufgeführt, so den unnachahmlichen Sonnentempel, mit achtzig Fuß hohen marmornen Säulen, zweimal höher als unsre Stadthäuser. Dann kamen Sarazenen und bauten kleiner noch, aber immer noch größer als wir. Die Abnahme der menschlichen Kraft ist schon an den angewandten Steinen sichtbar. Vor obigen Grundmauern nehmen sich alle unsre Paläste, Burgen, Kathedralen kleinlich, vergänglich aus, und wie aus Kieselsteinen, aus Brosamen zusammengesetzt!" — Oder sind das noch Reste von Bauten der vorsintflutlichen Riesen? Ein Eindruck der sich auch Lamartine bei ihrem Anblick mächtig aufdrang. Und haben die ungeheuren Wellen, die furchtbaren Wirbel und

Strömungen der Weltflut die so kolossalen Bauten halb weggespült?

Sehr interessant sind die Untersuchungen des oben angeführten Prof. der Geschichte, Seb. Mutzl, über die Noachiden. Er glaubt, daß dieser Noah, der in der Bibel so auffallend nach der Sintflut vom Schauplatz verschwindet, obgleich er noch dritthalb Jahrhunderte lebte, in diesen Jahrhunderten, wohl mit zahlreichen Söhnen und Enkeln, zuerst nach Ägypten kam, als der Osiris, von dem der Römer Tibull singt: „Kunstreich hat Osiris den Pflug, der erste, geschaffen — Und mit dem Eisen dem Grund lockere Schollen entwühlt; — Dieser lehrt an den Pfahl die schlanke Rebe zu binden, — Ihm auch träuften zum erstenmal mit dem Fuße gekeltert, — Reife Trauben des Weins herzerfreuenden Saft" (Carm. I, I eleg. 8).

Ferner findet Prof. Mutzl die Spuren Noahs in China, wohin er am Ende seines Lebens, wie auch Whiston, Bedford, Gatterer u. a. vermuten, über Mittelasien sich begab, und wo er vielleicht starb, als Abraham schon achtundfünfzig Jahre alt war. Er wäre der oben erwähnte Fo-hi, „der Sohn des Regenbogens", von dem die Chinesen erzählen: „Er hatte keinen Vater (ein schönes Bild seiner Abstammung aus einer untergegangenen Welt), sondern der Regenbogen hatte seine Mutter umfangen. Er baute das Land und pflanzte Weinberge. Er pflegte dem höchsten Geist Opfer zu bringen von sieben Arten von Tieren, daher sein Name; denn Fo-hi heißt der Opferer" (vergl. 1. Mos. 8, 20). Sein Reich zeichnete sich durch die Reinheit seiner Moral und dadurch aus, daß in China allein bis 67 nach Chr. keine Abgötterei, kein Götzenbild zu finden war und nur der Eine Gott verehrt wurde. Er hätte das erste astronomische Observatorium errichtet. Endlich stimmt, wie schon gesagt, die chinesische Angabe

seiner Lebenszeit genau mit der Bibel überein. Ferner erzählen die Chinesen vom Fall der Engel, dem Paradiese, den vier Flüssen; dem goldenen Weltalter, dem Falle des Menschen durch unmäßige Begier des Wissens, worauf die Tiere gegen ihn Krieg begannen und in drei oder fünf Stunden sich der Himmel veränderte und der Mensch nicht mehr derselbe war; endlich von einem Baum des Lebens und von der Sintflut. (Siehe auch v. Stolberg, Geschichte der Religionen.) Woher wissen sie das alles? Auch Renan ist über die Ähnlichkeit der historischen und geistigen Entwicklung der Chinesen und der Ägypter verblüfft. (Revue des 2 Mondes 1865. S. 679.)

Endlich weist die chinesische (nicht die mongolische oder paspa) Schrift eine große Ähnlichkeit des viereckigen monumentalen Habitus mit dem der hebräischen auf.

Fragt man, aus welchen Menschen das Reich Noahs bestand, so ist die Antwort einfach: Aus seinen Nachkommen. — Von der ungeheuren Vermehrung der Menschheit, sobald der Tod sie nicht hemmt und die Hälfte schon unter sieben Jahren wegrafft, machen wir uns keine rechte Vorstellung. Hatte Noah fünfzig Jahre nach der Sintflut nur zehn Kinder, und jedes zeugete wieder innerhalb des ersten Jahrhunderts seines Lebens zehn, und sie blieben alle am Leben, so läßt sich leicht berechnen, daß wir nach dreihundertundfünfzig Jahren schon in die vielen Millionen kommen. Eine schöne Erfüllung des Befehls Gottes an Noah: Mehret euch und „wimmelt" (Grundtext) auf der Erde und füllet sie.

Eigentümlich mutet uns die Annahme an, daß China, dieses Riesenreich, an Alter das ehrwürdigste, ein Viertel der Menschheit umfassend, vom Altvater Noah gegründet worden sein soll. Wohl ist es jetzt fast nur noch eine Mumie; aber als Germanen, Kelten und Angeln dem Namen nach noch nicht

existierten, ein Jahrtausend ehe Romulus den Platz umpflügte, wo einst Rom stehen sollte, stand es schon da, von der übrigen Welt abgeschieden, mächtig und groß und civilisiert, mit starker Hierarchie und festem Verband, weisen Einrichtungen und patriarchalischen Gesetzen, eigener Religion und Kunst, mit großem Luxus und großer Pracht, brannte Steinkohlen, fabrizierte Schießpulver, trieb vorzügliche Industrie, Feldbau und Fischzucht. — Wo sind nun das alte Rom, Memphis und Babylon? — Peking steht noch und mitten in dieser ungeheuren, nach den vier magnetischen Weltgegenden regelmäßig orientierten, fest umwallten Weltstadt, mit ihren endlosen, streng nach Rang und Stand und Beruf geschiedenen roten und gelben Städten erhebt sich immer noch hinter langen hohen Mauern in alter Pracht und fabelhaftem Reichtum der unzugängliche Palast des „Sohns des Himmels", des Verehrers Fo-hi's. Alljährlich am 21. Dezember begibt er sich in den schon 1120 vor Chr., also lang vor Confucius bestehenden Tempel der einzigen Gottheit und des Ackerbaus, opfert dort einen Stier und pflügt mit eigner Hand ein Stück Land!

Nach Mutzl hätte sich der Noachide Sem, der erst im sechshundertsten Jahre starb, als Isaak schon hundertundzehn Jahre alt war, nach Südost gewendet, und wäre der Dschem-Schyd (Schyd bedeutet Glanz, ist also nur ein Attribut, wie Ammon-Rha) der Perser, der Scherma der Hindu, von dem sie sagen, er habe die Höhlenstadt Schem-Bamian gegründet, später Buddh-Bamian, mit zwei, 120 Fuß und 57 Fuß hohen, in Felsen gehauenen Statuen, vielleicht ein Abbild des Sem! Fl. Josephus spricht von einer Schrift Sems, die zu seiner Zeit noch in Syrien existierte. Ausdrücklich erzählen die Orientalen, daß Persien noch menschenleer gewesen sei, als der mächtige Dschem-Schyd von Nordost herunterzog. Sein Reich,

sagen sie, war sehr groß; er grub Metalle aus, baute Städte, kelterte zuerst Wein und regierte mit Kraft und Weisheit dreihundert Jahre. — Wir wissen nach der Bibel, daß er bis 1826 vor Christo lebte. Als er, der Vorsintflutliche, Vielgewanderte, Reichegründende, die Menschheit Jahrhunderte lang Unterrichtende, endlich, sechshundert Jahre alt, starb, blühten bereits Babylon, Assyrien, Sidon als mächtige Staaten, in Griechenland war bereits Argos gegründet, in Italien saßen schon die Liguren, Etrusker u. s. w., in Syrien stand schon Damaskus, und der alte Noachide hatte zahllose Enkelgeschlechter überlebt; so nacheinander Arpakšad, seinen Sohn, dann Schelach, Heber, Peleg, Reghu, Serug, diese Semiten mit teils über vierhundertjähriger Lebensdauer; und selbst Nahor, Tarah und Abraham waren „zu ihren Vätern versammelt" und Isaak schon hundertundzehn Jahre alt!

Cham wandte sich nach Ägypten, wie der Name, „das Land des Cham", zeigt (Ps. 104, 23. 27; 105, 22 u. a.); bei Plutarch heißt Ägypten Chemia; im Koptischen „Chemi"; Memphis von Menu oder Menes, Noah oder einem Noachiden, gebaut. „Die Dynastienregister übereinander gestellt," sagt Mutzl, „reichen über 5684 Jahre v. Chr. hinauf; ungefähr so, wie wenn wir die gleichzeitigen Regenten in den verschiedenen Staaten Deutschlands übereinander stellen wollten! Champollion bewundert den hohen Grad von Kunstfertigkeit, welcher sich in den allerältesten Bauüberresten Ägyptens ausspricht. Dieses Rätsel löst sich auf dem biblischen Standpunkt von selbst; denn die Noachiden waren kein Geschlecht von gestern her; Cham selbst war noch ein Sohn der Urwelt, hatte ihre Städte und Staaten gekannt, hatte selbst mit seinen Söhnen am Bau Babels teilgenommen, und von rohen Anfängen und einer geistigen Kindheit kann unter solchen Umständen nicht die Rede

sein. Wie lange noch werden wir uns wundern über das, was Ägyptens älteste Denkmäler zu uns reden, und fabeln, daß der Zustand der Wildheit der erste des Menschen auf Erden gewesen sei?" Chams Spuren und die seiner Nachkommen weist Prof. Mutzl bis an die Gibraltarstraße nach und führt manches an, das dafür spricht, Amerika sei von Chamiten zuerst bevölkert worden. (Vergl. obigen Ausspruch des Kubaners.)

Solche großartige, gewaltige Bilder der Vergangenheit zeichnen uns Bibel und Weltgeschichte; von solchen großen Männern von Ruhm, so erzählen einstimmig die Sage und die Überlieferungen aller Völker, stammen wir ab, und brauchen uns also nicht unsres Geschlechts zu schämen. Wie abgeschmackt nimmt sich gegenüber dieser imposanten Übereinstimmung von Millionen von Zeugen und Aussagen der Streit moderner Gelehrter darüber aus, ob einige Feuersteinsplitter schon vor fünfzigtausend Jahren vom Urmenschen geschliffen wurden, oder ob sie, wie andre Gelehrte behaupten, nur fünftausend, oder nach noch andern erst zwölfhundert Jahre alt sind!

Schön war noch das damalige Leben. Diese Menschen durften die Folgen ihres Thuns erleben und genießen, ihren Willen, ihre Ideen der Welt, ihrem Geschlecht und ihrem Volk aufprägen und viele nachkommende Generationen nach ihrem Bild gestalten. — Wir pflanzen Bäume und essen nicht ihre Früchte, Weinberge und trinken nicht ihren Wein, bauen Häuser und wohnen nicht darin, freien ein Weib, eine Idee, Ideale, und ein andrer führt sie heim. Wir zeugen Kinder und verlassen sie; und sie folgen nicht unsern Fußstapfen; und ehe der Hall aus unserm Mund verhallt, sind wir nicht mehr da! — Man frägt nach uns und erfährt, wir seien schon tot. — Denn je mehr wir uns von dem Prinzip der Ewigkeit entfernen, desto

vergänglicher! Bald werden wir mit sechs Jahren keine Kinder mehr sein, mit zwölf nervöse Jünglinge, mit dreißig überarbeitete Männer, mit fünfzig abgeschaffte, lebensmüde Greise. — Und das heißen wir Fortschritt! — So ein starker Noachide herrschte dreihundert bis vierhundert Jahre lang über große Völker; wo sind heute, nach kaum hundert Jahren, die Napoleoniden? — Und das nennen wir Dynastien!

Wohl uns, daß uns ein Leben auf der neuen Erde verheißen ist, in dem wir nicht mehr vorüberhuschende Schatten sind, sondern noch ganz anders als die Noachiden festen Besitz von der Gotteswelt ergreifen werden, und behaglich Äonen hindurch sie beherrschen. — „Sie sollen das Erdreich besitzen!"

Die Entwicklung und die Geschicke dieser Menschheit wollen wir hier nicht weiter verfolgen, da wir keine Weltgeschichte schreiben. Was aber die in dieser Geschichte sich offenbarenden göttlichen Gesetze betrifft, so verweise ich auf meinen ersten Band „Naturstudium und Christentum".

Was sagt uns nun die Bibel vom jetzigen Zustand der Menschheit? — Sie haben ihren Weg verkehrt; sie sind alle von Gott abgewichen; da ist keiner der Gutes thut, auch nicht einer! — Die Welt liegt im Argen, und ihre Freundschaft ist Feindschaft wider Gott! — „Das sind harte Worte, wer mag sie hören!" — Aber sehen wir uns in dieser Welt um, so sieht die Menschheit doch ganz so aus, wie ein kränkelnder, welkender Baum, dem der Lebenssaft abgeschnitten. Nicht sowohl wir Christen sagen es, als vielmehr die Kinder dieser Welt, die sich die vornehme Welt, die gute Gesellschaft, le grand monde, le beau monde, nennen. Sie selber rufen es

laut, daß sie nichts mehr lieben, nichts mehr glauben, nichts mehr hoffen; daß sie blind und taub geworden sind für alles Göttliche, daß ihr Leben sich nur um Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Wesen dreht, daß die Kräfte der zukünftigen Welt sie völlig kalt und gleichgültig lassen, daß die Welt ihnen eine Maschine geworden und sie sich wie eine hölzerne Uhr vorkommen, die still steht, wenn das Gewicht abgelaufen oder abgerissen ist. Sie sind es, die über sich und gegen sich zeugen. Warum sollen wir ihr Zeugnis, das so auffallend mit der Bibel stimmt, nicht annehmen? — Dabei spielen sie mit der Sünde, wie ein Idiot mit einer Klapperschlange, die ihn schon tödlich gestochen hat, und er merkt es nicht. — Und sie verzweifeln alle, die Ibseniſten und die Sudermanniſten, die Naturaliſten und die Ästhetiker, die Sociologen und die Weltverbesserer, die Fortschrittler und die Aufgeklärten, die Romanschreiber und die Bühnenautoren. Ihr Lachen klingt hohl; ihr Witz ist Galgenhumor. Sie haben keinen Frieden; wie könnten sie uns welchen geben? Sie wissen keinen Rat; wie sollen sie uns raten? Sie fürchten sich selbst vor dem grausigen Fatum; wie sollen sie uns trösten? Sie seufzen wie wir alle unter eigner Schuld; wie sollen sie uns unsre abnehmen? Sie pfeifen uns ein Liedlein vor, das uns ein Stündchen lang unser Elend vergessen läßt; und ist die Posse aus, so sind wir noch ärmer, leerer, fried- und ruheloser, irrer an uns, an Gott und an der Welt, denn zuvor! — Das leugne, wer kann!

Dabei nennen sie sich die „Vorurteilsfreien“ und „Vorurteilslosen“ und sind wie keiner voll von Vorurteilen, sind gegen alles Göttliche und Religiöse eingenommen, gegen alles Hoffen und Glauben, gegen alles, was Jahrtausende lang den Millionen Trost, Kraft, Frieden gab; sind gefangen und

gefesselt in geistigen oder vielmehr geistlosen Moden, in vorgefaßten Meinungen und entlehnten Redensarten und Schlagwörtern, leben im blinden, prüfungslosen, beseligenden Glauben, daß es sechstausend — nein! fünfzigtausend oder dreihunderttausend Jahre lang, — genau wissen sie es nicht, — nur Dummköpfe auf Erden gab, und daß wir erst jetzt entdeckt haben, daß das Wasser näßt und das Feuer brennt, daß das Gras grün und der Himmel blau ist.

Doch sind sie gottlob nur eine, freilich viele um sich her berückende Minorität, so sehr sie sich als die Menschheit gebärden. Die vielen Millionen, die auf der weiten Erde wohnen, merken im ganzen wenig und wollen wenig wissen von diesen Weisen und ihrer gottfeindlichen Weisheit, und Gott erhält sie durch eine oft scheinbar harte Zucht der Arbeit und der Not in gesunder Berührung mit der gesunden Natur und ihren gesunden Gesetzen, in der Einfachheit und Einfalt ihrer Sitten und in der Furcht eines Gottes, den sie freilich mehr nur ahnen als kennen.

Und neben und inmitten dieser millionenfachen stets wirbelnden Weltgeschichte, die sich in scheinbar planlosem Gewirr von Tausenden von widerstreitenden Faktoren bewegt und durch diplomatische Verwicklungen, Welthandel, Kolonial- und innere Politik, Erfindungen und Neuerungen, durch Kriege und Umwälzungen hindurch einem unbekannten Ziele zueilt; über diesem Kampf ums Dasein und hinter den Coulissen dieses Chaos und Gewühls auf dem Markt des Lebens waltet eine unheimliche und eine heilige Geisterwelt; Boten und Diener und Gewalten des Lichts und der Finsternis beeinflussen und lenken die Thaten und Gedanken der Menschen, ziehen und weben an den unsichtbaren Fäden, die uns unbemerkt und stark wie diamantene Ketten, dorthin und dahin leiten.

Im feurigen Mittelpunkt und Lebenszentrum dieser Terra sitzt im Zornfeuer ihres und seines Herzens Diabolos, ihr Gott, ein Fürst der Finsternis und der Luft, und inspiriert Tag und Nacht alle Geschöpfe, die auf Erden wohnen; und täglich, nächtlich umschwärmen seine Geister die Großen und die Kleinen und suchen zu fällen Leib und Seele. Sie schüren den Hochmut und mehren die geistige Blindheit und flüstern dem Menschen Gotteslästerung zu; und mit ausgestreckter Hand fliegen sie ihm nach und harren der Stunde, wo der Zeiger fallen und die Uhr stille stehen soll; denn sie dienen dem, der den Menschen in harte Fesseln der Krankheit bindet und der die Gewalt des Todes hat! — „Soll man nicht," fragt Christus, „lösen diese Tochter Abrahams, die Satanas gebunden hat diese achtzehn Jahre?" — Dann schlägt hier einer den Menschen mit der Faust an die Stirn, daß er zurücktaumelt und niederstürzt, oder greift ihm mit eiskalter Hand ins Herz, daß es zuckt und still steht, und er fällt und stirbt — und seine Mitmenschen sind sehr betroffen ob dem so unerwarteten Schlaganfall! — oder da bläst einer den Menschen an — der erblaßt, seine Lebenskraft ist gebrochen, er siecht dahin und stirbt; der Arzt seciert ihn und weiß genau, woran er gestorben: Hypertrophie des Herzens oder Unterleibstuberkulose. — Ha! wie lachen da so höhnisch die Dämonen! Und noch andre toben in den Lüften, wehen Städte um und richten Schiffe zu Grunde; oder in unterirdischem Feuer, und erschüttern die Erde in ihren Zornausbrüchen, daß Tausende von Leichen das Land oder das Meer bedecken. Dann sprechen die Menschen klug von blinden Naturkräften und von elementaren Ereignissen. — Wie grinsen da die Unseligen!

Aber andre sind da, die Sklaven des lebendigen Gottes, mächtige Fürsten des Lichts, die einundzwanzig Tage kämpfen

mit den Fürsten der Finsternis, die Reiche und Völker ins Verderben stürzen wollen (Dan. 10, 13, 20—11, 1) und stehen den Königen als Helfer und Schutz bei; sie leiten die Geschicke der Nationen und entscheiden nach dem Rat der Sehenden in den oberen Himmeln, ob auf Erden Krieg oder Frieden sein soll, ob Reiche und ihre Herrscher entstehen oder vergehen sollen, und alles Toben und Wogen der Völker ist ein schwacher Widerhall ihres mächtigen Thuns; denn sie sind die wahren Staatslenker und Diplomaten.

Und diese durch die Abgründe des Raums dahinfliegende Menschheit begleiten auch mitfliegende Scharen von dienenden Engeln, darunter die der Kleinen, die stets das Angesicht des Vaters schauen. Sie trauern, daß wir, ihre Brüder, blind und taub so emsig Sand und Spreu sammeln, nach Goldfliegen und roten Schmetterlingen jagen und uns wütend um einige Quadratfuß der Erdoberfläche bekämpfen, und der Ewigkeit vergessen. — Aber in Treue und Liebe verrichten sie ihres Vaters Geschäfte, schweben in Gottes Frieden um die dunkle Erde. Wo das Ebenbild Gottes, der Mensch, sich müht und klagt und weint, betet, hofft und liebt, sind sie ungesehen da, tröstend und stärkend, auf dem sturmbedrohten Schiff und in Bergeseinsamkeit, in den Hütten und in den Dachkammern oft, in Palästen selten; und an manchem hellerleuchteten Bau, aus dem Musik und Gesang erschallt, gehen sie mit abgewendetem Angesicht vorbei; denn schon erglüht auf der Schwelle das Zeichen des zweiten Todes. Aber ihre Haupt- und Lieblingsaufgabe ist, denen zu dienen, die die ewige Seligkeit ererben sollen, ihnen zu bringen Himmelsbrot, sie zu stärken in bangster Stunde und auf ihre Stirne den Buchstaben Tau (Hes. 9, 4—6) zu zeichnen, damit sie im Orkan des Gerichts vor den Engeln des Verderbens unantastbar dastehen!

Denn stets arbeitet der Heilige Geist unsichtbar an der Herstellung und Absonderung und Heiligung der großen Schar aus allen Völkern, Nationen und Sprachen, die einst in weißen Kleidern vor Gottes Thron stehen werden, hervorgegangen aus großer Trübsal. Einstweilen wandeln sie in schlichtem oder schlechtem Gewand, vielfach gebeugt und gebückt, in mancher Schwäche und vielen Irrtümern und Fehlern, und von der zukünftigen Herrlichkeit ist an ihnen nichts zu sehen. Sie sind Narren und doch weise, arm und doch reich, schwach und voll Kraft, sind ohnmächtig und schützen die Welt. Sie sind tot, und ihr Leben ist in Christo verborgen.

Wohin fährt dieser Mensch, dieses wunderbarste aller Geschöpfe Gottes auf Erden, mit seinem Leid, mit seiner Freude, mit seinem Hoffen und Bangen, sorglos und mühevoll, getrost und verzweifelnd, alles und nichts glaubend?

Wie er sich mit erdichteten unzähligen Jahrhunderttausenden über die Thatsache seiner vor kaum sechstausend Jahren, einer Sekunde der Ewigkeit, geschehenen göttlichen Erschaffung zu täuschen sucht und täuschen möchte, weil er vor jeder Berührung mit Gott zusammenschaudert und sich hinter alle Bäume des Gartens versteckt, wenn er seine Stimme hört, so möchte er sich durch einige eingebildete Jahrmillionen zukünftiger Existenz auf dieser dunkeln Erde beruhigen vor den Schrecken des kommenden Gerichts. Setzt auch die Bibel keinen Termin für die Dauer der Erde fest, so deutet Daniel mit seinen vier Weltreichen, — in der Fortsetzung des vierten, des römischen, leben wir — „nach welchen der Herr Gott ein ewiges Reich errichten wird, das nie vergehen wird", auf einen

nicht mehr sehr entfernten Abschluß der Weltgeschichte. — Auch hier würde der Mensch ein Naturereignis dem persönlichen Eingreifen Gottes vorziehen. — In allerlei phantastischen Beschreibungen wird uns die Zerstörung der Erde durch Zusammenstoß mit einem Kometen geschildert, eine Vorstellung, der wir bei verschiedenen Völkern, auch schon im Altertum begegnen. „Wenn einst Ahriman," sagen die Perser, „den Kometen Gurzcher auf die Erde wirft, so verbrennt Himmel, Erde und Hölle in einem großen Weltbrand. Aber dadurch wird das Weltall gereinigt werden." — Ebenso sagen die Verehrer des Schiwa in Indien: Schiwa wird mit zehn Geistern der Zerstörung einen Kometen zwischen dem Mond und der Erde herrollen, worauf die Welt in Asche sinken wird. — Ist diese heutzutage so oft wiederkehrende Vorstellung schon eine Ahnung des nahen Endes? — Denn Gott kann ein solches astronomisches Ereignis wohl mit seinem Gericht und mit dem Erscheinen des Menschensohnes in seiner Zukunft zusammenfallen lassen. Dann sieht Er und seine starken Engel mit Ihm, schon von Anfang an diesen flammenden Diener, den Er zum Gericht und zur Vernichtung schuf, wie er mit Windeseile, aus fernen Sternenräumen immer schneller auf die Erde stürzt, auf die durch das Weltall hindurch Gottes Finger ihn weist, uns noch unsichtbar, und doch wer weiß, ob nur noch zwei, ob ein Jahrhundert noch entfernt! am Himmel einige Schritte! ein paar Sekunden!

Auch dieses Ende der Erde durch das Feuer glauben die verschiedensten Völker. So sagten die Mexikaner, „wir befänden uns im vierten Zeitalter, das mit einem allgemeinen Ausbruch des Feuers aus allen Schlunden der Erde enden werde" (Prof. S. Mutzl). Denselben Glauben haben wir in der isländischen Saga gefunden. Schon Seneka und Ovid

lehren den endlichen Weltbrand, wie selbst ein bibelungläubiger Carus Sterne schreibt, daß der Naturforscher dasselbe annehme wie der Christ. Davon spricht der Apostel Petrus ein ernstes Wort: „In den letzten Tagen werden Spötter kommen, die nach ihren eignen Lüsten wandeln und sagen: Wo ist die Verheißung seiner Zukunft? Denn seitdem die Väter entschlafen sind, bleibt alles so von Anfang der Schöpfung an. Denn nach ihrem eignen Willen ist ihnen dies verborgen, daß von alters her Himmel und Erde waren, und eine Erde entstehend aus Wasser und im Wasser durch das Wort Gottes, durch welche [Wasser] die damalige Welt, vom Wasser überschwemmt, unterging. Die jetzigen Himmel aber und die Erde sind durch sein Wort aufbewahrt, für das Feuer behalten auf den Tag des Gerichts und des Verderbens der gottlosen Menschen. Es wird aber der Tag des Herrn kommen wie ein Dieb, an welchem die Himmel vergehen werden mit gewaltigem Geräusch, die Elemente aber im Brande werden aufgelöst und die Erde und ihre Werke auf ihr verbrannt werden" (2. Petri 3, 3—10).

Eingehender spricht davon die Offenbarung, dieses Buch des Endes, das mit dem Buch des Anfangs es gemeinschaftlich hat, daß es sich von den Menschen als Märchen verspotten lassen muß.

Ist aber vollendet, was darin geschrieben steht, so ist die irdische Geschichte vorbei — ein Vergangenes, eine Erinnerung nur, ja ein Vergessenes! (Jes. 65, 17) ein Nebensatz in Klammern in der großen, endlosen Rede Gottes, eine kleine Episode im großen göttlichen Lustspiel, ein Zeitliches und Vergängliches zwischen zwei unvergänglichen Ewigkeiten, ein Wölkchen, das über die Sonne zog, ein Augenblick des Leids und der Sünde. Und nun ist auf ewig der Mensch das, als was er

einst geschaffen, ein Abbild Jehovahs, sein Vicekönig und Stellvertreter auf der neuen Erde, voll Macht und Weisheit und Pracht; nicht mehr ein Sklave der Natur, sondern ihr Herr und Gebieter. Ihm erglänzt nun ewig die ewige Sonne des Lebens in alter und ewiger Pracht; vergessen ist Leid und Geschrei, Arbeit und Tod; die Sphären drehen sich mit ewigem Gesang, der Harfendonner der Erlösten ertönt ewiglich, die starken Engel fliegen in ihrer Kraft von Sonnen zu Sonnen und verkünden Gottes Befehle, und die Cherubim und Seraphim verdecken vor der Majestät ihr Angesicht und beten an. — Der Name Gottes ist geheiligt, Sein Reich ist gekommen; Sein Wille geschieht auf der neuen Erde wie im Himmel; und Sein ist die Kraft, das Reich und die Herrlichkeit in den Ewigkeiten der Ewigkeiten. Amen!

IV.

Mann und Weib.

Eins der schönsten und interessantesten der göttlichen Naturgesetze ist das Gesetz des Geschlechts, weshalb es sich lohnt, hier sowohl dieses Gesetz als auch die heutigen Versuche, sich von demselben zu emanzipieren, näher zu beleuchten.

Die Menschheit ist, wie alle Organismen, in ein weibliches und männliches Geschlecht geteilt, in diesen Parallelismus von zwei entsprechenden und doch verschiedenen und eben deshalb sich anziehenden und ergänzenden Formen. — Durch die ganze Welt geht diese Trennung, dieser Gegensatz. Nach Beobachtungen von über 20000 Pflanzen von F. Heya in Halle ist das Verhältnis der Geschlechter beim Bingelkraut wie beim Menschen eine konstante Zahl, 100 weibliche zu 105 männlichen, geschieht also nach einem inneren, von äußeren Einflüssen unabhängigen Gesetz. Ferner ist das Geschlecht der zukünftigen Pflanze schon im Samenkorn entschieden und kann nicht mehr abgeändert werden; endlich unterscheiden sich auch äußerlich die männlichen Pflanzen von den weiblichen und verhalten sich im Sonnenlicht und im Schatten verschieden. Ebenso ist bei den niedersten Organismen, ja selbst bei den nur noch aus einer Zelle bestehenden Infusorien dieser Geschlechtsgegensatz, wie auch ein gegenseitiges Aufsuchen deutlich erkennbar; wunderbare, un-

heimliche Seelenregungen eines fast organlosen Organismus. — Je höher im Tierreich, desto schöner und sozusagen menschlicher gestaltet sich, wie das Verhältnis der Jungen zu den Eltern, so auch das von Männchen und Weibchen. Die ritterliche Gesinnung des stets zum Schutz und zur Verteidigung seiner Ehehälfte bereiten Stieres, Widders, Hirsches und selbst der Raubtiere, die mit ihrer Beute ihre Familie versorgen, die eheliche Treue der Turteltaube und des Storchs, sind ebenso bekannt wie die Mutterliebe so vieler Tiere, so des Eisbären und des Wals, und mit Recht hat eine Löwenfamilie schon oft als schönes Motiv dem Künstler gedient. Schön drücken sich die verschiedenen Bestimmungen der Geschlechter schon im Äußern bei den wilden, ihre Jungen ernährenden Weibchen und den starken, mit Mähnen und Hörnern bewaffneten, stolzen, stets kampfbereiten Männchen aus. So erzählen die Römer (L. v. Ranke, Weltgeschichte, Band I, S. 347), wie Romulus, mit der Toga nach gabinischem Ritus über den Kopf geworfen (das dunkle Fatum anzeigend), den Stier und die Kuh vor den Pflug schirrte, mit dem er die Mauer Roms bezeichnete; den Stier nach außen, um die Streitbarkeit gegen Fremde, die Kuh nach innen, um die Fruchtbarkeit zu bezeichnen. Diese Alten waren große Symboliker.

Warum und woher zwei Geschlechter, und warum nur zwei? Woher dieser Gegensatz? Bestand er schon von Ewigkeit her oder ist er eine spätere kreatürliche Unvollkommenheit? — Alte Weisen wollten ihn auf die geraden und ungeraden Zahlen, also auf das Ursprünglichste zurückführen, und so spricht auch die jüdische Kabbala von einem Weiblichen in Gott als Malchuth, die ewige Weisheit oder der Heilige Geist. — Babylonier und Phönizier betrachteten die Natur als das Erzeugnis vom Wechselspiel des männlichen und zeugenden Prinzips, Baals

oder der Sonne, und des weiblichen und empfangenden, Astaroth oder Astarte, dem Mond, wie auch Chinesen zwei Urprinzipien der Dinge unterscheiden, das männliche Yang und das weibliche Yeng.

Manche Theosophen dagegen, so Böhme, St. Martin u. a. halten dafür, daß die Trennung in Geschlechter bei dem in Gottes Bild zuerst geschlechtslos geschaffenen Menschen den ersten Abfall bezeichnet, und berufen sich auf den Gegensatz zwischen: „Und Gott sahe an alles, und es war sehr gut" und dem Wort: „Und Gott sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei." — So schreibt Culmann in seiner Ethik S. 45: „Wir sagen, daß es des Menschen, als göttlichen Ebenbildes, allein würdig gewesen wäre, seine Söhne gerade so zu erzeugen, wie die Söhne und Starken Gottes, die Engel, aus Gott gezeugt werden. Dies hätte der Mensch gekonnt, wenn das bei ihm geblieben wäre, was mit der Erschaffung des Weibes von ihm genommen wurde und durch das Wort Rippe (Zela) gar nicht erschöpft wird. Man muß es wahrlich sehr leicht nehmen mit dem Wort: es ist nicht gut; sehr leicht mit dem Schlaf Adams und der verdächtigen Verwandtschaft zwischen Schlaf und Tod; sehr leicht mit dem gewaltsamen Eingriff Gottes in die Ökonomie des menschlichen Leibes, kraft dessen eine seiner ‚Rippen' gleichsam anatomisch von ihm geschieden und die entstandene Lücke geschlossen wird mit Fleisch; sehr leicht mit der Thatsache, daß alles, was um des Menschen willen geschaffen wird, vor ihm ins Dasein tritt, das Weib aber, das gleichfalls um Adams willen da ist, nach ihm entsteht; sehr leicht mit der andern Thatsache, daß das ganze Schöpfungswerk bisher in normaler Stufenfolge von niederem zu höherem fortschritt, nun aber auf dem erreichten Höhepunkt des Erstgeschaffenen auf einmal mit Erschaffung des

Weibes zu niederem sich wendet und demgemäß eine rückgängige Bewegung einschlägt; mit dem allem muß man es sehr leicht nehmen, wenn man behaupten will, die Erschaffung des Weibes sei die Vollendung der Schöpfung. Wir bezeichnen sie geradezu als einen Rückschritt zu ihrer Nichtvollendung; als eine notwendig gewordene Stütze für das bereits Einsturz drohende Gebäude der göttlichen Ebenbildlichkeit."

Wie dem auch sei, deutet die Thatsache, daß Eva nicht auf natürlichem, kreatürlichem Wege entstanden, sondern als göttliche Schöpfung bezeichnet wird: „Und Jehovah, Gott, baute die Rippe zu einem Weibe," auf eine tiefe Wurzel ihrer Entstehung. Jedenfalls haben wir nun die Thatsache der Geschlechter als eine einmal bestehende und göttlich gewollte aufzufassen, und unsre Aufgabe ist zu erforschen, was das Wort Gottes und was die Natur uns über das Verhältnis dieser zwei Geschlechter zu einander sagen, wobei Grundanschauung bleibt: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!" Was Adam und Eva ohne den Sündenfall geblieben und geworden wären, wie voll göttlicher Kraft er, wie entzückend, himmlisch schön und anmutig sie, was für Kinder sie gezeugt hätten, wissen wir nicht. Nun aber ist der Mann dazu da, im Schweiße seines Angesichts den um seinetwillen verfluchten Acker zu bauen, bis er wieder zum Staube wird, aus dem er gemacht; und Aufgabe der Frau ist es, mit Schmerzen zu gebären und dem Mann unterthan zu sein. Harte Worte; wenn aber Gott solche Worte wie Felsen an den Weg des Lebens hinstellt, so kann der Mensch zwar daran kritteln und nörgeln, oder über die rauhe Oberfläche und die unkünstliche Figur spotten, aber nicht sie erschüttern; und mit aller Empörung dagegen schafft er sich nur Mühe, Schuld und Strafe.

Ein jedes nach seiner Art; so lautet das göttliche Gesetz der göttlichen Schöpfung. — Auch hier. — Das große inhaltsschwere Wort: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehilfin machen, die ihm entspreche“ (Grundtext), ist die Formel, das Gesetz des Weibes. Also eine „Gehilfin“, nicht seinesgleichen; und noch weniger eine Herrin; „die ihm entspreche,“ nicht die ihn ersetze; die ihm gibt, was ihm fehlt, und von ihm bekommt, was sie nicht hat. Eine Entsprechung ist das Gegenteil einer Gleichheit, ist nur bei Ungleichheit möglich, und beruht auf Verschiedenheit. Der Mann seinerseits wird hier als der Hilfe und der Entsprechung bedürftig und an sich nicht vollständig bezeichnet. — Daß die Frau als eine andre und neue Individualität hier höher steht, als wenn sie nur die Wiederholung und kleinere Kopie des Mannes wäre, ist eine zu beachtende Schönheit. — „Eine Gehilfin,“ denn der Mann, durch die Sünde geschwächt, bedarf einer Hilfe; „der Mann ist nicht ohne das Weib, wie das Weib nicht ohne den Mann.“ Auch ein Wort, das die auf Verschiedenheit beruhende Entsprechung von Mann und Weib betont. — Denn der Gott, der spricht: „Ich bin, der ich bin,“ liebt, wie wir im vorigen Kapitel bemerkten, Individualitäten und Individuelles. Er haßt die Imitation und die Fabrikarbeit, die bloße Wiederholung, die Kopie; er zeichnet nicht ein Blatt am Baum wie das andre, das ist bezeichnend für sein Thun im Gegensatz zu dem des Geschöpfes, des Menschen. Und diese von ihm geschaffenen Gegensätze, diese Unterschiede und Verschiedenheiten sind heilig; das Geschöpf soll sie achten; sie verwischen oder nur schwächen, ist Sünde. Dieses Prinzip zieht sich durch das ganze mosaische Gesetz hindurch, und die jüdische Weisheit befiehlt eine rührende Ehrerbietung für die göttliche Form. So ver-

bietet das Gesetz streng, daß Frauen und Männer nur Kleider wechseln. „Wer solches thut, ist dem Herrn ein Greuel." Ein so ernstes Wort geht tiefer als eine bloße Trachtverordnung. — So spricht die edle Gudrun, als die Helden der Frierenden ihre Mäntel anbieten: „Da soll mich Gott bewahren, daß an meinem Leib jemals einer Mannes-kleider sähe!"

Ein Meisterstück des großen Künstlers ist schon die Leiblichkeit des Weibes. Wie wunderbar hat Er es verstanden, mit Beibehaltung aller Grundgesetze des Menschen, mit nur zarter, leiser Abrundung seines Modells aus dem Thema „Mann" eine originelle, entzückende Variation zu schaffen! — Ebenso: sagte man uns, wir sollten uns einen kleinen Menschen denken mit unverhältnismäßig großer Stirn und Kopf, mit ganz wenig Nase und Kinn und kaum ein bißchen Hals, ohne Zähne und fast ohne Haare, mit kurzen, stumpigen Händchen und Füßchen, so entstände in uns ein durchaus unschönes Bild; wie schön aber ist ein Kind!

Daß Gott mit dieser veränderten, weiblichen Leiblichkeit etwas hat sagen wollen, und daß sie Symbol und Anzeichen einer anders angelegten Natur und eines von dem des Mannes verschiedenen Seelenlebens ist, muß jedem klar sein, der von den Wechselbeziehungen von Stoff und Form und Geist etwas versteht.

Eine Vergleichung der prächtigen griechischen Frauenstatuen, so der keuschen, die eheliche Liebe darstellenden spinnenden Venus des Phidias oder der Juno Ludovisi mit den herrlichen Männergestalten ihrer Götter und ihrer Helden, diesen Idealen der Kunst, die nur Ideale sind, weil sie uns wahre Ideen veranschaulichen, belehrt uns, daß hier zwei, zwar seelisch gleich wertvolle, aber geistig verschiedene innerliche Prinzipien sich in

der Äußerlichkeit klar und scharf darstellen, zwei Naturen, die nie dasselbe waren noch werden können.

Es ist hier nicht der Ort, auf die tiefe, so bedeutsame Symbolik der leiblichen Erscheinung beider Geschlechter einzugehen. Aber schon die geringere Größe und Masse des Weibes deutet auf eine weniger gewichtige Persönlichkeit; ebenso daß der Mittelpunkt ihrer Körperlichkeit tiefer liegt als beim Manne, und daß die schönen, weichen, runden, anmutigen Formen einem ebensolchen Seelenleben entsprechen, während die härteren des Mannes, die breiteren Schultern und die hervortretenden Muskeln auf Kraft zum Kampf und zu bezwingender Arbeit weisen.

Im Weib schimmert die Seele noch mehr durch den Körper als im Mann; das Auge ist sprechender, das leichtere Erröten und Erblassen, Lachen und Weinen, das sichtbarere Atmen, die unbewußten und doch so bedeutsamen Gebärden, diese Verschmelzung und harmonische Einheit von Leib und Seele übt einen mächtigen Zauber aus; dazu die Zurückhaltung und edle Schüchternheit, mit der sie sich stets nur halb zu erkennen gibt, die Hauptsache nicht sagt, sondern darin erraten und verstanden sein will; wer das Weib beim Wort nimmt, kennt es nicht. Das Weib soll dem Manne ein süßes Geheimnis sein und bleiben; denn ganz wird es ebensowenig von ihm erkannt, als es sich selber kennt. — Die Liebe des Mannes zum Weibe und des Weibes zum Manne ist eine schöne Gabe Gottes an seine Menschheit. Das ist die Rose vom Paradies, an welcher, sagen die Araber, der Engel, der das Thor hütet, jeden Menschen einmal in seinem Leben riechen läßt. Wie sie das Leben verschönert, den Menschen über seinen angeborenen Egoismus erhebt, was sie alles Großes und Schönes schon bewirkt, ist nicht nötig hier an- noch auszuführen. Schön und göttlich an dieser Liebe ist, daß sie eine an die ganze Menschheit

verliehene Gabe ist, die nicht von Bildung und Civilisation, von Wissenschaft oder Fortschritt abhängt. Es liebten treu und stark und wahr die Ägypterin und Scythin, die Germanin und die Keltin im dunkeln Walde und in der Hütte; die Tlascalanerin und die Indianerin, wie eine Dona Sol und eine Pocahonta, die Frauen in der Tartarei und in China und Indien; und von Odysseus und Penelope, Hektor und Andromache, Frithjof und Ingeborg, Siegfried und Kriemhilde bis zu Hermann und Dorothea besingt und preist treue Liebe das Epos und das Volkslied aller Nationen.

Einst hörte ich von Russen ein Duett singen. Schüchtern fragte der Jüngling: Willst du nicht mit in den Wald gehen? Möchte dir die roten Beeren zeigen, die so rot u. s. w. — Schelmisch erwidert das Mädchen: Ach! was gehen uns viel die roten Beerlein an? — Möchte dir die blauen Blumen zeigen, die so blau . . . — Ach, was gehen uns viel die blauen Blümlein an? — Möchte dir das graue Eichhörnlein zeigen, das so grau . . . — Ach! was . . . — bis der Jüngling sich ein Herz faßt und singt: Möchte dich dort fragen, ob du mit mir ziehen willst so lang dein Leben? — Und tief und voll und warm und innig tönte die Antwort: „Ja, will mit in den Wald gehen, will mit dir ziehen, so lang mein Leben!“ — Und als ich fragte, woher diese Perle, hörte ich mit Erstaunen, es sei ein sibirisches Volkslied! — Gottlob, daß Mensch Mensch ist und bleibt, und daß die Schätze im tiefen Grund seiner Seele kein noch so harter Kampf ums Dasein, weder die eisige Tundra noch der glühende Samum der Wüste ihm rauben können, höchstens nur der Umgang mit ganz verkommener oder gar vornehmer Gesellschaft.

Verschieden sind die männliche und die weibliche Seele. — Ist der Mann der oft ungeschliffene Diamant der Schöpfung, so ist das Weib die Perle derselben. Von ihrer Anmut und Lieblichkeit, von ihrer auch seelischen Schönheit ist hier nicht not zu reden. Wer kann wie sie in ein Wort soviel Seele legen? So fein und zart, so schelmisch und sinnig scherzen, so taktvoll zurückweisen und zügeln, auch unter Thränen noch lächeln, Thränen, die wie Tautropfen die Sonnen spiegeln? Wer kann, wie sie, wo sie liebt, so verzeihen, und Schuld mit doppelter Liebe vergelten, oder hastige Ungeduld, harte Antworten, griesgrämiges Wesen, alles geduldig in den Kauf nehmen, weiß sie nur, daß sie im Grund doch geliebt ist. — Denn doppelt wahr ist es beim Weibe: Im Herzen sind die Quellen des Lebens.

Der Kopf des Mannes und das Herz des Weibes, das sind die zwei Pole der Menschheit, wie die Bibel, die alles weiß und alles sagt, spricht: der Mann ist des Weibes Haupt; und vom Weibe: ihr Schmuck soll sein der verborgene Mensch des Herzens! — Daraus erklären sich die gegenseitige Anziehung, Ergänzung und auch die Gegensätze und die Opposition der Geschlechter. Geistig groß kann ein herzloser Mann, wie ein Cäsar oder Napoleon I. sein; die herzlose Frau aber ist verächtlich und der kopf- und willensschwache Mann unbrauchbar.

Dieser prächtige, sich wundervoll ergänzende Gegensatz, der als Gesetz und Liebe aufgefaßt, auch die zwei großen Prinzipien der Gottheit darstellt, liegt aller Kunst und aller Poesie, dem Drama und dem Epos, allen höheren und höchsten Dichtungen der Menschheit zu Grunde. Ohne Juno, die Ehe, Minerva, das weibliche Schauen, und Venus, die Liebe, kein Olymp, wie ohne Freya und Walküren keine Walhalla, ohne Helena und

Andromache und Penelope keine Ilias noch Odyssee, ohne Kriemhildens Rache und Gudruns Treue keine Nibelungennot und kein Gudrunlied. Faust ist nicht ohne Gretchen und Dante nicht ohne Beatrice. Die trotzige Thatkraft des nach Gesetzen handelnden Mannes und das in Liebe und Haß und Eifersucht erglühende Herz der Frau, das sind die Kräfte, die die Welt bewegen. Ergänzen sie sich nicht gegenseitig, so ist Gesetz ohne Liebe furchtbar und Liebe ohne Gesetz wertlos.

Mit dem Herzen lebt die Frau, urteilt, lacht und weint, haßt und liebt, glaubt und zweifelt. Im Herzen sitzt ihre Macht. Das ist ihre von Gott verbriefte Größe und Wehr und Waffe. Was hat nicht schon die Liebe einer Frau vermocht und ihre Thränen? — Als Coriolan, bitteren Groll im Herzen, mit rächendem Heer siegesgewiß gegen Rom heranrückte, sandten die bestürzten Römer ihm . . . seine Mutter entgegen! — Bei ihrem Flehen, bei ihren Thränen brach dem Helden das Herz; er gab Ehre, Ruhm und Leben preis, kehrte um und ging schweigend zum bitteren, grausamen Tod der Verräter. — Auch das Herz der Frau hat schon oft die Weltgeschichte in andre Bahnen gelenkt.

Weil das Herz es nur mit dem Lebendigen zu thun hat, seine Thätigkeit mit Bezug auf Sachen nur eine sehr begrenzte ist, so ist das ganze Denken und Thun der Frau, im Gegensatz zum mehr sachlichen des Mannes, stets ein persönliches, bezieht sich auf Personen, knüpft an sie an, illustriert durch persönliche Beispiele seine Gedanken und urteilt über Prinzipien, je nachdem die Personen sind, die die Träger derselben darstellen; während der Mann umgekehrt die Personen nach den Prinzipien richtet, die sie leiten. Das Persönliche der Frau und das Sachliche des Mannes zeigt sich überall in ihrer Unterhaltung, und schon am Puppenspielen der Mädchen gegenüber dem Bauen

der Knaben. Dem Mann gibt sein Beruf und was mit ihm zusammenhängt, der Frau die Familie samt Verwandtschaft bis ins vierte Glied und auch darüber hinaus den nötigen Denkstoff; zu ihren vielen Aufgaben gehört es, die Statistikerin der Familie zu sein. Da der Mann am liebsten von und über Sachen, das Weib von und über Personen spricht, fühlen beide schließlich das Bedürfnis, sich in Gesellschaft in Männervereinen und Damenkränzchen zu scheiden.

Das Weib ist mehr konkret, der Mann mehr abstrakt, das Weib vorzugsweise intuitiv, der Mann deduktiv, das Weib hat Gedanken, der Mann Ideen. Das Weib ist mehr impulsiv, der Mann mehr logisch; das Weib arbeitet mehr mit Nerven, der Mann mehr mit Muskeln, was bei Übermüdung beider sich verrät. Das Weib arbeitet mit Nervenkraft; das Genie aber ist niemals, wie ein nervenkranker Franzose behauptete, eine Neurose, sondern das Gegenteil. Sehr talentvoll kann der Nervöse sein, zum Genie aber gehören Nerven, so stark und gesund, daß kein „Nervenleben" aufkommt. Zu so einem gewaltigen Atlas, der unentwegt, Jahre hindurch, durch Sturm und Nacht auf starken Schultern die Weltkugel trägt, gehört noch ganz andres als die brillante Auffassung, die wundervolle Leichtigkeit, die außerordentliche Begabung so vieler heutigen Talente. Und diese kolossale Hirn-, Arbeits- und Willenskraft, diese Kopfmacht eines Karl des Großen, Luthers, Peters des Großen, Napoleons I., Bismarcks, das ist es, was dem Weib fehlt.

Der Mann kann im Geistigen selbstlos sein, beugt sich vor der Idee und dem Prinzip und ist oft egoistisch in der Praxis; die Frau ist oft selbstlos und aufopfernd im Alltäglichen; aber ihr Leben bleibt ein individuelles, erhebt sich nicht zum großen gesetzlichen Standpunkt, wo das Ich vor

den ewigen Prinzipien verschwindet. — Im Christentum finden beide das ihnen Fehlende. — Der Mann forscht nach Ursachen, gräbt nach Wurzeln; das Weib verlangt sichtbare Resultate, Früchte und Erfolge, besitzt eine wunderbare Feinheit der Intuition und des Erkennens im einzelnen; aber auch der begabtesten fehlt es an Konsequenz, Übersicht und großartigen Gesichtspunkten, wie zu allen Zeiten bei Schriftstellerinnen und in neuerer Zeit bei Rednerinnen zu sehen.

Weil das Weib mit dem Herzen lebt, urteilt es mit und nach dem Gefühl, oft treffend, oft voreilig, meist parteiisch; der Mann urteilt mehr mit dem Kopf, und richtet nach Gründen. Das Weib wird von unwillkürlichen Stimmungen beherrscht; der Mann hat bewußte Launen. Das Weib, man weiß es, will lieben und geliebt sein; der Mann will kennen und können. Liebe ist ihr Ideal; Erkenntnis und Macht seines. Weil im Herzen Gutes und Böses sich weit mehr offenbaren und auch bekämpfen, als im Kopf, so wird von vornherein das Weib reicher sein an Widersprüchen und an Gegensätzen als der Mann; wird auch leichter im Guten und im Bösen zu Extremen reifen. Stets wird es sich und anderen mehr oder weniger ein Rätsel bleiben und im Guten wie im Bösen alle auf sie gestellten Prognosen und Diagnosen zu Schanden machen; daher schon Muhammed sprach: „Das Weib ist die Verzweiflung des Gerechten.“ — Weil das Herz stets rascher mit seinen Empfindungen und Stimmungen und Eindrücken bei der Hand ist, als der Kopf mit seinen Beschlüssen und Entschlüssen, beherrscht das Weib, das Mädchen früher seinen kleineren und persönlicheren Kreis, reift also früher als der Mann; altert freilich dafür auch schneller. Die Freude der Seele liegt beim Weib im Gefühl, beim Mann in der That; die Jungfrau ist stolz auf ihre Anmut, der Jüngling auf seine

Kraft. Seelenvoll ist das Weib und oft witzig; geistvoll hie und da der Mann und hat Humor, den wahren, dieses Kennzeichen geistiger Macht, wie er Sein und Vergehen und auch das eigne für eine Divina Komedia ansieht. — Der im Himmel ist, lacht ihrer! — Spitzig und spöttisch ist das Weib, ironisch und sarkastisch der Mann. Für ihre Liebe und für ihren Haß, wie für all ihr Thun, sucht und findet das Weib stets eine Entschuldigung. Der Mann kann mit frechem Bewußtsein sündigen und mit Byrons Manfred sprechen: „Längst schon habe ich aufgehört, mein Thun mir zu entschuldigen; letzte Schwäche des Bösen!“ — oder offen wie Talleyrand auf die Frage, ob er je verliebt gewesen, antworten: „Bei der ungeheuren Liebe, die ich für mich selbst hege, bedarf ich keiner andern.“

Daß das Weib an ihrer Rivalin keine Tugend und an dem Mann, den sie liebt, keine Fehler sieht, werden Frauen wohl selber zugeben. Wie es dem Weib auch in der Verteidigung an Corpsgeist fehlt, so liebt sie den einzelnen, indirekten Angriff und die schiefe Schlachtlinie, schießt wie der Parther ihre Pfeile im Rückzug; der Mann zieht den Massensturm mit Hurraruf und gefälltem Bajonett vor. Das Weib liebt wie alle nervösen Naturen Bewegung, Abwechslung, Gesellschaft und Gespräch; der Mann oft die Einsamkeit und das Schweigen, die That und die Waffe. Das Eisen, sagt Homer, zieht den Mann an; und niemals, das wußte der schlaue Odysseus, hätte ein Mädchen an Stelle des verkleideten Achilles unter den Schmucksachen nach dem Schwert gegriffen. Das Weib ist, wie schon die Natur uns sagt, mehr passiv empfangend, empfindend, empfindsam, in sich verarbeitend, aufbewahrend, sparend; der Mann mehr aktiv erzeugend, produktiv, erfindend, erforschend, erwerbend, erobernd und verschwendend.

So ist das Weib musikalisch; aber wo ist ein weiblicher Bach, Händel, Mozart, Beethoven u. s. w.; sie ist poetisch, sehr poetisch sogar, und doch eigentlich keine Dichterin; der langen Liste von großen Dichtern von Homer bis Uhland steht höchstens eine Sappho gegenüber. Das Weib kann lieben, treu und tief und von ganzer Seele; wer wollte es bezweifeln? Aber, um von der Liebe meisterlich zu reden, braucht's einen Mann, Homer oder Dante, Shakespeare oder Goethe. Sie hat viele und hübsche und zarte und feine Einfälle, aber sie erfindet nicht. Jahrtausendelang haben Frauen sich mit Kornmahlen und auch mit Nähen geplagt, wie schon in der Odyssee erzählt; aber es fiel ihnen nicht ein, die einfachste Wasser- oder Windmühle, noch die Nähmaschine zu erfinden.

Und das alles hat seinen klaren, logischen Grund. Denn im obigen Gesetz des weiblichen Lebens in und mit dem Herzen liegt schon der scheinbare Widerspruch, daß das Weib, obgleich mit einem feinen Gefühl für Recht und Unrecht begabt, das Gesetz weder versteht noch liebt, das nicht mit dem Herzen, sondern mit dem Kopf erkannt und gesetzt wird, das von Gefühl und Persönlichkeit nichts weiß, sondern sachlich, der Bitte taub, dem Ansehen der Personen blind daherschreitet, unerbittlich, unbarmherzig. — Tiefer noch liegt dieses Nichtlieben und Nichtverstehen des Gesetzes darin, daß das Weib, nicht wie Adam ein erstes und prima causa, sondern ein zweites und Hinzugekommenes ist, wodurch sie weniger befähigt ist, die ersten Ursachen, das noch abstrakte Gesetz zu schauen; sondern sie sieht und liebt vielmehr die That und die Person als Resultat. — Von Eva her ist der Frau der Befehl, das Gebot und noch mehr das Verbot zuwider, und die heimliche, stille Übertretung desselben eine Lust. — Frauen, sagen Zollbeamte, sind geborene Schmugglerinnen. So kann jeder mit Recht oder Unrecht

Gefangene bei Fluchtversuchen auf Frauenhilfe oder wenigstens Frauensympathie rechnen. So weiß jeder, der jahrelang Mädchen unterrichtet und erzogen hat, wie schwer ihnen das dem Knaben imponierende Gesetz beizubringen ist, wie sie am liebsten für jeden besonderen Fall und für jede besondere Persönlichkeit einen neuen Paragraphen improvisieren möchten; wie leicht dagegen sie durch Appell an ihre Gefühle zu lenken sind.

So ist der Mangel an Logik der Frau sprichwörtlich, steht aber in keinem Verhältnis zu ihrer Begabung; auch die Intelligenteste vermag sich in demselben Satz zu widersprechen, gleichzeitig das Ja und das Nein zu glauben und in wundervoller Weise gleichwertig darzustellen. Denn, sprach einst eine solche, von Gründen laß ich mich von vornherein nicht überzeugen! — Auch in der Familie und überhaupt in ihrem Kreise und Bereiche kennt und liebt die Frau das Gesetz nicht, sondern nur die jeweilige, zweckmäßige, jederzeit widerrufliche Verfügung. Sache des Vaters ist es, das Gesetz festzustellen und das stets vergessene und übertretene, so das der Zeit, stets zu wiederholen. — Daher kann die Frau kein Gesetzbuch schreiben; noch versteht sie gewöhnlich eben aus diesem Mangel an Sympathie und Verständnis für das Gesetz die Weltgeschichte, diese stete Erfüllung großer Gesetze. Diese ist ihr meist nur eine in einige chronologische Unordnung geratene Porträtgalerie von einzelnen verehrten Helden und von vielen abscheulichen Menschen. Sie versteht nicht den Turmbau zu Babel, noch den Untergang Karthagos, noch die Rede Attilas an seine Hunnen vor der Völkerschlacht, noch die Kapitulation von Sedan; versteht überhaupt nicht die Weltschlacht, sondern nur den Zweikampf. Aus demselben Grund beherrscht sie nicht das Fatum, die Tragik, sondern wird von ihnen erfaßt und

zermalmt. Epos und Drama sind ihr fremd. Denn auch der Meister in der Kunst ist nur durch die Erkenntnis der Gesetze groß, und Meisterwerke bestehen in der klaren Darstellung dieser Gesetze. So ist es nun verständlich, warum die Frau, obgleich so kunstliebend, so poetisch angelegt und mit so feinem Geschmack begabt, nie in der Kunst bahnbrechende und imponierende Werke schuf wie Homer, Michel Angelo, Bach u. a. Dazu fehlt ihr das Gesetz. Auch kann sie kein großer Naturforscher werden, denn das heißt wie Aristoteles, Newton, Linné u. s. w. die Gesetze der Natur finden. — Eben deshalb ist sie nicht erfinderisch noch entdeckend. — So kann sich keine Frau für die Maschine, selbst von zehntausend Pferdekräften, begeistern; sie findet nichts geistig Schönes an dieser prächtigen sachlichen Illustration vom Gesetz der Kräfte und ihrer Umwandlungen. Der Mann kann stundenlang zusehen, wie dieser Stoff nach Gesetzen, die er ihm eingegeben, sich so mächtig, harmonisch, zweckmäßig bewegt, er fühlt sich als der Schöpfer dieses gewaltigen Organismus!

Diese Gesetzlosigkeit und Ungesetzlichkeit der Frau bildet auf allen Gebieten des Lebens ein wohlthätiges Gegengewicht gegen das stets in das System und in die Theorie, in das Gesetzliche, in die Verordnung und in die Schablone, ins Deduktive und Abstrakte fallende Geistesleben des Mannes; sie bringt immer wieder, wie schon an der so mannigfaltigen Frauenkleidung und der so wechselnden Mode und ebenso an der Frauenunterhaltung zu sehen, das frische, spontane, unerwartete und unberechenbare Element zur Geltung, ist für die Entwicklung und das Gedeihen des Kindes und der ganzen Menschheit unentbehrlich. — Aber ebenso schließt sie das Weib von der Gesetzgebung, sei es im Staat, sei es in der Kirche aus, und wo sie sich doch darin einmischte, hat es von jeher an ernsten, großen, starken Gesetzen gefehlt.

Das Weib, ihrer Schwäche bewußt, scheut Kampf und Gefahr. So sucht jede Mutter vom Söhnlein alles Gefährliche, Schwierige und Mühsame abzuwenden, will mit rührender Liebe immer nur helfen und helfen, möchte ihm den Lebensweg ebnen und glätten; und die Frucht dieser Erziehung ist das übrigens oft recht brave, bescheidene, liebe, nicht aber die Welt erobernde „Mutkersöhnchen". Der Vater dagegen, und darin ahmt er die göttliche Erziehung nach, legt seinem Sohn Schwierigkeiten in den Weg, damit er daran erstarke, führt ihn in die Gefahr, damit er lerne, nicht sie umgehen und meiden, sondern ihr trotzen und sie besiegen, und er freut sich, wenn der Sohn die Probe besteht. Und doch oder vielmehr deshalb liebt das Weib den allzu guten, gutmütigen und ordentlichen Mann nicht und hat vollends am Philister keine Freude. Ein leidenschaftlicher Dante mit heißer Liebe und glühendem Haß oder ein Faust mit starkem Willen und kräftiger Individualität ist ihr lieber, wenngleich für den Hausgebrauch und in der Haushaltung manchmal recht unbequem.

Das Weib liebt Blumen und arrangiert vortrefflich einen Salon, glänzt aber schöpferisch weder in Gartenanlagen noch in der Architektur. Denn sie kann wohl das Gegebene und Sichtbare harmonisch und geschmackvoll disponieren und klug verwalten, nicht aber das erst zu Schaffende im voraus geistig übersehen und ordnen. Deshalb und trotz anerkannter Gesprächigkeit und bewährtem Redefluß ist dem Weib das geflügelte Wort, das Sprichwort und das Machtwort versagt. — Das Äußere nimmt sie ein. — „Da sie sah, daß die Frucht eine Lust für die Augen war." — Sie kann fast nicht umhin, den schönen und geistreichen, wenn auch sitten- und herzlosen Salonhelden mehr zu bewundern als den ehrlichen, guten Mann und Christen mit plumpem Auftreten, unschönen Zügen und

stotternder Rede. — Daß auch sie gefallen will, ist ihr Recht von Gottes Gnaden; denn dazu hat Gott ihr Schönheit und Anmut verliehen. Auch die Lust zur Toilette, die Freude am Schmuck und am Juwel, das feine Verständnis der persönlichen Symbolik und der Psychologie der Kleidung und des Hutes für sich und ihre Beurteilung und Verurteilung bei andern hängen unzertrennlich mit dem Wesen der weiblichen Seele zusammen und haben ihre tiefe, an sich keineswegs sündige Bedeutung. Und ebenso ihr weltalter Hang und ihre Befähigung zur Magie und Zauberei, und ihr so entwickeltes, schon von den Kelten und Germanen anerkanntes Ahnungsvermögen. Die Frau, und selbst die sich als Atheistin und Freidenkerin aufspielende, ist immer abergläubisch. — Ein hübscher psychischer Zug ist es, wenn Reisende von Wilden erzählen, daß, während die Männer sie finster drohend anstarrten, die Weiber über ihr fremdartiges Aussehen lachten.

Weil wahre Bildung aus dem Herzen kommt, so bedarf die Frau der formellen weniger als der Mann, und wer viel gereist ist, hat, besonders im Süden, Gelegenheit gehabt, den feinen und edlen Anstand, den offenen Verstand und dabei den schelmischen Witz zu bewundern, womit Frauen aus dem Volk sich bewegen und sprechen, die oft weder lesen noch schreiben können.

Endlich ist die Frau wie im Materiellen ein Faktor des Erhaltens und Zusammenhaltens, so auch geistig eine geborene Konservative. Wie sie trotz so wechselnder Stimmung doch in der Liebe so treu, so hängt sie trotz der Veränderlichkeit ihrer Moden und ihres Geschmacks doch fest am Alten. Während der Mann oft ein Demagog oder ein Tyrann, oder beides ist, verehrt sie in allen Dingen die bestehende Ordnung, das Herkömmliche, den Brauch und die Sitte, die alte Familie, die

vornehme Abkunft, den Titel, die Kaste, den Adel und die Geistlichkeit.

Verschieden ist eben die ganze Weltauffassung beider Geschlechter. Das Weib denkt und urteilt, redet und schreibt, erzählt und beschreibt anders, ist anders krank und anders gesund, anders fromm und anders gottlos, anders gut und anders bös, liebt und haßt anders als der Mann. — Die Heldin geht mit sanfter Geduld, mit engelhafter Aufopferung in den Tod für die Ihrigen; der Held lacht titanenhaft freudig, wenn in der Schlacht Hunderte um ihn fallen und Welten zusammenbrechen. Die Mutter opfert freudig tropfenweise ihr Blut für ihren Sohn; Brutus verurteilt seine zwei Söhne zum Tode und sieht sie trockenen Auges hinrichten; denn so verlangt es das Wohl des Staates. Augustus bietet seinem Todfeind Cinna seine Freundschaft an; Elisabeth läßt ihre Rivalin Maria Stuart und ihren Liebling Essex hinrichten und grämt sich dann zu Tod darüber. Lady Macbeth wirft ihrem Mann Feigheit vor, weil er Dunkan nicht ermorden will; nach der That stirbt aber sie an Gewissensbissen u. s. w. — So hat Gott Mann und Frau verschieden gedacht, und das Gesetz ihrer Existenz; daran wird ewig der Mensch nichts ändern.

Freilich sind auch hier, wie in der ganzen göttlichen Schöpfung, die Gegensätze nicht durch eine scharfe und harte Grenzlinie geschieden, sondern greifen vielfach ineinander über. So hat es je und je, auch unter den Fürstinnen Deutschlands, Frauen gegeben, die in schweren Zeiten mit männlicher Entschlossenheit, wie Katharine die Heldenmütige, wie die fromme Sybille von Württemberg, ihre Rechte wahrten, oder ihren Staat fest und selbständig regierten. Doch entsprechen solche Ausnahmen weniger dem weiblichen Typus als eine heilige Elisabeth oder eine edle Königin Luise. Und ebenso hat es

schon Männer gegeben, die, wie der mit so zartem und jungfräulich reinem Gemüt, mit so innigem Seelenleben begabte Heinrich Suso, sich ihrem Wesen nach sehr dem Ewig-Weiblichen näherten. — Und doch verleugnet sich der auch verdeckte männliche oder weibliche Grundzug niemals ganz, wie so deutlich an obiger, sonst männlich auftretenden Elisabeth von England zu sehen.

Prächtig ergänzen sich beide Geschlechter. Und auch hier, wie in allen Fragen, die den Menschen bewegen, spricht die Bibel einfach klingende, große, tiefe, grundlegende Worte: „Der Mann ist nicht ohne das Weib, noch das Weib ohne den Mann." — Der Mann ist nicht ein Mann, wenn nicht das Weib als Gegenwurf es ihm zum Bewußtsein bringt. Das Weib wüßte nicht, daß es ein Weib ist, sähe sie den Mann nicht. Und wie unvollkommen, einseitig, traurig und unglücklich wären sie ohne einander! Wie und was die Frau allein wäre, wie kleinlich und ängstlich und ohne bestimmte Ziele und Zwecke ihr Dasein, ohne befruchtende Kräfte ihr Leben, sieht man an Nonnenklöstern und Frauenstiften, und die Frau fühlt es selber. Daher ihre offen ausgesprochene Abneigung gegen alle Damencoupés im öffentlichen und im Privatleben; eine geistreiche Frau äußerte einst, schon der schwere Tritt des Mannes auf der Treppe übe einen wohlthätigen Einfluß auf das Familienleben aus. Was der Mann ohne Frau wäre, sieht man nur zu deutlich überall, wo er wie die Walfischfänger in der Südsee jahrelang ohne Frauen noch Kinder lebt. Da werden solche Männer einsilbig, finster, hart, roh, brutal, antworten einander mit einem Fluch oder einem Schlag; trinken ist ihre Poesie und Messerkampf ihre Unterhaltung; denn sie verachten ihr Leben und das fremde. — Eine Erde ohne Frauen noch Kinder drohte bald zum unerträglichen Fegfeuer, ja zur Hölle zu werden.

Wie interessant wäre es, gestattete es uns der Rahmen dieses Buchs, diese schöne, zarte, stets etwas rätselhafte und desto anziehendere Persönlichkeit in allem ihrem Thun zu verfolgen! Von jeher haben die gottbegnadeten Dichter und Autoren con amore sich daran gemacht, und ihren Frauenfiguren verdanken ein Homer, Sophokles, Dante, Shakespeare, Racine, Goethe und unzählige andre die Hälfte ihres Ruhms. Übrigens spricht es nicht für Goethe, daß seine Hauptfigur Gretchen ein gutes Mädchen ist, an der nur die Reue groß; denn so sehr Goethe das Weib liebte, hielt er nicht hoch genug von ihr. Anders Racine in Athalia, Phädra. Wahrer noch sind Shakespeares Frauen, so eine Desdemona, Ophelia, Lady Macbeth und selbst eine Portia, Jessika u. a. Aber auch über sie erhebt sich eine Penelope, Andromache, Antigone, Iphigenie und endlich Dantes Beatrice, freilich nicht mehr eine bloß irdische Schöpfung.

Aus oben festgestelltem Gegensatz zwischen Kopf und Herz, Gesetz und Liebe ergibt sich schon für jeden, der von Wissenschaft etwas versteht, daß die Frau nicht wissenschaftlich veranlagt ist. Das ist für sie ebensowenig ein Vorwurf, als wenn wir sagen, das Holz der edlen Rebe und der duftenden Rose eigne sich nicht für Bauzwecke. Wissenschaft, haben wir in einem ersten Band (Naturstudium und Christentum) gezeigt, leistet mitunter Großes, kann aber den Menschen weder bessern noch beglücken, sondern sie ist wie Geld oder Dampf, eine Kraft, die jeder nach dem ihm innewohnenden Prinzip zum Guten oder Bösen verwertet. Jede Zeit hat ihre Götzen; so das Mittelalter die Scholastik und die Theologie; so das neun-

zehnte Jahrhundert Aufklärung und Wissenschaft. Pflicht des Christen ist es, jedem Götzendienst entgegenzutreten, und wir achten es für einen von Gott der Frau verliehenen Vorzug, daß sie nicht wissenschaftlich angelegt ist, und ihr spontanes, frisches, intuitives Wesen und Urteil ein gesundes Gegengewicht zu unserem trockenen, deduktiven Geistesleben bildet. Was sollte aus der Menschheit noch werden, wenn ihr ganzes Leben wissenschaftlich würde?

Wissenschaft nimmt dem Weibe, welches sie ohnehin immer im Schaufenster hält, — der Mann im Magazin, schon wegen des bedeutenderen Vorrats —, das unvermittelte Empfinden, Denken, Urteilen, das deshalb auf uns Männer einen großen Reiz ausübt, weil wir fühlen, wie sehr wir im Leben dieses beruhigenden, wohlthuenden Gegensatzes bedürfen bei unsrer immer mehr uns anstrengenden Hirnarbeit. Wissenschaft ist eine Waffe, die das Weib im Kampfe ums Dasein weder braucht noch zu gebrauchen weiß. Es geht ihr damit, wie dem David in Sauls prächtiger Rüstung. — Glatte Kiesel vom Bach und eine Schleuder dazu, das sind ihre Waffen. Damit hat sie schon manchen ungeschlachten Goliath niedergestreckt. — Mit dem trefflichen, gesunden Verstand, der ihn kennzeichnet und einen guten Teil seiner Größe ausmacht, läßt schon Molière den Clitandre sagen:

Je consens qu'une femme ait des clartés de tout;
Mais je ne lui veux point la passion choquante
De se rendre savante afin d'être savante.
J'aime qu'elle ait du savoir sans vouloir qu'on le sache
Sans citer les auteurs, sans dire de grands mots,
Et clouer de l'esprit à ses moindres propos.
(Les Femmes savantes, Acte I, Sc. IV.)

Wollen wir damit unsre Frauen von ihrem rechtmäßigen Anteil am schönen, Geist und Seele erfrischenden Wissen der

Menschheit ausschließen? Keineswegs. Wir wünschten vielmehr den heutigen Frauen mehr geistiges und allseitiges Interesse, bessere, lehrreichere Lektüre und anhaltenderes Nachdenken über Gelesenes und Gehörtes, ein Verarbeiten desselben und regsamere Teilnahme an allem, was für die Menschheit gut und wichtig ist. Wir möchten ihnen alles wirklich Wissenswerte und Wertvolle, die Resultate so vieler Forschungen und so vieler Arbeit wie Blumen und Früchte darbringen. — Wohl bedürfen sie zum Verständnis derselben gesunder Kopfarbeit, nicht aber der eigentlichen Wissenschaft. Wissenschaft im allgemeinen ist alles Wissen der Menschheit; Wissenschaft im engeren Sinne ist, wie Kunst, Industrie, Politik, ein besonderer Faktor im Leben, hat ihre eigne Sprache, ihre Methode, ihre Werkzeuge und ihre Technik. In diese oft staubigen, verrußten, mitunter ungesunden Werkstätten der Wissenschaft braucht die Frau nicht hinabzusteigen; darf einen Blick hineinwerfen, um zu merken, wie man Wissenschaft macht, aber soll nicht darin wohnen, weil die Luft ihr nicht gesund, noch darin arbeiten, weil sie die Kraft nicht dazu hat und auch mit den Werkzeugen nicht zu hantieren versteht, noch es lernen kann. — Eine Frau, eine Königin, darf sich mit Diamanten schmücken, daran sich freuen; es ist darum nicht nötig, daß sie selber sie geschliffen habe; sie kann Blumen pflegen und Früchte züchten und den Hausgarten besorgen; aber sie braucht nicht den Wald auszuroden, zu pflügen und zu ackern, zu drainieren, noch zu rajolen; kann an den schönen Resultaten der Geologie und der geographischen Forschung ihre Freude haben, muß aber deshalb weder im Bergwerk arbeiten, noch Nordpolexpeditionen mitmachen. So darf und soll sie mit Genuß Rousseaus Briefe über Botanik, Littrows Wunder des Himmels oder Flammarions Astronomie, Fraas' „Vor der Sintflut" und Tyndalls Werke lesen und ebenso sich an Schrift-

stellern wie Mommsen, L. v. Ranke, Lübke, an Culmanns Ethik, der Reformationsgeschichte von Merle d'Aubigné u. s. w. u. s. w. erquicken, und die Früchte der Wissenschaft pflücken. Aber selbst etwas Bedeutendes, Bahnbrechendes auf diesem Gebiete zu leisten, große Erfindungen und leuchtende Ideen in die Welt zu werfen, ist ihr trotz häufigen Versuchen und günstigen Umständen noch nie gelungen.

Wir haben manche Schwester, Tochter, Frau gekannt, die unter der freundlichen, verständigen Leitung ihres Bruders, ihres Vaters, ihres Mannes zu einer gediegenen und ihr nützlichen Bildung gelangte, andre dagegen, die bei allem Studium und sogar Diplomen von fremden Hochschulen sich durch unverdautes Wissen, geistige Unbildung und Hochmut lächerlich machten. Die wahre Hochschule für die gebildete, bis zum sechzehnten Jahre in einer guten Mädchenschule mit den Grundelementen des Wissens versehene Frau ist und bleibt der Umgang mit soliden Büchern und gediegenen Männern, Vater, Brüdern, mit ihrem Mann, samt Besprechen alles dessen, „was den Menschen angeht". Auch hier paßt im allgemeinen Sinne das Wort Pauli: „Will das Weib etwas wissen, so frage sie ihren Mann zu Hause." — Daß so mancher deutsche Mann dieser so schönen Aufgabe der geistigen Erziehung seiner Frau das ewige Sitzen im Bierhaus vorzieht, ist im Interesse seiner eignen leiblichen und geistigen Gesundheit tief zu bedauern. Aber der Mensch kann eben nur geben, was er hat. Doch darf, um beiden Teilen gerecht zu werden, auch nicht verschwiegen werden, daß viele Frauen in Kränzchen, bei Besuchen und in ihrem täglichen Gespräch sich jedes ruhige Zuhören und alles Interesse für tiefere und ernstere Fragen gänzlich abgewöhnt haben, und daß es vielleicht ebensoviele Frauen gibt, die wirklich Interessantes und Lehrreiches nicht mehr anhören können

noch wollen, als Männer, die so reden, daß es sich nicht lohnt, ihnen zuzuhören.

Der Kunst steht die Frau ungleich näher als der Wissenschaft, und das stimmt schön damit, daß wir die Kunst als eine Individualisierung auffaßten, denn welche größere Individualisierung gibt es, als die Erzeugung des Kindes, zu allen Zeiten das wahre Meisterstück der Frau. Der Mann brächte meist nur ein systematisches, theoretisches Wesen und, wenn Hegelianer, gar nur einen Menschenbegriff zur Welt. Aber ebenso stimmt es mit ihrer stets persönlichen Auffassung und mit obigen Bemerkungen über Epos und Weltgeschichte, daß sie weder das Mausoleum baut noch den Turmbau zu Babel von Kaulbach, noch das jüngste Gericht von Michel-Angelo malt, weder Architektur noch heroische Skulptur, weder die große Landschaft à la Calame, noch die historische Malerei mit Erfolg betreibt, dagegen in der Büste, im Porträt Vorzügliches leistet, und ebenso daß sie, die selber eine Blume ist, wie eine Therese Heck es vortrefflich versteht, diese duftigen, fast unmalbar zarten Gebilde auf Papier und Leinwand zu fixieren. Ebenso zutreffend ist ihre Begabung für dekorative Kunst, besonders im Eleganten und Zierlichen. Doch wir können nicht hier der Frau auf allen Gebieten ihrer oft so feinfühligen Kunst folgen; und ebensowenig auf dem der Musik, wo sie, obgleich keine hervorragende Komponistin, den Mann an seelenvollem Gesang weit übertrifft; sondern gehen zu einem immer mehr von der heutigen Frau gepflegten Gebiet, der Litteratur über.

Auch hier spiegelt sich der oben charakterisierte Unterschied der Geschlechter treffend wieder. Während der Mann sich auf dem gesamten Gebiet der Litteratur bewegt und in Erfüllung des Befehls: „Du sollst essen von allen Bäumen im Garten" alle litterarischen Genres und Gewächse kultiviert, als da sind Epos, Drama, Lustspiel, Weltgeschichte, Wissenschaft und jede Art von Fachschriften, beschränken sich weibliche Autoren fast durchgängig auf die Besprechung des Wortes: „Es ist nicht gut, daß der Mann allein sei!" Stets wird dieser interessante Text von neuen Seiten beleuchtet und passend oder unpassend illustriert. Mit andern Worten: Der Liebesroman ist das Hauptthema der Frau, selbst wenn sie vorgibt, wie Frau von Stael in Corinne, poetische Länderkunde zu treiben. Dabei wechseln oft reizende Landschaftsschilderungen mit trefflichen psychologischen Skizzen und ausgezeichneter Charakterschilderung; doch mehr am Eingang; sobald Held und Heldin auftreten, und das Herz warm wird, spitzt sich das Buch unvermerkt zu einer immer persönlicheren, immer weniger große Gesichtspunkte zulassenden Lebens- und Liebesgeschichte zu, aus der schließlich wenig andres mehr zu lernen ist, als daß einst eine Luise einen Karl gekriegt oder nicht gekriegt hat. — Freilich ist auch das heutzutag anders geworden. Im modernen Roman hat die Luise ihren Karl schon, aber nur um alsbald zu entdecken, daß sie lieber den Viktor v. X. möchte, welcher aber nicht zu haben ist, weil er seinerseits für die auch schon besetzte Klara v. Y. schwärmt, eine alte Flamme vom obigen Karl; woraus sich eine solche Fülle von ungesunden Situationen ergibt und so gordische Verwicklungen, daß am Schluß ein paar der Mitwirkenden sich, um aufzuräumen und Luft zu schaffen, erschießen müssen. — Aber das sind nur so zeitweilige Geschmacksverirrungen, die früher oder später wieder der einfachen, wahren,

treuherzigen, steinalten und doch immer neuen Liebesgeschichte Platz machen werden. — So ist der Kreis der Frauenschriftstellerei wie ihre sonstige Thätigkeit ziemlich eng umgrenzt. Abgesehen von mitunter recht guten Jugendschriften, Familienbildern à la Friederika Bremer und Ottilie Wildermuth, und dem vorzüglichen Löfflerin Kochbuch, kann jedes Weib wie Ouida ihre „story of two little wooden shoes", uns als erstes und bestes Werk ihre Liebesgeschichte erzählen, gleichviel ob sie dieselbe erlebt oder nur geträumt hat; allenfalls noch eine oder zwei Varianten derselben; dann aber lege sie die Feder nieder und lebe glücklich weiter.

Vergleicht man diese Frauenleistungen mit dem männlichen Roman, so zeigt sich sofort der Unterschied. Letzterer erfaßt das Leben sachlich, und die Abenteuer des Helden sind ihm nur Veranlassung, große Ideen zu besprechen, oder große Zeiten oder Thaten zu schildern. So in dem Nationalroman „Robinson Crusoe", dieser Verkörperung des unternehmenden, kommerziellen, maritimen und kolonialen Geistes des Engländers, oder in Dickens und Thackerays unübertrefflichen Schilderungen englischer Zustände und englischer Typen; so in „Gil-Blas", dieser Revue sozialer Zustände und Übelstände, in „Don Quichote", diesem Schlußwort des Rittertums, in den „Promessi sposi", diesem lombardischen Epos, in „Simplicissimus", „Titan", „Soll und Haben", und den „Ahnen", in „Ekkehardt", in den „Toten Seelen" von Gogol und selbst in dem skizzenhaften „Tagebuch eines Jägers" von Turgenieff, und dem einseitigen „Krieg und Frieden" Tolstois, weshalb diese Werke dauerhafter sind als Frauenschriften.

Die Frau schreibt, wie sie alles thut, mit ihrem oft weiten, warmen Herzen. Aber in dieser Welt genügt das gute

Herz nicht, man braucht auch den klaren Kopf. Das gute Herz der Frau läuft stets mit ihr davon. So in „Onkel Toms Hütte", wohl einem der schönsten von Frauen geschriebenen Bücher. Welche ausgezeichnete Physiognomik und psychologische Feinheit; wie plastisch die Schilderung und lebendig die Figuren! Und ausnahmsweise tritt hier die Liebe gegenüber der Hauptfrage zurück. Aber wie wird auch hier die weltbewegende Frage der Sklaverei lediglich persönlich und individuell aufgefaßt und nur durch die Wirkungen beleuchtet, die sie bald auf diesen, bald auf jenen Menschen ausübt. Von edler Entrüstung und dem Wunsche beseelt, den so schändlich unterdrückten Sklaven recht interessant zu machen, merkt die Verfasserin gar nicht die Unlogik des ganzen Buchs. — Denn sind Helden wie Onkel Tom, feurige, edle, energische Naturen wie ein Georg Harris, echt weibliche wie eine Elisa u. a. die durchschnittlichen Produkte der Sklaverei, dazu auch Herrn wie St. Claire, Mr. und Mrs. Shelby und Evangelina, so ist diese Sklaverei, so hart sie für manchen sein mag, im ganzen ein treffliches Institut; denn ihre Früchte sind gut; sie macht Menschen zu rechten Menschen; und was will man mehr in diesem armen Leben? Sind aber diese Figuren, wie thatsächlich, äußerst seltene Ausnahmen, dann ist Mrs. Beecher-Stowe nicht berechtigt, aus ihnen allgemeine Schlüsse zu ziehen und ihr Buch wurde mit Recht einseitig und ungerecht genannt. — Schildern uns dagegen Ch. Sealsfield und andre Männer, meist mit weniger Talent und Herz als obige Verfasserin, die damaligen Zustände in den Südstaaten, so leuchtet uns mit furchtbarer Klarheit aus ihrer Beschreibung ohne Tendenz noch Pathos, die Thatsache entgegen, daß Sklaverei Sklaven und Herren derart sittlich und geistig zu Grunde richtet, daß mit diesem Menschenmaterial nichts mehr anzufangen ist; aus dieser

Größe des Schadens ergibt sich mit zwingender Logik die ungeheure Größe der Schuld.

Und die Geschichte hat uns recht gegeben. Nicht an einem Tag und durch einen Act of Congress hat Gott, dieser wunderbare Pädagog, diese Millionen Sklaven freigegeben, sondern durch einen vierjährigen Krieg, mit aller seiner Not und seinem Elend, mit allen seinen Schrecken und Grausamkeiten hat er zuerst die Besitzer und Sklaven zu einiger Selbständigkeit erzogen. — Und dennoch! Wo sind nun, fragen wir, die Tausende von edlen Onkel Tom, und Zehntausende von intelligent feurigen George Harris, die Frau Beecher-Stowe uns in Aussicht stellte, sobald man ihre Fesseln brechen würde? Wo spielt der nunmehr freie Neger jetzt eine hervorragende, bedeutsame, weltgeschichtliche Rolle in Amerika? — Vielmehr schrieb (1894) ein Mann und Christ E. Tauxe, der ihn schon vor dem Krieg auf Baumwollpflanzungen kannte: „Seit so vielen Jahren der Emanzipation hat der Neger keinen geistigen Fortschritt gemacht; der Fluch Noahs scheint ein ewiger zu sein."

Schreibt die Frau ausnahmsweise einmal nicht von der Liebe und auch nicht mit dem Herzen, so pflegt ihr Buch, und wenn noch so gut geschrieben, doch wenig Wert zu haben. So beschreibt in der bekannten „Reise auf dem Sonnenstrahl" die Verfasserin fließend und gefällig, wie sie auf zweckmäßig und reich eingerichteter, zahlreich bemannter, von ihrem Mann befehligter Dampf- und Segeljacht eine Reise um die Welt macht. Dabei sieht und genießt sie vieles, weshalb ihr Buch unterhaltend wirkt; aber am Schluß fragt man sich, was ist bei solchem Aufwand an Zeit und Geld und Menschenkraft das entsprechende Resultat? Wo ist nur eine aus so viel Berührung mit allerlei Menschen und Völkern hervorgegangene ernste Erkenntnis, wo eine Absicht, die über die bloße Unter-

haltung ginge? — Lady B. findet es offenbar capital sport, um diesen Planeten eine große shopping-tour zu machen, wobei ihr Mann lediglich als Reisekurier figuriert, dabei sich hier dieses und dort jenes zum Schmuck ihres Boudoirs zu kaufen und verschiedene „parties" mitzumachen, auf denen sie fetiert wird. Aber der Gesamteindruck, den sie in ihrem Buch auf uns macht, ist der einer kleinlichen Persönlichkeit mit großem behaglichen Egoismus. — Man vergleiche damit P. Lotis große Anschauungen in seinen Reiseschilderungen: Le désert, La Galilée.

Kaum Besseres leistet die Frau, wenn sie, auch mit besten Absichten, religiöse und philosophische Fragen behandeln will. In dem bekannten Buch „Robert Elsmere" — wir wählen hier wie anderswo ausländische Beispiele, um einzelnen deutschen Schriftstellern und Schriftstellerinnen, wie der Verfasserin von „Eritis sicut Deus" u. a. nicht zu nahe zu treten — strandet nach schönem Anfang die begabte Verfasserin am Ende kläglich auf den Sandbänken eines seichten Rationalismus und wässerigen Philanthropismus, anstatt mit vollen Segeln in den großen sicheren Hafen eines die Welt und den kritischen Unglauben besiegenden biblischen Glaubens einzulaufen. Denn sobald die Frau mit ihrem und über ihren Glauben zu räsonnieren anfängt, verliert sie viel bälder noch als der Mann den Boden unter den Füßen, gerät in Strömungen und Wirbel und geht zu Grunde. — Oder sie will in christlich philosophischer Theosophie sich versuchen und schreibt solches Zeug wie Frau Blawatzkys Werke oder das in Amerika in der 132. Auflage erschienene, weder Christentum noch Wissenschaft, wohl aber unsinnige Widersprüche enthaltende Buch „Christian Science" von Mrs. Baker-Eddy, oder das „Elektrische Glaubensbekenntnis" der bekannten Marie Corelli, oder „der Mensch und seine Körper" von Annie Besant.

„Die angeborene Unfähigkeit der Frau," schreibt A. Dudley, „große abstrakte Wahrheiten ohne moralische Störungen zu erfassen, scheint mir der stärkste Beweis für die geistige Überlegenheit des Mannes."

Daß bei solch durchgreifendem Gegensatz der Geschlechter die Stellung der Frau in der Welt, wie ihre Lebensaufgabe, eine andre sein wird, als die des Mannes, ist schon von vornherein zu erwarten. Wenn Gott zwei Geschöpfe leiblich und seelisch so verschieden ausstattet, so will Er mit jedem etwas andres thun. — Auch unschwer läßt sich aus dem bisher Festgestellten ersehen, inwiefern die weiblichen Aufgaben von den männlichen verschieden sein werden. Soll der letztere mit Muskelkraft Hindernisse wegräumen, pflügen und schmieden und bauen und die Gesetze des Alls erkennen, berechnen und darauf seine Gesetze aufrichten, so wird das Weib mit Herz und Gemüt zart und weich, und doch auch kräftig und tief auf ihre Umgebung influieren, wird erziehen und pflegen und versorgen, wird verwalten und einteilen, warnen und wehren, trösten und ermuntern.

Weil das Herz nur unmittelbar und auf Personen durch Berührung von Herz zu Herzen wirkt, so wird ihr ganzes Thun ein persönlicheres und unmittelbareres als das männliche sein, wird weder in die Ferne des Raumes noch der Zeit wirken; weder Vergangenheit noch Zukunft, sondern die Gegenwart ist ihr Gebiet, und ihre Gegenwart ist Hauptfaktor ihrer Wirksamkeit. Und weil der Kopf Erkenntnis, das Herz aber Mysterium ist, so wird das Mysterium, der Gegensatz und das Unerklärliche im Leben und Thun der Frau eine größere Rolle

spielen als im Leben und Thun des Mannes. — Endlich, wie die Natur in prächtiger Symbolik vorbildet, daß, während es des Mannes Ehre ist, mit gutem Gewissen das Haupt hoch und frei zu tragen, das Herz des Weibes dagegen tief in ihrer Brust sein Leben und Klopfen und Pochen verbirgt, wie der Apostel scheinbar paradoxal und doch wahr und tiefsinnig vom Weib sagt: ihr Schmuck sei der verborgene Mensch des Herzens, so wird naturgemäß das Thun des Mannes ein öffentliches, das der Frau ein privates und verborgenes sein.

Die Öffentlichkeit schadet stets dem Weib; sagen doch selbst Kirgisen: die Blicke der Menge nützen das Gesicht der Jungfrau ab. Sie verliert das Köstliche am Weib, den weichen, tiefen, reichen Blick und die seelenvolle, melodische Stimme, und auch Gang und Haltung verändern sich ungünstig. „Alle edlen Seelen sind schüchtern," sagte ein Franzose. Das gilt doppelt vom Weib. Kann und muß oft der Mann diese Schüchternheit der Seele überwinden, die bei ihm weit häufiger ist als Frauen glauben, so ist eine Frau, die jede Schüchternheit abgelegt, eine durchaus unsympathische Erscheinung, bei der die dem Manne gut anstehende Sicherheit stets in ein exaltiertes und aufgeregtes oder kaltanmaßendes Auftreten ausartet.

Groß und großartig, göttlich und grundlegend für den Mann und für die gesamte Menschheit sind die Aufgaben der Frau; sind zugleich, wie bei allen Menschen, ihre wahren Rechte; sind so groß, daß sie ihre ganze Kraft in Anspruch nehmen, so schön, daß wir Männer sie darum bewundern und fast beneiden möchten.

Die erste ist die leibliche und seelische Procreation des Menschen, die stoffliche Fortpflanzung der Menschheit. Von dieser dem Weibe anvertrauten Aufgabe, den göttlichen Keim zum Menschen zu reifen, hängt der Bestand der Welt und der

Menschheit ab. Wie tief und geheimnisvoll sie ist, werden wir auf Erden nie ergründen. In Bewunderung darüber nannte Adam Eva: „die Mutter aller Lebendigen!" Kann es auf Erden ein größeres Wunder geben, als diese stete Erzeugung von Gottes Bild, und hat Gott nicht wollen selber im Marienschoß zum Menschen werden? Von jeher, so beim Volk Gottes, aber auch bei allen Nationen des Altertums wurde die Maternität vom echten Weib als höchste Pflicht und Würde betrachtet; und soviel Spott die Menschen auch über alles in der Welt schon ausgegossen haben, Mutterschaft und Mutterliebe waren ihnen immer ehrwürdig, ja heilig.

In früheren Zeiten, als die Menschheit noch nicht soviel Stoff zum Denken gesammelt, als das Leben einfacher war, dafür und deshalb aber die großen Prinzipien des Daseins, die großen Gedanken Gottes, die großen Umrisse und Linien und Gesetze des Lebens viel klarer hervortraten, herrschte noch beim Weib das tiefe Bewußtsein, es sei verführt worden und „habe die Übertretung und dadurch den Tod in die Welt eingeführt", wie überhaupt in den ältesten uns noch erhaltenen Schriften der Menschheit, den Veden, den altbabylonischen Liedern, in Homer und in den Chören des Sophokles der tiefe Ernst des Schuldbewußtseins und der furchtbaren Gerechtigkeit Gottes einen oft ergreifenden Ausdruck findet. Daraus entstand im Weib ein stetes Begehren und herbes Sehnen, diese Schuld auf tiefem, geheimnisvollem Weg durch Kindergebären wieder gut zu machen, eine Mutter der Lebendigen zu sein, mit Gott an der Herstellung lebendiger Seelen zu schaffen, und mit Ihm an der Verwirklichung seines Weltplans thätig zu sein. „Gib mir Söhne, oder ich sterbe!" ruft Rahel. Und wie weint und betet eine Hanna vor dem Herrn, bis die Schmach der Kinderlosigkeit von ihr genommen wird. Seine prächtige, von Gott

gewährte Erfüllung fand dieses Sehnen in dem Gebären des Gottmenschen in und durch die Jungfrau Maria, des zweiten und wahren Adams, der das Leben in den Tod wieder einführt. — Wie sind wir von diesen großen und wahren Anschauungen so weit abgeirrt! Wie wird heute, selbst von vermeintlichen Christen die Kinderfrage (!) von bloß menschlichem, materiellem, ökonomischem, egoistischem, oft leider auch von geradezu gemeinem oder wunderlich verrücktem Standpunkt aus aufgefaßt, besprochen und entschieden? Diese Blinden wissen nicht, welchen zeitlichen und ewigen Segen sie leichtfertig von sich stoßen, wie Esau sein Erstgeburtsrecht. Nichts kann den Menschen besser erziehen als das Kind. Hier kann er, so er Augen hat, alle Gesetze des Entstehens und des Wachsens von Leib, Seele und Geist studieren und im prächtigen Kreislauf auch das erkennen, wozu er wieder werden soll. — „So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in Gottes Reich eingehen."

Die Welt kann ohne den Staat, aber nicht ohne die Familie existieren; die Zentralsäule der Familie ist das Weib; ohne dasselbe ist zwar der Staat, nicht aber die Familie denkbar. Wie groß und wichtig die Aufgaben dieser Familie, ist nicht nötig zu beweisen. Aber auf eins wollen wir aufmerksam machen. Die Statistik zeigt, daß die Hälfte der Menschen vor dem siebenten Jahre stirbt. Sagen wir, um ja sicher zu gehen, vor dem zehnten. Also eine ganze Hälfte der Menschheit lebt nur als Kind, stirbt als Kind, fährt in die Ewigkeit mit seinen Kindeseindrücken! Dieser Hälfte die leibliche und seelische Pflege irgendwie verkümmern, heißt auf nie wieder gut zu machende Art die Rechte der Hälfte aller Menschen verletzen. Wie wächst da ins Riesenhafte die Aufgabe und die Verantwortlichkeit der Frau, dieser Wächterin am Thor des Lebens,

der Hüterin und Pflegerin dieser kleinen Majestäten und Lieblinge Gottes und Pflänzlinge des Paradieses! — Denn die Frau steht dem Kinde, diesem keineswegs in der Hauptsache unfertigen Menschen, sondern ebenso eigenen Typus der Menschheit, wie es die Frau dem Manne gegenüber ist, näher, ist ihm verwandter als der Mann, und ihr gebührt es in erster Linie, wie diese kleinen Körper, so auch diese jungen Seelen zu pflegen, ihnen wie die leibliche, so auch die Seelenmilch zu reichen. Und wie viele großen und nicht großen Männer führen ihre ganze Lebensrichtung auf diese geistige Muttermilch zurück? — „Die moralische Erziehung des Menschen," schreibt Jos. de Maistre, „ist vielleicht mit dem zehnten Jahre fertig; und geschah sie nicht auf dem Mutterschoß, so ist das ein großes Unglück für ihn; nichts kann diese mütterliche Erziehung ersetzen." — Auch wir halten diese Erziehung der Mutter und der Familie bis zum zehnten Jahre für wichtiger, grundlegender und dauerhafter als die spätere des Gymnasiums und der Universität. — So fällt der Frau der größte Teil der Aufgabe zu, eine Hälfte der Menschheit auf den Himmel vorzubereiten und der andern Hälfte in ihren Anfängen Schätze der leiblichen und seelischen Kraft und Gesundheit mitzugeben, von denen, wie die Alten wohl erkannten, das Wohl und die Kraft der Nationen abhängen. — Da gehört mehr als Kurzsichtigkeit dazu, solche Pflichten leicht zu nehmen und verächtlich vom „Puppenheim" zu reden. Ebensogut könnte man behaupten, nur das Bauen und Ernten sei ernst zu nehmen, das Säen aber und die Wahl des Samens seien Spielereien, eines rechten Menschen unwürdig. Wir sagen: Für das Kind ist das Beste gerade gut genug. Und wie dankbar ist diese Aufgabe! Mit welcher Innigkeit und Begier, mit welchem felsenfesten Glauben hängt das Kind an dem Muttermund. Wie ist es im

Gefühl seiner Hilflosigkeit so dankbar für die ihm geleistete Hilfe, wie ist sein Herzchen voll Liebe und Verehrung für die Mutter, und welche Verzweiflung, wenn es sie auch nur auf kurze Zeit vermißt. Wahrlich solche treue, reine Liebe ist in einer so liebearmen Welt nicht gering zu achten, noch solcher reiche, empfängliche, fruchtbare Boden für alles Wahre gegenüber dem harten, felsigen, dürren, auf dem wir Männer später meistens pflügen und säen sollen.

Wie jede Aufgabe von einem Zentrum ausgehend sich in konzentrischen Kreisen erweitert, so auch diese. Das Weib, das am Kind von ihrer Kindheit an gelernt hat, was ein Kind ist, und wie diese zarte, reiche und großartige Natur anzufassen sei, ist damit befähigt und berechtigt, auch das Kind im allgemeinen zu erziehen. Daraus ergibt sich ihr Beruf in der Schule, als Vergrößerung der Familie aufgefaßt. — Doch soll die Frau auch darüber sich klar sein, wo diese Aufgabe und ihre Berechtigung aufhört. Die Lehrerin ist beim Kind am Platz, solange der seelische Geschlechtsunterschied noch nicht hervortritt. Sie genügt nicht mehr dem Knaben, sobald er sich für den männlichen Beruf vorbereiten soll. Daß die Lehrerin an Pflichttreue, Aufopferung und Kinderliebe es mindestens dem Lehrer gleichthut, fällt uns nicht ein zu bestreiten; das Mädchen, die Jungfrau wird sie stets als treue Beraterin begleiten dürfen; aber vom zwölften Jahre an genügt sie nicht mehr zu ihrem ausschließlichen Unterricht noch zu ihrer Erziehung. Denn meist wird sie vom Lehrstoff, von der Methode und dem Lehrbuch mehr oder weniger beherrscht; vielfach schwankt sie zwischen peinlicher, pedantischer Befolgung des Lehrbuchs und wortreicher Verwässerung des Lehrstoffs; während der Lehrer, wie er sein soll, die drei beherrscht und Methode und Lehrbuch stets aus sich neu schaffen kann. Der weibliche Unterricht ist deshalb

nur so lange genügend, als die Schülerin den Lehrstoff sich mehr mechanisch aneignen und sich von ihm meistern lassen soll. Sobald sie, was Endziel des Unterrichts ist, lernen sollte ihn zu beherrschen, so in der Muttersprache, Litteratur, Religion, braucht's einen Lehrer. — Auch hier ist die Natur Gesetz. — Sie bestimmt, daß ein Mädchen von Mutter und Vater gleichzeitig erzogen werde. Gott bewahre unsre Söhne vor Gattinnen, die nur von Frauen, aber ebenso vor solchen, die nur von Männern erzogen wären! Sondern beide Geschlechter müssen harmonisch zusammenwirken. Im Alter von zehn bis sechzehn Jahren, in diesen aufgeregten Irr-, Wander- und Flegeljahren, wo es dem Mädchen so sehr an leiblicher und geistiger Ruhe fehlt, wo es so sehr des Gesetzes bedarf, braucht es die feste, ruhige, männliche Führung in Erziehung und Unterricht, wie auch gerade in diesem Alter begabte und fleißige Schülerinnen den männlichen Unterricht entschieden vorziehen. Damit ist keineswegs ausgeschlossen, daß in höheren Töchterschulen durchaus gebildete und charakterfeste Lehrerinnen als Klassengouvernanten feine Zucht und Anstand, guten Ton und angenehme Manieren und überhaupt eine gediegene weibliche Atmosphäre verbreiten und auch eingehend und repetitorisch die Verfertigung der Aufgaben überwachen und befördern.

Der etwaige Schluß, daß Knaben auch teilweise von Lehrerinnen Erziehung und Unterricht bekommen sollten, ist unlogisch. Denn das Mädchen genießt zu Haus weibliche Erziehung und wird dort vor männlichen Einflüssen fast ängstlich bewahrt. Kommt noch eine bloß weibliche Schule dazu, so summieren sich bei ihr weibliche Tugenden, aber auch weibliche Fehler. Der Knabe dagegen, der ebenso zu Haus von Mutter, Tanten, Schwestern zur Genüge erzogen wird, bedarf als

Gegengewicht der ausschließlichen männlichen Erziehung in der Schule, die für ihn nicht, wie für das Mädchen, eine erweiterte Familie, sondern ein Vorbild des Staates sein sollte. Nicht nur der Lehrstoff und seine Behandlung, sondern auch die pädagogische Auffassung soll bei ihm eine andre sein; weshalb die amerikanische Coeducation von vornherein verfehlt ist.

Mit der Kinderpflege ist auch die Pflege aller Kranken, Schwachen, an Geist und Seele leidenden, das Trösten aller Weinenden, die Wohlthätigkeit gegen alle Armen verbunden. Welche schöne, an Christi Thun auf Erden erinnernde Aufgabe!

Wie diese, von der Familie und der Pflege der Angehörigen ausgehend, für die Frau sich reichlich verzweigt bis in die Dachkammer der Verlassenen und die Spitäler der Weltstadt und auf die Schlachtfelder, wird heutzutage immer mehr dankbar anerkannt und bildet einen natürlichen Beruf für viele der Frauen, denen Gott kein eignes Heim gegeben. Doch auch hier nur keine zu weit getriebene Verstaatlichung! Sobald die Frau zu sehr nach amtlicher und wissenschaftlicher Schablone arbeitet, ist der Duft ihres Thuns dahin. Über die socialistische Mechanisierung des Wohlthuns und der Menschenliebe kann man nur trauern; Gott sei den Kindern und Kranken der Zukunftskaserne gnädig!

Selbstverständlich schließt diese Pflege auch in sich eine Pflege der Seele, in der Art, daß diese ganze Frauenthätigkeit von christlicher Liebe getragen sein soll. Dann wird sie auch einen christlichen Einfluß ausüben, wenn in Bescheidenheit und edler Mäßigung gethan. Denn jede auf- und zudringliche Propaganda steht der Frau doppelt schlecht an. — Wie vorzüglich die Frau zu diesen Aufgaben geeignet ist, und was sie auf diesem Feld schon geleistet hat, bedarf keiner Besprechung. So kommt der beste Krankenpfleger kaum der geringsten

Diakonissin gleich. Ebenso gehört notwendig zur Pflege von Kindern und Kranken, zur geistigen Fühlung mit denselben, daß die Frau nicht auf männliche, pedantisch räsonnierende, wissenschaftlich deduktive, strenge Schlüsse ziehende Art und Weise denkt und lebt; sondern anschaulich und unmittelbar und von Menschen und Dingen augenblickliche, frische und muntere, stets wechselnde Eindrücke empfindet und mitteilt. Kein Kranker kann ein logisches Räsonnement anhören.

Eine zweite, zwar materielle, aber auch für die Wohlfahrt wie des einzelnen, so der Staaten grundlegende Aufgabe der Frau ist das ihr von der Natur zugewiesene, tief mit ihrem Wesen zusammenhängende Haushalten, das Zusammenhalten und Verwalten, das weise Verteilen und sparsame Ausgeben des vom Manne Erworbenen. Wie unfähig dazu der Mann, sieht man an Soldaten und Seeleuten, wenn sie ihren durch monate- und jahrelange Entbehrungen verdienten Sold bekommen. Der Mann allein ist durchschnittlich ein Geizhals oder ein Verschwender; verläßt sich darauf, daß er immer wieder erwerben kann, oder möchte Riesensummen anhäufen.

Die Frau ist dazu da, das „Umkommen" zu verhüten; sie soll die Rolle jener wohlthätigen Pflänzchen und Moose spielen, die an Bergabhängen die Regentropfen sammeln und sie verhindern, sich in überflutenden und verheerenden Bergbächen zu ergießen und verloren zu gehen. Ohne die Frau würde die Menschheit stets wieder bankrott werden.

Die Haushaltung und die Ernährungsfrage liegt uns näher, ist eine unmittelbarere und wichtigere als die Staats- und Wehrfrage, und man würde erschrecken, könnte man die

hundert Millionen von Mark beisammen sehen, die alljährlich verloren gehen, die Tausende von Krankheiten und die Schädigung der allgemeinen Gesundheit und Wohlfahrt, die alljährlich durch unverständiges Einkaufen, schlechte Zubereitung der Nahrung und Verlorengehenlassen der Reste verschuldet werden. — Wie oben gesehen, schenkt Gott uns alljährlich Hunderte von Millionen Pfund Korn, Reis, Mais, Thee, Kaffee, Kakao und unzählige Mengen Kartoffeln, Gemüse und Obst und auch Wein und Most. Das sind die Vorräte seiner Speisekammer, und darüber hat er die Frau zur Verwalterin gesetzt. Sie soll sie klug und verständig verwalten, soll „die Leute sich lagern lassen" (ohne die Frau keine geregelten Familienmahlzeiten), soll ferner sorgen, „daß sie alle essen und satt seien"; drittens soll sie darauf sehen, daß die Reste gesammelt werden, „damit nichts umkomme," — und wenn Gottes Segen darauf ruht, werden es zwölf Körbe voll sein. Ist es eine kleine oder gar verächtliche Aufgabe, im Auftrag Gottes seiner Menschheit das tägliche Brot täglich auszuteilen?

Diese Thätigkeit der Frau in der Haushaltung ist ebenso notwendig, nützlich und folglich achtenswert als die des Bankiers, des Ingenieurs oder des Offiziers, ja sie ist unentbehrlicher. Muß sie aber sein, warum soll sie nicht mit Geschick, Fleiß und Liebe von Frauen besorgt werden? Warum soll die Frau nicht ihren Stolz und ihre Freude in der frischen, fröhlichen, frommen Erfüllung dieser Aufgabe finden? — Warum soll sie nicht ihrem Mann darin und damit dienen wollen, der ihr ja auch dient, wenn er Tag für Tag auf dem Bureau und im Comptoir, auf dem Feld oder in der Werkstatt mit oft noch weit einförmigerer Arbeit und saurer Mühe das Geld für den Haushalt beschafft? — Das nicht zu wollen ist hochmütiger Egoismus. Denn Dienen ist ein Schönes und

Lohnendes, Dank, Achtung, ja Ansehen und Autorität Verleihendes. So hat Bismarck Deutschland gedient; so dient der Soldat seinem Vaterland, der Geistliche seiner Gemeinde, der Lehrer seinen Schülern.

Mit der Haushaltungsfrage hängt die Kleidungsfrage zusammen. Auch hier ist die Frau mit der Verwaltung der Millionen Zentner Hanf, Leinen, Baumwolle, Wolle und Seide betraut, die Gott alljährlich für uns wachsen läßt. Sie kann daraus viel Eitelkeit und viel Thorheit weben und nähen zu Augenlust, Fleischeslust und hoffärtigem Leben für sich und andre; denn sie beherrscht die Mode; oder sie kann sie zweckmäßig und geschmackvoll verwenden. Und ebenso bei der Möblierung, Einrichtung und Ausschmückung ihres Heims. Auch hier ist die stille Thätigkeit der Frau wichtig. Weit entscheidender für das Wohl, die Gemütlichkeit eines Heims, für die gute Laune, die Heiterkeit, das Lebensglück seiner Bewohner ist seine hübsche, saubere, heimeliche Einrichtung, Ausstattung und Erhaltung durch die Frau, als die architektonische Außenseite. Es ist eine Pflicht der Frau, um sich eine einfache, keusche, liebliche Schönheit zu verbreiten. Denn der Schönheitssinn ist göttlich und der wahre Geschmack ist unzertrennlich von einem zarten und tiefen inneren Leben.

Daraus ergibt sich die weitere Aufgabe, in der Familie den richtigen Einfluß auszuüben. Stellt der Vater das Gesetz, die Autorität dar, so soll die Frau innerhalb dieses Gesetzes diese Prinzipien fruchtbar machen, ins tägliche Leben übersetzen und sie mit Frauentakt und Liebe anwenden, und dadurch den wahren Familienton angeben. Wer vermag die Tragweite dieses täglichen, unaufhörlichen Einflusses zu bemessen! Wie macht er sich beim Eintritt in ein Haus schon fühlbar und durchdringt unsichtbar die Wände, die Möbel, die Speisen, die

Küche und das Wohn- und Schlafzimmer, die Magd und die Kinder. Wie viele Familien hat er schon unglücklich gemacht, zu Grunde gerichtet, wie viele still beglückt und auf dem rechten Weg erhalten!

Aber die Familie ist nicht allein für sich da. Wie eine Stadt auf dem Berge und wie ein Licht auf dem Leuchter wirkt sie auf ihre Umgebung, ist mit ihr durch Besuche, Gäste, durch gesellschaftliche Bande überhaupt verknüpft. Weitere Aufgabe dieser Familie nach außen ist, ein Mittelpunkt und eine Centralsonne zu sein, aus der Wohlwollen und Wohlthätigkeit, die Gesetze des sittlichen und sittsamen, Herz und Geist erfrischenden Umgangs hervorgehen. Dem Weib ist es gegeben, durch ihre Einwirkung, ja durch ihre bloße Gegenwart Harmonie, Takt und Zucht zu schaffen und aufrecht zu erhalten. Noch mehr. Sie hat die Bestimmung, ein Element der Freude und der Schönheit im Menschenleben zu sein. Das Weib ist und bleibt die (samenbringende) Blume. Wer wäre nicht schon der zarttonigen, zartduftenden Theerose und der gesundschönen Centifolie begegnet, oder der großen blaublumigen Clematis und der mit klaren, reinen Augen ihn anblickenden weißen Lilie, der schmerzvollen Passiflora mit der Dornenkrone ums Herz und auch dem früh blühenden Gänseblümchen, der üppigen Gichtrose, der geputzten Tulpe und der verblühten Distel? — Und weil geschmackvoll auch charaktervoll, und wahre Schönheit mit sittlicher Güte verknüpft ist, so ist die Frau auch die Trägerin des feinen Anstands und der guten Sitte, ja der Sittlichkeit. — Schön sagt Goethe (Tasso, Akt II):

Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Daß alles wohl sich zieme, was geschieht. —

Und wirst du die Geschlechter beide fragen:
„Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte."

Wir übertreiben heute die Bedeutung unsres Thuns vielfach und verstehen zu wenig die unsres Seins. Das Licht glänzt, das Wasser rieselt, der Wind bläst, der Edelstein und die Perle, die Blume sind schön und die Frucht ist gut, auch ohne daß man sie bewundere oder koste. Die Jungfrau und das Weib sind schon wie das Kind und die Blume durch ihr Dasein, durch ihre bloße Gegenwart, auch ohne Wort noch That, eine Wohlthat. Aus der zarten, wie eine Äolsharfe beim leisen Hauch mittönenden, bei rauher Berührung zusammenschauernden Frauenseele gehen, am besten ihr unbewußt, Imponderabilien aus, die die Umgebung durchduften, ja, so das Weib rein ist, dieselbe dynamisch beherrschen. — Und so ist die Frau, die ihre Familie zum warmen Ob- und Schutzdach, zum gemütlichen Heim und Hort der Ihrigen gemacht hat, befähigt und berechtigt, ihren wohlthätigen Einfluß auch auf gesellschaftliche Kreise auszudehnen. Hier, in einer auf schönem und harmonischem Begegnen der Geschlechter gegründeten Gesellschaft — allerdings vielfach auch heutzutage ein noch zu Erstrebendes — soll die Frau mit ihrer Teilnahme an und ihrem Einfluß auf alle die Menschheit interessierenden Fragen einsetzen. Von hier aus kann sie sittlichend einwirken. — Denn die Frau gibt mittelbar die Tonart des Lebens einem Volke, sie regelt die Gesetze des Umgangs, der Gesellschaft, des freundlichen Verkehrs; sie gibt nach ihren unbewußten symbolischen Anlagen die Mode und die Moden an, entsprechend der Sprache und der Geschichte, dem Volksgeschmack und seiner Individualität; sie hat das Gretchenkostüm und die altdeutsche Stube geschaffen; sie sorgt durch die Veränderlichkeit dieser Moden für stete Anregung, für stets neue äußere Formen des Nationalcharakters. Kurz, sie bringt

mit Eleganz und Geschmack zum Vorschein, was der Mann schwerfällig, doktrinär und theoretisch verkündet und feststellt. — Welchen zum Teil trefflichen Einfluß hat nicht der französische Salon, diese Frauenschöpfung, schon von den Précieuses an, auf französischen Geist und Charakter, auf Sprache, Litteratur, Sitten und selbst auf Politik und Geschichte des Landes ausgeübt! — Mögen deutsche Frauen mit ähnlicher Sicherheit und feinem Takt ihr Haus immer mehr zum Mittelpunkt eines geistigen, gesund sittlichen, geschmackvollen, für alles Gute, Wahre und Schöne empfänglichen Lebens machen, wo ein jeder nicht bloß nach Titel und socialer Stellung, sondern nach seinem wahren Wert geschätzt und genossen wird.

Kunst will Gunst! Selbst in der Wissenschaft, das haben große Gelehrte wie Tyndall völlig anerkannt, ist der Dilettant so notwendig, wie in der Kunst der Kunstliebhaber. Der Männer ist die Kunst, der Frauen die Gunst.

Ein Thor schrieb neulich: „Wer wagte heutzutage noch zu sagen: Die Frau gehört ins Haus?“ — Ich sage: Wer wagt zu behaupten, daß sie nicht ins Haus gehört?“ — Wer gehörte denn hinein? — Etwa nur die verlassenen Kinder und vielleicht noch die sich selbst überlassene Köchin und das Kindsmädchen, so lange auch sie noch nicht einsehen, daß sie als Frauen auch nicht ins Haus gehören? — Noch nie hat die Frau so sehr ins Haus gehört wie jetzt. Je größer die Unsicherheit draußen, je mehr auf der Gasse die Zuchtlosigkeit und der Materialismus, auf der Bühne, in der Litteratur und in allen Klassen der Gesellschaft die Beschönigung des Lasters, des Ehebruches und des Selbstmordes, die Prinzipien- und Charakterlosigkeit und die Verachtung aller Gesetze sich breit machen, desto mehr ist es Pflicht und Recht der Frau, die es noch ernst mit dem Leben und mit ihren Pflichten nimmt, ins Haus,

in ihre feste Burg sich zurückzuziehen, um dort eine Priesterin der draußen verlachten Wahrheit zu sein, und dasselbe zu einem Hort der Sittlichkeit und der Sitte, des Friedens und des Gehorsams, der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung für sich, für ihre Kinder und für ihren Mann zu gestalten. Thut sie das, so arbeitet sie am wahren Wohl der Nation, denn diese baut sich aus Familien auf, und ist jedes Haus in Deutschland ein rechtes Haus, so ist auch das deutsche Volk ein rechtes Volk. Hier ist die sociale Frage in die Hand der Frau gegeben. — Auf der Gasse und im Gewühl, auf den Trottoirs und in den Tramways, auf Kongressen und im Theater, im Ball- und Konferenzsaal und auf Wohlthätigkeits-Bazaren hat die Frau noch nie gelernt eine gehorsame Tochter, eine keusche und treue Gattin, eine ernste und pflichttreue Mutter zu sein; wohl aber oft das Gegenteil.

Aber manche Frau, klagt man, verkümmert geistig in den ewigen, kleinlichen Haushaltungsgeschäften, im Abwischen ihrer Möbel, im Bügeln und Nähen und Flicken, um das sich ihr ganzes Leben dreht! — Allerdings; gerade so, wie so mancher Mann im Comptoir und Bureau. — Wer kein höheres Leben und kein geistiges Interesse in sich hat und nicht neben seiner täglichen Arbeit auch noch geistiges Brot für sich und die Seinen zu erringen und aus Gottes Wort zu holen vermag; wer aus seinem armen Kopf und aus dem an sich ärmlichen und kleinlichen Alltäglichen seine Welt und sein Leben kümmerlich und kleinlich genug konstruiert, verkümmert und verkommt geistig, gleichviel ob am Schraubstock, oder am Bier-, Beamten-, oder Studiertisch, am Waschzuber, an der Nähmaschine, oder auf dem Ball, in der Soiree oder im Theater, oder im noch so gelehrten Fortbildungskurs und im noch so geistreichen Vortrage.

Endlich fällt der Frau eine wenig beachtete, wenig verstandene und geschätzte und doch höchst wichtige Aufgabe zu, diejenige, welche die Bibel unter „in der Stille bleiben" versteht. Wie eine aus bloßem Sauerstoff bestehende Atmosphäre uns rasch verzehren würde, und der Stickstoff dazu da ist, ihn zu neutralisieren und zu beruhigen, also die Frau in ihrer passiven Rolle bei der mehr und mehr fieberhaften und erschöpfenden Thätigkeit des Mannes, den immer hitzigeren und persönlicheren Kämpfen und Streitigkeiten auf industriellem, wissenschaftlichem, sozialem, politischem und religiösem Gebiet. Es ist von höchstem Wert für die gesamte Menschheit, daß die Frau, anstatt am Rad des schon zu schnell rollenden Wagens zu schieben, als wohlthätiger Regulator und milde Bremse wirke, und daß sie sich mit ihrer ruhigen und friedlichen vis inertiae der unaufhörlichen Erfindung, dem sich überstürzenden Fortschritt, der fieberhaften Neuerung entgegenstemme. — Und das vermag sie, indem sie die erste und letzte Aufgabe jedes Geschöpfes erfüllt, nämlich die, vor Gott zu stehen und zu existieren, wie er es geschaffen hat. Jedes Dasein spricht, sagten wir oben; jedes Weib, das dasteht, wie Gott es geschaffen hat, wirkt durch ihr bloßes Sein. Die unbewußte Predigt ist immer die beste, die ungesuchte Aufgabe die wahre, die unwillkürliche That die einflußreichste. Wenn aber die Frau anstatt den Mann zu beruhigen, zu besänftigen und für weitere Kämpfe dadurch zu kräftigen, daß sie zu Haus teilnehmend seine ungeduldigen Klagen, seine hitzige Ungeduld geduldig aufnimmt, wie ein ruhiger, tiefblauer See den zornig brausenden Bergbach, auch zu Helm und Speer greift, und mit ihren persönlichen Eindrücken, ihrer Voreingenommenheit, ihren Leidenschaften und Stimmungen auf den Kampfplatz herab-

steigt; wenn sie anstatt konservativ, wie sie von Natur ist, liberal und progressiv wird, kommt die Menschheit nicht mehr aus den Veränderungen, aus dem Streit, aus den Wirren, aus den Revolutionen hinaus. — Die Frau übt den wohlthätigsten, gesegnetsten Einfluß auf Wissenschaft, Politik und Kirche aus, wenn sie sich nicht darein mischt.

Denn prächtig und zweckmäßig hat Gott seine Welt eingerichtet, als er durch die Erschaffung des Weibes die Menschheit in zwei sich harmonisch entsprechende Hälften teilte. Die eine soll thun und die andre sein; die eine sprechen und die andre hören; die eine fort- und mitreißen und die andre folgen; die eine erfinden und die andre gebrauchen; die eine soll voraus-eilen und die andre warten; die eine pflanzen und die andre die Früchte und die Blumen pflegen und begießen; die eine soll das Haus bauen und die andre es verschönern. Wir Männer sollen die Gegenwart unsrer Kinder schützen und ihre Zukunft mit Gottes Hilfe anbahnen, das Weib soll sie auf ihrem Schoß groß werden lassen. — Sie herrscht in der Soiree, wir im politischen Verein und in der Rathaussitzung; sie in der Kinderstube, wir im Gymnasium; sie über Weißzeug und Kleider, wir über Fabriken und Webereien; sie in der Küche, wir im Laboratorium; sie in der Krankenstube, wir in der wissenschaftlichen Medizin und Chirurgie. An uns ist es, den Staat, an ihr, die Familie und die Gesellschaft zu regieren. Vergleicht man die Reiche beider, so gewinnt das weibliche an Wichtigkeit und Intensität, was es an Ausdehnung scheinbar verliert. Die Familie ist wichtiger als der Staat, die Küche als das Laboratorium, die innere Einrichtung des Hauses als der Bau desselben, die mütterliche und die Familienerziehung als das Gymnasium. Die Kleider- und Weißzeugfrage, die Administration und Zubereitung von Essen und Trinken waren

von jeher da, lange vor den Dampfwebereien, und ebenso die Krankenpflege vor den desinfizierten Spitälern und dem Heilserum. Auch der gesellschaftliche Ton und Geschmack, die in der Familie herrschende Sitte, die unter dem täglichen Einfluß der Frau sich entwickeln, beherrschen das Leben mindestens ebensosehr wie alle politischen Diskussionen. Dieses Schalten und Walten im Heim ist grundlegender für die Menschheit als Handel und Industrie, Kunst und Wissenschaft.

An uns Männern ist es, den großen Lebenskampf zu kämpfen; an ihr, der Frau, Öl und Wein in die Wunden zu gießen; an uns der harte, unbeugsame Befehl, die furchtbare Logik der Thatsachen und der Zahlen; an ihr das geduldige, sanfte, tröstende, erheiternde Wort. An uns, in der Gemeinde die rechte Lehre zu verkündigen; an ihr, die Heiligen gastfreundlich zu bedienen. Und so sagen wir und sagen es gern: An Größe und Wichtigkeit ihrer Aufgaben und an Fähigkeit, dieselben zu erfüllen, ist die Frau dem Mann ebenbürtig.

Diese Frauenaufgaben sind groß, weil sie schwer sind. Es gehört wahrlich etwas dazu, Tag für Tag, Jahr um Jahr, wie Tausende von braven Frauen auch im Volk es thun, unverdrossen, willig an die tägliche Aufgabe zu gehen, nach halb und ganz am Kinderbett durchwachten Nächten früh für Mann und Kinder zu sorgen, vielleicht mit Zahnweh und sonstigen Leiden beschwert, die immer zerrissenen Höschen immer wieder zu flicken, immer wieder das Essen sorgfältig zu richten, dabei immer sparen zu müssen und doch nie den Mut zu verlieren, heiter, freundlich, geduldig mit Mann und Kindern sein und bleiben. — Hut ab vor solchen Frauen! Ihr Lohn wird einst groß sein im Himmel!

Diese Frauenaufgaben sind schön, interessant, anziehend und von ewigem Gehalt, wenn in Gottesfurcht von einer

Christin verrichtet; vergänglich und nichtig, klein und langweilig, wenn um der Welt willen, von Töchtern der Welt gethan.

Auch von diesen Aufgaben der Frau wie von andern heißt es, die Welt ist voll davon für den, der Augen hat sie zu sehen. Klagen, man habe und finde keine Lebensaufgaben, heißt behaupten, man habe schon alles gelernt, alles geprüft, alles sich angesehen, sei mit Gott und der Welt und sich selber fertig, man sei keiner Verbesserung und keines Wachstums mehr fähig; die Welt sei schon voll Liebe, Trost und Güte; bedürfe nicht mehr des Zeugnisses der Wahrheit, des Beispiels der Demut und des Glaubens, der Thaten der Barmherzigkeit und der Selbstverleugnung; es seien nirgends mehr Schwache, Trostlose, Weinende, Unwissende!

Auch von diesen Aufgaben heißt es: siehst du einen Menschen, der geringschätzend von seiner Aufgabe spricht und sich zu gut für dieselbe dünkt, gleichviel, ob eine Köchin ihr Kochen zu leicht nimmt oder ein General davon spricht, wie er eine promenade militaire nach der feindlichen Hauptstadt machen wolle, so hast du einen Pfuscher vor dir; und gäbest du ihm noch so hohe und große Aufgaben, so würde er auch diese verpfuschen. Kennzeichen des rechten Menschen ist, daß er seine Aufgaben nie unterschätzt, ja, sich zu gering hält diesen Aufgaben gegenüber.

Auch von solchen Aufgaben gilt es, daß nur der darüber urteilsfähig ist, der sie vollbracht hat. Willst du darüber ein rechtes Urteil, so frage die Hausfrauen, Gattinnen und Mütter, die ein langes Leben hindurch ihr Haus recht regiert, ihren Mann treu geliebt, ihre Kinder wohl erzogen und Wohlthätigkeit geübt haben, die in dieser Pflichterfüllung den Lohn ihrer Arbeit und ihrer Treue fanden und dadurch die Verehrung und den Dank aller Männer, die das Herz am

rechten Fleck haben, sich erwarben. — Die Frau aber, die nicht mit ihrer Magd und ihren ungezogenen Kindern fertig wird, ist der Ausübung politischer Rechte unfähig; die, die es unter ihrer Würde hält, ihre Haushaltung pünktlich, sparsam, zweckmäßig zu führen, soll nicht über Verwaltung und Finanzen der Stadt und des Staates mitsprechen; der Frau, die die Pflege ihrer Kinder für eine zu geringe Aufgabe ansieht, kommt es nicht zu, über Erziehung zu reden und in Schulkomitees zu sitzen; die, die ihren Mann so wenig befriedigt, daß er ihr oder sie ihm davonläuft, soll sich nicht anmaßen, Frauen über Ehepflichten und ihre Rechte zu belehren; diejenige endlich, der weder ein Mann noch Kinder beschieden, soll sich zweimal enthalten über Lebensverhältnisse zu urteilen, die sie nicht aus Erfahrung kennt.

Sagt aber eine Frau, sie wolle beide verbinden, die heilige, keusche, ernste Pflege des Familienlebens, die nur in der Stille gedeiht, und die ersprießliche öffentliche und politische Thätigkeit, so traut sie sich zu viel zu. Keine Frau hat es dahin gebracht, beides zu vereinigen; keine wird es dahin bringen, ihrem Mann und ihren Kindern, ihren Eltern und ihren Geschwistern, ihren Verwandten und ihrer Umgebung das zu sein, was sie ihnen sein soll, und dabei im öffentlichen Leben, im politischen und kirchlichen, eine Rolle zu spielen. Die Frau kann am wenigsten, wie in der Liebe, so anderswo, zweien Herren dienen.

Wie schön dagegen diese drei von Gott geschaffenen Typen, wenn sie zusammen in markierter Verschiedenheit und schöner Eintracht, in herzlicher Liebe verbunden, die Familie bilden! Wie stehen sie da als prächtige Gegensätze, und ziehen sich mächtig, unwiderstehlich an. Der Vater ist das Gesetz, die Mutter ist die Liebe, und das Kind ist die Blüte, die Blume, erfreut und entzückt, ehe es zur Frucht reift, die, vom Stamm sich lösend,

zum Haupt neuer Familie sich entwickelt. Wie herrlich diese harmonischen Gesetze des Seins! — Welchen schönen Klang hat in allen Sprachen das Wort: ein Mann, männlich, Männlichkeit; wie lieblich klingt: echte Weiblichkeit; was liegt nicht alles in dem Namen: Kind! — Wie haben von jeher schon die Naturvölker, dann die ernsten, starken Völker des Altertums diese Familie so heilig gehalten und jeden Eingriff in ihre Rechte, jede Verletzung ihrer Pflichten unnachsichtlich gestraft. Wie hielten sie auf die innerhalb des Gesetzes unumschränkte Autorität des Vaters, auf die Würde und Reinheit der Frau, die zu beleidigen ein todeswürdiges Verbrechen war, wie auf die Unverbrüchlichkeit der Ehe, diese ersten Römer, bei denen es dreihundert Jahre lang keinen Ehebruch und keine Ehescheidung gegeben haben soll! Wie wurde Gehorsam vom Kinde verlangt, und wie sorgfältig wurde es in seinen Pflichten gegen die Götter, seine Eltern und den Staat unterrichtet! — Und wie jetzt bei uns christlichen Völkern? — Wehe uns am Tage des Gerichts! Heiden werden gegen uns auftreten und uns verdammen.

Früher gingen mit der Sonne im Orient der Menschheit große, sonnige und sonnenhafte Ideen auf und kamen mit der Sonne zu uns. Jetzt steigen im Westen schwarze Wolken auf, ziehen allmählich über Deutschland hin und verlieren sich in den Steppen Rußlands oder der Tartarei, vorderhand ohne China zu erreichen. — Immer schärfer weht von Westen her der Wind des Feminismus und dürfte bald auch für Deutschland zum gelinden Sturme anwachsen. — Unter diesem, im Ausland, so in Paris, allbekannten, in Deutschland noch nicht eingebürgerten Namen wird die Gesamtheit der emanzipatorischen Bestrebungen verstanden, welche auf das Dogma von der Gleichheit der Geschlechter hin ihre völlige Gleichstellung verlangen; welche also für die Frau Gleichberechtigung, gleiche sociale und kirchliche Stellung, gleiche politische und bürgerliche Rechte wie für den Mann beanspruchen; ein Mitreden und Mitwirken überall; im Reichstag wie in der Kammer, im gesetzgebenden und steuerbewilligenden Körper, in der inneren und äußeren Politik, in der Admiralität und im Generalstab, in Synoden und Konsistorien und Schulausschüssen, auf Katheder und Kanzel; gibt es doch schon in Amerika Staatsanwaltinnen, Vorsteherinnen von theologischen Seminaren und zahlreiche Pastorinnen (ihre Zahl ist in den letzten 5 Jahren von 720 auf 1235 gestiegen), zum Teil auch Fräulein, die in hübscher kirchlicher Toilette große Kirchenstuhleinnahmen erzielen!

Die überzeugten und konsequenten Anhänger und Anhängerinnen des Feminismus werden wir, um die leidige Wiederholung von die Sache doch nicht ganz deckenden Ausdrücken

wie „Apostel der Frauenemanzipation", „Verfechter und Verfechterinnen der Frauenrechte" u. s. w. und ebenso den unschönen Namen „Frauenrechtlerinnen" zu vermeiden, kurzweg mit dem immer bekannteren Ausdruck „Feministen" und „Feministinnen" bezeichnen. Wir betonen hier ausdrücklich, daß dies Benennungen sind, die nicht ihre Gegner erfanden, sondern die sie sich mit Stolz selbst beilegen, wie letzthin hundertfach zu hören und zu lesen war auf dem Congrès féministe zu Genf. Wir werden sogar, auch um der Kürze willen, wenn wir „der Feminist" sagen, auch die Feministin und „modern woman" des Engländers darunter verstehen und einschließen, was dieser ihrem Standpunkt nach nur angenehm sein kann.

Diesen Feminismus unterscheiden wir scharf von den löblichen, aber viel älteren Bestrebungen, wie allem Übel und Unrecht unter der Sonne, so auch der Not der armen oder einsamen Frauen und Mädchen, ihrer Arbeitslosigkeit und oft Sittenlosigkeit abzuhelfen und überhaupt der Frau zur gedeihlichen Entwickelung und zur richtigen Verwertung der ihr eigentümlichen Gaben und Kräfte innerhalb des ihr zukommenden Gebietes zu verhelfen, Bestrebungen, die, wir brauchen es nicht zu sagen, unsre vollsten und wärmsten Sympathien haben. — Wie wir aber hier keine staatsökonomische und politische, noch sittlich sociale Studie schreiben, wollen wir auch nicht die „hundertköpfige" Frauenfrage besprechen, sondern das Prinzip der Gleichheit der Geschlechter auf seine Übereinstimmung mit Natur und Gesetz prüfen und seine logischen Konsequenzen beleuchten. Es ist an der Zeit, daß auch dieser Frage gegenüber ernste Männer und Christen Stellung nehmen.

Schon der Wahlspruch „Gleichheit der Geschlechter" ist ein Widerspruch und offen gesagt eine Absurdität. Denn Geschlecht heißt: Ungleichheit, Verschiedenheit, und besteht nur durch dieselbe. Seine Schönheit beruht auf Gegensatz. Sein Gesetz ist Differenz und Entsprechung. Ehe das Weib geschaffen wurde, gab es kein Geschlecht; und sind einst beide Geschlechter gleich, so gibt es kein Geschlecht mehr. — Der Feminist geht also darauf aus, einen von Gott geschaffenen und gewollten Unterschied und Gegensatz aufzuheben. Er möchte, daß der Mann nicht mehr männlich, das Weib nicht mehr weiblich sei; er verkennt, daß, je weiblicher ein Weib, je männlicher ein Mann, also, je verschiedener die Geschlechter, desto besser jedes seiner Lebensaufgabe gerecht wird. Wie er das Grundgesetz des Geschlechtes verkennt, so leugnet er, was schon die äußere Gestalt und Erscheinung, Haltung und Gang, Gebärden und Stimme beider Geschlechter zeigen, was Welt- und Bibelgeschichte, tägliche Erfahrung, Sitte und Usus, Volkslied und Volkswitz, Kleidung und Kinderspiel, Sprache und Sprichwörter und ebenso Naturgeschichte und Medizin, Kunst und Litteratur, alle Dramatiker und alle Dichter, und auch die Statistik über Verbrechen, Selbstmord und Irrsinn lehren: Mann und Weib sind grundverschiedene Wesen.

Aber wir leben in einer Zeit, die sich darin gefällt, die wichtigsten göttlichen Wahrheiten auf den Kopf zu stellen. Nach neueren Schriftstellern ist Egoismus Stärke, Wohlthätigkeit schädlich (Herbert Spencer), die Familie ein tyrannisches und schädliches Institut und Unsittlichkeit das Vorrecht und die Zierde des Weibes. Da thut es not, daß man auch die einfachsten Wahrheiten und Grundsteine einer gesunden Weltanschauung immer wieder feststellt. Wir haben anderswo

betont, daß wir nicht an das Veralten der Ideen glauben, noch an überwundene Standtpunkte, und die Behauptung einer Amerikanerin auf dem Frauenkongreß in Chicago, erst das neunzehnte Jahrhundert habe „die Frau entdeckt" mahnt uns an die des Arztes Molière, der auf die bescheidene Einwendung eines Laien, das Herz stehe doch sonst auf der linken Seite, mit Aplomb antwortet: „Nous avons changé tout cela!"

Die allgemeinen Ursachen des Feminismus und seine Keime liegen, wie bemerkt, in der Luft. Von zu vielen durch den übermäßig gesteigerten Weltverkehr und die Weltpresse kaleidoskopartig und unaufhörlich uns zuströmenden Thatsachen, Eindrücken, Mitteilungen ermüdet und betäubt, vermögen wir nicht mehr vor lauter Erscheinungen das Gesetz, vor lauter Formen das Wesen zu erkennen, noch Wichtiges und Großes vom Kleinen und Nebensächlichen zu unterscheiden. Uns gehen immer mehr das Gesetz und die Gesetze verloren, und auf allen Gebieten fragen wir immer mehr, skeptisch oder betrübt, spöttisch oder zagend: was ist Wahrheit? Vor lauter Theologie glauben wir nicht mehr an die Bibel, vor lauter Kunst und Ästhetik wissen wir nicht mehr, was schön und was häßlich, vor lauter Wissenschaft und freier Forschung, was noch wahr und wissenswert ist. Und so sind wir dahin gelangt — wer sollte es glauben? — daß wir nicht mehr wissen, ob ein Mann ein Mann und ein Weib ein Weib ist. — Das Schönste oder das Traurigste daran ist, daß wir uns mit dieser Verwischtheit und Verwaschenheit aller unsrer Begriffe noch groß machen!

Die speziellere Ursache des Feminismus dagegen ist die Degeneration der Männer. — Wie schwache und unfähige Regierungen an Revolutionen schuldig sind, so schwache und unfähige Männer daran, daß nun Frauen zu ihrem eignen Unheil die Zügel in die Hand nehmen wollen. — Neben

wahrhaft großen Mäunern wie einem Moses, Elias, Johannes dem Täufer, Paulus, und ebenso neben einem Nebukadnezar, Alexander, Muhammed, Cäsar, Attila, Karl dem Großen, Barbarossa, Luther, Calvin, Friedrich dem Großen, Napoleon I., Bismarck, Moltke, kann die Frau nicht aufkommen, kann keine öffentliche Rolle spielen. Um so mehr neben gefühlvollen Utopisten und sentimentalen Idealisten, Philanthropen mit großem Herzen und kleinem Kopf, Sektengründern und Sektenführern mit einem starken Glauben an . . . . sich selber.

Eine Haupturſache des Feminismus ist also die Nichterfüllung des göttlichen Naturgesetzes, nach welchem der Mann die Pflicht hat, dem Weib, das ihn unter dem Herzen getragen, seine Kindheit treu gepflegt und ihn täglich versorgt, nicht nur das tägliche leibliche, sondern auch das geistige Brot zu liefern. Wo ein rechter, guter, ernster, charaktervoller Mann und Christ wie er sein soll, ist, denkt die Frau nicht an Emanzipation, will sich nicht frei machen. — Von was denn? — Etwa von seiner treuen Liebe oder umsichtigen, bewährten Leitung? oder von der Fürsorge, womit er das zu Schwere ihr aus dem Weg räumt und eher selber trägt? oder von der liebreichen Pflege, womit er alltäglich, allabendlich, alles Schöne, Gute, Wahre ihr zum Bouquet gebunden vorträgt und erzählt? — Oder gar von dem Recht, ihn, wenn er müde und wund vom Kampfe ums Dasein, erhitzt und erbittert heimkommt, zu besänftigen und zu erfrischen und ihm durch warmes Teilnehmen und verständnisvolles Eingehen auf seine Interessen die Bürde tragen zu helfen? Der müßte ein edles Weib, wie es deren gottlob viele gibt, schlecht kennen, der nicht wüßte, daß sie im Gegenteil dies zu ihren schönsten „Frauenrechten" rechnet! Die echte Frau sonnt sich in ihres Mannes Strahlen, freut sich mehr über die Erfolge, leidet mehr unter dem Miß-

lingen seines Thuns als er selber, gleicht der Erde, die, von der Sonne befruchtet, wunderbare Blumen und Früchte erzeugt. Der Mann ist ihr als Norm gegeben, und sie verhält sich zu ihm wie er zum Weltall, in dem er das Gesetz erforscht. Ohne ihn verliert sie den Maßstab für ihre Welt- und Selbstanschauung, insofern sie ihn nicht im Wort Gottes wiederfindet; darum sucht sie immer wieder seine Autorität und sein Urteil auf.

Umgekehrt sind gerade die Männer, die wie ein Luther, ein Bismarck, ein Moltke, der Frau jede Einmischung in öffentliche Angelegenheiten untersagen, die besten Eheleute. Denn das Weib will, wie ein feiner luvgieriger Rennkutter, mit weicher Hand und starkem Arm gesteuert werden, und läßt sie sich auch mitunter — warum nicht? — in Büchern, Konferenzen, Kongressen und Vorträgen viel Schönes über ihre verkannten Rechte und die Tyrannei der Männer gefallen, so wählt sie sich doch, wenn's ans Lieben geht, einen ganzen Mann, dem sie zutraut, daß er sie gegen die Welt und das Leben und sie selber schützen kann und wird. Denn von jeher hat sie den Herrscher dem Höfling und selbst den Tyrannen dem Lakaien vorgezogen. „Die Frau," schreibt die stolze Königin Nathalie von Serbien in ihren Aphorismen, „wird immer nur den Mann lieben, der sie zu beherrschen versteht." Der Mann, der das Weib nicht achtet, liebt und verehrt, ist kaum noch ein Mann zu nennen; aber der Mann, der sich ihr freiwillig unterjocht, ist kaum besser und begeht die, vor Menschen geringe, vor Gott große Sünde des Esau, als er sein Erstgeburtsrecht verachtete. Es ist nicht an uns, uns größer oder kleiner zu machen, als Gott uns gemacht hat; und nur der Feige verzichtet auf seine Rechte mit ihren Pflichten, ihren Aufgaben und ihrer Verantwortung.

So weist der Feminismus in den Ländern, wo er sich breit macht, darauf hin, daß dort die Männer nicht sind, was sie sein sollten, und daß sie ihren Frauen nicht mehr das geistige Brot bieten, welches sie von ihnen zu verlangen das Recht haben.

Daß es überall, auch in England und Amerika, viele edle, begabte, für ihre Mitmenschen wirkende und lebende Männer und ebensolche Frauen gibt, fällt uns nicht ein zu bestreiten. Aber wir haben es mit der Majorität, mit dem durchschnittlichen Typus des Mannes dort zu thun. Von diesem muß man sagen: Der Egoismus des Angelsachsen ist sprichwörtlich. Braucht er ein Volk oder einen Menschen nicht, so sind sie für ihn nicht da. Braucht er sie, so sind sie nur für ihn da. Und will er sie beglücken, so fragt er nichts nach ihren Wünschen und Bedürfnissen, sondern octroyiert ihnen das englische Gute, als das einzig für Leib und Seele Richtige. Dieser felsenfeste und bornierte Glaube an sich selber und an seine Sache macht ihn stark und unbeliebt. Dieses sein großes, selbstsüchtiges „I" beherrscht sein Leben und seine Politik, sein Geschäft und seinen Sport; und letzterer verdummt ihn, weil er ihn als Lebensaufgabe auffaßt. Sein Ziel ist reich zu werden, sein Ideal ein Gentleman zu sein, der sein Brot nicht verdient, der niemand braucht, der nur das thut was er mag, das heißt gewöhnlich gar nichts, der nur für sich und seinen Sport lebt und nur seinen Komfort sucht. Solche Ideale können kein reiches und gesundes Seelenleben erzeugen, — geben keinen wahren Mut, dem Kreuz, der Krankheit, dem Familienunglück, der Armut gegenüber, dieser Armut, die ihm unerträglich und verächtlich dünkt. Wie eintönig fad das Wort und die gesellschaftliche Unterhaltung besonders junger Engländer, darüber macht sich ihre eigne Litteratur lustig;

daher die Sitte, Gäste durch „Professionals“ unterhalten zu lassen! Und wie bezeichnend der traurige Ausdruck: der und der Mann ist so und so viel tausend Pfund wert! wie auch die korrekte englische Novel mit ihren meist durchaus unbedeutenden Helden, wie selbst ein Walter Scott mit seinem Waverley u. a. schließlich nichts andres anzufangen weiß, als sie „five, or better still ten thousand a year“ ererben oder erheiraten zu lassen. Kein Wunder, daß dort die Frau nach dem Grundsatz: „wie du mir, so ich dir“ vielfach auch ihrerseits und sehr oft auch in der Ehe ihr Leben egoistisch einrichtet, nur noch nach ihrem Komfort und Sport fragt, sei es „fashion“, Wohlthätigkeit oder andres, und nur noch nach dem ärmlichen Grundsatz existiert: „I like this, I don't care for that!“ Daß sie dabei nichts gewinnt, zeigt der Zug der Unruhe und der Unbefriedigung, der die Engländerin charakterisiert, ihre oft großartige Ignoranz und Interesselosigkeit und ebenso die alljährlich steigende Flut von immer wertloseren, nur Sport, Genuß und Geld, reiches Heiraten und vornehmes Nichtsthun preisenden, oft recht gemeinen Novellen, mit deren Schreiben und Lesen Tausende von englischen Frauen und Mädchen sich über die Leere ihres Lebens zu täuschen versuchen. — Beweis genug, daß Emanzipation für das Weib nicht mit höherer geistiger Ausbildung gleichwertig ist. — Dafür jedoch, daß dieser Eindruck im Ausland nicht vorherrsche, sorgen durch Wort, Schrift und That einige Hunderte von oft sehr begabten, rührigen, durch die englischen Kolonial- und sonstigen Verhältnisse zu bedeutender Thatkraft, Selbständigkeit und Selbstbewußtsein gelangten Frauen, aus deren Thun kontinentale, England nicht aus eigner Anschauung kennende Zuschauer oft geneigt sind, fälschlich auf das der Engländerin überhaupt zu schließen.

Anders in Amerika! — Dem Amerikaner liegt am gentleman nichts, sondern nur am self-made man. Dort spielt nicht Sport die Hauptrolle, sondern business, allerdings auch als Sport aufgefaßt, bei dem man jeden Augenblick den Hals brechen kann, was ihm den rechten Reiz verleiht. Diese Art von Sport gibt dem Menschen mehr Schlauheit, Arbeitskraft, auch mehr Rast- und Ruhelosigkeit als der andre, reibt ihn dafür auch früher auf und macht ihn noch einseitiger und unfähiger zu allem Höheren. — Man kann eben nicht Gott, dem Guten, dem Wahren, dem Schönen und zugleich dem Mammon, dem von Thränen und Schweiß, und Lug und Trug beschmutzten Geld dienen. — Und da helfen keine noch so reichen zur Schau getragenen Dotationen für Universitäten und Schulen, Kirchen und Missionen! Wohl rief ein römischer Kaiser beim Einnehmen der Kloakengelder: „non olet“ es riecht nicht! — Aber es riecht doch! — Auch feig macht der Geldkultus, und wir haben es erlebt, wie diese arroganten Millionäre von Wallstreet den Kopf und tausend Millionen in einer dreitägigen Panik verloren, weil Präsident Cleveland einige unbesonnene Worte sprach. Und wie wurde mit lächerlicher Leidenschaftlichkeit und Pathos die Währungsfrage behandelt, als ob Wohl und Weh der Menschheit davon abhinge, ob sie einen silbernen oder goldenen Dollar hat! Auch der Krieg mit Spanien und den Philippinen bleibt trotz allen schönen Phrasen ein Streit der Selbstsucht und der Geldinteressen. Kein Wunder, wenn das amerikanische Weib sich nicht für solche nur noch von der Börse und business träumenden und redenden, ihre lederne Seele im Comptoir lassenden, stets ängstlich um ihr Geld besorgten Geschäfts- und Dollarmenschen begeistert, sondern mit unverholener Geringschätzung auf sie herabsieht. — Nur sollte sie dann nicht mit echt weiblicher Unlogik, wie auch in England,

eben diese verachteten Männer in allem zu kopieren suchen. — Daß Amerika trotz der gesteigerten Thätigkeit und der freien Entwickelung und Erziehung der Frau, trotz reichen Stiftungen und prächtigen Schulpalästen doch geistig weit hinter dem alten Europa zurücksteht, zeigt der Mangel an großen wissenschaftlichen und geistigen Leistungen, der materielle Grundzug seines gesamten Staats- und Gesellschaftslebens, die Oberflächlichkeit seiner Litteratur, der platte Witz der amerikanischen Tagespresse und ebenso der Mangel an Idealität und an großen Zielen bei seinen Politikern. Die Welt- und Vaterlandsanschauung jedes römischen Konsuls beschämt den ganzen Senat in Washington. Und wie sehr ihm die reiche Differenzierung, stets die Frucht wahrer Geistestiefe, fehlt, haben wir schon oben berührt. Daher auch sein Mangel an Veneration.

In Dänemark, Schweden und Norwegen finden wir eine andre Ursache des Feminismus. Hier ist es die Pflege der Freigeisterei, durch die Werke von Björnson, Ibsen, Strindberg und ihre Anhänger verbreitet. Ein französischer Pädagog schrieb nach einer Schulinspektionsreise in Norwegen: „Der Grundgedanke der hiesigen Schule ist, jedes Kind so zu erziehen, wie wenn es später ein Robinson Crusoe werden sollte. Man will es in stand setzen, allein ohne andrer Beistand zu leben, sich selber zu helfen und sich selbst seine Altäre zu bauen." Soviel ist klar: man gibt ihm keine Religion mit und gewöhnlich zieht er später vor, auch ohne sie auszukommen. Er hat keine Prinzipien; der Stärkste, der Held ist der, der auf eignen Füßen steht, der jeden Glauben, jedes Vorurteil, jede Tradition abgeschafft hat, der allen Gebräuchen und allen Sitten trotzt. Strindberg hofft, daß wir so weit kommen werden, jedes Gefühl, jedes Mitleid, jede Teilnahme abzustreifen, diese ungesunden Überbleibsel einer wenig entwickelten Zeit, und Ibsen

empfiehlt in Hedda Gabler dem Weib den Mut zum Selbstmord, wenn das Leben ihr nicht mehr gefällt, das heißt, wenn sie es durch eigne Schuld verdorben hat. — Es ist nicht nötig zu zeigen, was für einen Einfluß eine solche Litteratur auf die Frauen und Mädchen dieser Länder ausüben muß. — Überhaupt fühlt man es diesen nordischen Völkern und ihrer meist von einem Zug der Trauer durchwehten modernen Litteratur an, wie die auch den Menschen und das Geschlecht ausreifende Sonne ihnen fehlt.

In Frankreich ist es die Frivolität und die Sittenlosigkeit von Männern, die jeden religiösen Halt verloren haben, welche sie den Launen und Wünschen von immer begehrlicheren Frauen immer mehr preisgibt, die, weil sie nichts Besseres wissen, im Luxus und Genuß schwelgen wollen, und als Gattinnen oder Maitressen von den Männern immer mehr Geld fordern, worauf der Figaro letzthin, wohl nicht mit Unrecht, viele der immer häufigeren Geldskandale zurückführte.

Auch wir Männer der französischen Schweiz sind schuld daran, daß der sociale und der religiöse Feminismus dort einen günstigen Boden findet. In diesem kleinen, seit langer Zeit von Kriegen verschonten Lande, wo jeder durch Arbeit, Ordnung und Sparsamkeit nicht nur bestehen, sondern auch etwas Vermögen erlangen kann, haben sie sich dies zum Lebenszweck gemacht und Ordnung und Sparsamkeit als die höchsten christlichen Tugenden gepriesen, was sie ebensowenig sind als Höflichkeit oder Reinlichkeit; denn die größten Heiden haben sie oft in hohem Grade ausgeübt und gemeine Wucherer praktizieren sie heute noch. Auch kann man nicht, und wenn noch so ehrlich, alljährlich Millionen an Fremden verdienen, ohne an Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Charakters einzubüßen; und so sind wir Schweizer zwar artig, höflich und dienstfertig,

arbeitsam und geordnet, aber auch prosaisch, oberflächlich, kleinlich, geschwätzig geworden; de grands diseurs de petites choses, ideenarm und skeptisch gegen alles, was hoch und tief ist; finden schön, gewiß, aber unpraktisch großen Enthusiasmus, große Hingabe und großes Verzichten, großes Leben und großes Sterben, suchen vor allem unsre Bequemlichkeit und fürchten vor allem unser Vermögen zu verlieren. Dies alles bewundert die Frau, die unbewußt uns richtig taxiert, nicht; und sie thut recht daran. — So ist es auch natürlich, daß dort Frauen sich emanzipieren, zuerst im Geist, dann in der Praxis, in der Gesellschaft, im Geschäft und in der Kirche. „Nous n'avons plus d'hommes," sagte eine Neuschâteler Dame, „voilà la cause du féminisme!"

In allen diesen Ländern ist die Frau nicht höher gestiegen, sondern der Mann ist heruntergekommen. Davon kann man sich überzeugen, wenn man unsre deutschen Frauen mit Amerikanerinnen und Engländerinnen oder das heutige Geschlecht mit unsern Vorfahren, den Männern und Frauen des vorigen Jahrhunderts oder der Zeit Calvins und Luthers vergleicht.

Auch ihr deutschen Männer werdet an die eigne Brust schlagen müssen, wenn die in Deutschland erst am Horizont auftauchende Frauenemanzipation euch unbequem wird. Die deutsche Frau, so bescheiden in ihren Ansprüchen, so selbstlos, aufopfernd und liebereich, so fleißig in ihrem Haushalt, immer bereit andern zu dienen, Gäste zu erfreuen; die ihre Lebensaufgabe darin sucht und findet, alle um sie her zufrieden und glücklich zu machen, hat wahrlich an euch Besseres verdient als so vielfach, wenn nicht gerade unfreundlich, doch wie selbstverständlich, als ohne Verständnis noch Stimme, beiseite geschoben zu werden, sobald allgemein Wichtiges, Großes und Interessantes besprochen und verhandelt wird. Gerade die

deutsche Frau hat eine merkwürdige Gabe, auch ohne vorherige Kenntnisse sich durch Zuhören auszubilden und in etwas sich hineinzuleben. Auch ist es nicht kleine Schuld, daß sie so vielfach, wenn abends des Tages Last und Mühe vorbei, und sie auf unterhaltenden und anregenden Umgang mit dem Mann Anspruch hätte, sitzen gelassen wird, um eines vielstündigen Aufenthaltes im Bierhaus willen, mit obligater Bierunterhaltung, Bierwitz und Bierhumor. — Wohl ist manchem Mann der freie Ton und Gedankenaustausch der Kneipe je und je Bedürfnis; aber gesund kann er, wie der Sport, nur sein, solange er nicht zur Gewohnheit wird.

Doch mehr noch als diese nationalen und fehlerhaften Eigentümlichkeiten der heutigen Männer macht sie ihr Versanden und Verflachen in materielle Interessen unfähig, ihre Stellung der Frau gegenüber zu behaupten; denn neun Zehntel der Männer in unsern Städten sind in der That und Wahrheit dicke Materialisten, wenn sie es auch nicht Wort haben wollen und es der Theorie nach nicht sind; sie kennen keine andre Sorge als die um die materielle Existenz, keinen Genuß außer dem leiblichen. Eben deshalb sind sie geistig armselig, können nichts geben, sind weder unterhaltend noch anregend, nicht bereichernd im Glück, nicht leitend noch führend im Leben, nicht tröstend noch aufrichtend im Unglück. — Was Wunder, daß das Weib vor ihnen keine große Achtung empfindet?

Aber auch die Übertretung eines andern Naturgesetzes und ihre Konsequenzen zeigt uns der Feminismus. — Dieses Gesetz heißt: Gegensätze ziehen einander an. So haben gleichartige Metalle sehr wenig Neigung sich miteinander, sehr viel aber sich mit dem gänzlich verschiedenen Sauerstoff zu verbinden. So ziehen sich positive und negative Pole an, aber nur solange sie solche bleiben. So ist es auch mit dem Ge-

schlechtsgegensatz, und die von Gott dem Weibe geschenkte keusche Zurückhaltung und Schüchternheit soll zugleich ihre Anziehungskraft vermehren, und verhindern, daß sie zu früh die Schätze und die Wohlgerüche ihrer Seele und ihres Gemütes vergeuden und allen Winden preisgeben soll. In England und Amerika ist dagegen der Verkehr zwischen den Geschlechtern bekanntlich ein viel häufigerer, freierer, ungenierterer als in unsern kontinentalen Ländern, ja, in Amerika ein fast unbeschränkter. Tagelang, auch in der Schule, sind Jünglinge und Mädchen beisammen, treiben auch gemeinschaftlich allerlei oft geistlosen Sport und „flirten". Der geschlechtliche Gegensatz stumpft sich ab. So schrieb eine Ausländerin bei ihrem Besuch in England: „Hier haben die Damen vielfach etwas Herrenartiges, die Herren dagegen etwas Damenhaftes an sich." Es bildet sich ein charakterloses, neutrales Geschlecht. Leider lehrt das Gesetz der Imitation, daß beim Kopieren eines Menschen eher die Fehler als die Tugenden nachgeahmt werden, und so wird der Feminist zum weibischen Mann, während die emanzipierte Frau es nur bis zur schlechten Kopie des Mannes bringt. — Nun stellt sich die Übersättigung ein; man kennt sich gegenseitig zu gut, als daß man sich noch Interesse abgewinnen könnte. Die chemische Lösung ist gesättigt; die Pole stoßen sich ab, und die modern woman und der Feminist stehen einander, trotz gemeinschaftlicher Theorie über die Gleichheit der Geschlechter, durchaus kühl und gleichgültig gegenüber.

Der Mensch schneidet sich immer in den eignen Finger, wenn er an Gottes Gesetzen bessern will. Eben weil er die Frau nicht mehr als eine entsprechende Gehilfin des Mannes auffaßt, die ihm bringt, was ihm fehlt, und von ihm empfängt, was sie nicht hat, sondern als ein gleich angelegtes Wesen, das mit ihm gleich verdrossen an der Tretmühle des Daseins treibt,

hört die schöne Entsprechung und selbst die gegenseitige Liebe und Achtung auf. Das emanzipierte Weib hat immer zur Bedingung und zum Komplement den weibischen Mann, und beide sind stets Zeichen von „fin de siècle“. Die Geringschätzung, ja Verachtung des Mannes ist ein Grundzug der Frauenemanzipation. Darin leisten Engländerinnen und Amerikanerinnen in der Presse Unglaubliches und predigen zum Teil laut nicht mehr die Gleichheit der Geschlechter, sondern die Überlegenheit und die Herrschaft der Frau. — Nach dem unerbittlichen Gesetz der Gegenseitigkeit wird ebenso die emanzipierte Frau dem Manne immer antipathischer, was auch manche begabte und gelehrte Männer in der englischen Presse bezeugen. — Und wie die göttlich gewollte Entsprechung von Mann und Weib als herrliche Frucht das liebliche Kind erzeugen soll, so erzeugt dagegen der Feminismus eine kühle Geringschätzung auch des Kindes, das in Wort, Schrift und Leben der Emanzipierten stets nur eine geringe oder gar keine Rolle spielt. „Wir wollen nicht mehr heiraten,“ schreibt eine modern woman in einer der ersten Reviews Englands (die freilich eine Erwiderung brachte), „denn wir wollen uns unsre Freiheit bewahren; aber noch weniger fällt uns ein, unsre Gesundheit und Schönheit der Maternität zu opfern.“ (!) Traurige Grundsätze, und auch recht unpraktische; denn wir wenigstens vermögen nicht einzusehen, auf welche Art alsdann die herrliche Rasse dieser modernen Frauen sich weiter fortpflanzen soll.

Daß endlich die emanzipierte Frau den religiösen Boden unter den Füßen verliert, war zu erwarten, und wird durch die Erfahrung bestätigt. Wie das Weib, obgleich eine echt poetische Natur, es nicht zum großen, gewaltigen Dichten eines Homer oder Shakespeare bringt, so ist sie, obgleich sehr religiös angelegt, keine Theologin, sondern auch hier muß der Mann ihr

vorangehen und sie auf das von ihm erkannte Gesetz hinweisen. So und während die äußerste socialistische und anarchistische Linke der emanzipierten Frauen dem krassen Atheismus und dem bissigen und giftigen Haß aller Religion verfällt, huldigt immer mehr das Gros derselben, im mehr oder weniger klaren Gefühl, daß die Bibel ihren Bestrebungen direkt entgegengesetzt ist, einer seichten Aufklärung, während die gefühlvolleren, wie eine A. Besant, Frau Blawatzky u. a. sich unklaren Theosophien oder dem Spiritismus oder Buddhismus in die Arme werfen.

Von allen Seiten und Zweigen des Feminismus hier zu reden, geht, wie oben bemerkt, nicht an, sondern wir haben es hier mit dessen Prinzipien zu thun. Dabei kommt es bei einer so tief in die Geschicke der Menschheit eingreifenden Frage nicht auf die Privatansicht und eigne Weisheit einiger moderner, dazu meist unchristlicher Sociologen, Schriftsteller und Dichter an, wie Emmerson, Stuart Mill, Herbert Spencer, Ch. Secretan, oder auch der sogenannten Naturalisten, eines Ibsen und des ganzen Trosses seiner Nachahmer; sondern hier müssen wir nach höheren und bewährteren Autoritäten uns umsehen.

Gott hat dreierlei dem Menschen gegeben, daraus er lernen kann und soll, davor er sich beugen muß: Sein Wort, die Weltgeschichte und die Natur. Letztere bildet mit ihren, das Stoffliche und Leibliche beherrschenden Gesetzen die breite Grundlage für den ganzen Bau; die Weltgeschichte, auch als Erfahrung in der Gegenwart, veranschaulicht uns die Gesetze der Seele oder der Intelligenz; und die Bibel gibt uns die höchsten Gesetze des Geistes. Was irgendwo sich diesen drei

Autoritäten fügt und anpaßt, ist gut, ist wahr, ist gesund und bewährt sich; was nicht, nicht.

Daß die Frauenemanzipation mit dem Wortlaut und mit dem Geist der ganzen Bibel in Widerspruch steht, soll man einem Christen nicht erst sagen müssen. Freilich gibt es in Christo weder Mann noch Weib, noch Kind; sondern wenn das Geschöpf vor dem Schöpfer, der Sünder vor dem Erlöser steht, so verschwinden alle individuellen Unterschiede. Es ist lediglich nur ein Geschaffenes, das Gehorsam, Lob und Anbetung schuldet. Aber jenes große Wort hebt ebensowenig die Stellung des Weibes in der Welt und in der Kirche und die darauf klar bezüglichen Befehle des göttlichen Worts auf, als es jemals der christlichen Frau das Gebären mit Schmerzen abnehmen wird.

Die Anschauung des Alten Testaments über die Frau haben wir schon erwähnt, und ihre Stellung nach dem mosaischen Gesetz ist jedem Christen bekannt. Aber um uns zu zeigen, daß dieses Gesetz ihre geistige Entwicklung durchaus nicht hemmte, haben wir, wie früher Sarah, Rebekka, Lea und Rahel, nun unter dem Gesetz Mirjam, Debora, und im letzten Kapitel der Sprüche eine herrliche Beschreibung der jüdischen Frau, geachtet von ihrem Mann und ihren Söhnen, ihre Mägde beherrschend, eine wahre Königin des Hauses! (Spr. 31, 10—31.)

Jesus tritt auf, die Erfüllung des Gesetzes. Das in jedes Menschenherz geschriebene Gesetz (Röm. 2, 15) war der Positiv, das Gute; das des Sinai der Komparativ, das Bessere; seine letzte Entwickelung durch Jesus ist der Superlativ, das Beste. Man hätte erwarten können, daß Christus auch hier mit Bezug auf die Stellung des Weibes ein gewaltiges, verbesserndes: „Ihr habt gehört, daß den Alten gesagt wurde . . . . . ich

aber sage euch . . ." gesprochen hätte. Aber er thut es nicht, nimmt ihre Stellung im jüdischen Volk als normal an, und schränkt nur das Recht der Scheidung auf den einzigen Fall der Untreue ein.

Jesus liebte Martha und Maria, wie er auch, wer wollte daran zweifeln? seine Mutter und seine Schwestern tief, innig und wahr liebte. Auch ließ er sich von Frauen bedienen und versorgen und hat sie oft liebreich getröstet und erquickt; von der Teilnahme am christlichen Priesteramt aber schließt er das Weib aus. So auf dem Tabor, wo er zwischen dem Gesetz und den Propheten erscheint; so bei Einsetzung des Abendmahls, dem hohepriesterlichen Gebet und dem Befehl: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur," und bei der Himmelfahrt. So hat er weder Frauen zu Aposteln und Jüngern erwählt, noch sie zum Predigen ausgesandt, noch hat er ihnen Wundergaben verliehen, wie wir in der Bibel nicht sehen, daß eine Frau je ein Buch der Heiligen Schrift geschrieben oder ein Wunder bewirkt habe.

Die strengen Befehle Pauli, dieses Gründers und Organisators der ersten Gemeinden in der Kraft des Heiligen Geistes, sind bekannt. Weit entfernt, die alttestamentlichen Bestimmungen über das Weib als nur gesetzliche und im Reich der Gnade und in der christlichen Gemeinde ungültige aufzuheben, verschärft er sie in unerwarteter Weise. Welcher Christ würde heutzutage wagen, wenn es nicht geschrieben stände, zu sagen: „Die Weiber seien unterthan ihren Männern wie dem Herrn!" (Eph. 5, 22)? Und wie Felsen stellt er die Worte hin: „Einem Weibe gestatte ich nicht, daß sie lehre, auch nicht, daß sie des Mannes Herr sei" (1. Tim. 2, 12). „Das Weib schweige in der Gemeinde!" „Denn es ist ihnen nicht erlaubt zu reden, sondern unterworfen zu

sein." Denn es ist schändlich für ein Weib, in der Versammlung zu reden (Grundtext 1. Kor. 14, 34. 35). Diese seine Auffassung und Befehle begründet Paulus nicht durch Hinweis auf die damaligen Zustände oder auf römische, griechische und jüdische Sitten, sondern damit, daß das Weib nicht zuerst, sondern nach dem Mann, daß nicht der Mann um des Weibes willen, sondern das Weib um des Mannes willen geschaffen wurde, und endlich, daß „nicht Adam, sondern das Weib ward verführt und hat die Übertretung eingeführt". — Ist das heute weniger wahr als damals?

Wohl spricht hier mancher von einer historischen Entwickelung der christlichen Kirche, von einem Fortschritt, und meint, wir seien jetzt weiter als Paulus. Von einem solchen Fortschritt weiß die Bibel nichts; sondern in den Sendschreiben Christi an den sieben Gemeinden werden uns einzelne, sowohl nebeneinander als successive vorkommende Zustände der Kirche geschildert, die nicht auf geistigen Fortschritt, sondern vielmehr auf steten Abfall deuten. Und die geschichtliche Entwickelung, will man von einer solchen reden, hat uns keinen christlichen Fortschritt, sondern einen Rückschritt gebracht, das zeigt klar der Thatbestand. — Es gehört viel Selbstüberhebung oder Verblendung dazu, die zum Teil so traurigen Zustände unsrer Staatskirchen über die einer an herrlichen Geistes- und Wundergaben, an Märtyrerfreudigkeit so reichen, Gütergemeinschaft nicht nur ertragenden, sondern von Herzen durchführenden ersten Gemeinde mit ihren Aposteln und Propheten zu setzen, und sich weiser als der vom Heiligen Geist erfüllte, von Christo zum Apostel der Völker verordnete Paulus zu dünken.

Wie die Bibel uns stets neben der Lehre die praktische Ausführung erzählt, so berichtet sie, wie die Mutter Jesu, diese erste aller christlichen Frauen, gebenedeiet unter allen, niemals

öffentlich auftrat, obgleich sie wie keine andre berechtigt gewesen wäre, den Juden zuzurufen: Der Messias ist geboren; kommt zu Ihm! Hallelujah! — Und daß es ihr nicht an der dazu nötigen Begabung fehlte, zeigt ihr herrliches Lied bei Elisabeth — aber: „sie bewahrte und bewegte alle diese Worte in ihrem Herzen!“ — Und will sie einmal sich, auch nur indirekt, in die Thätigkeit Jesu einmischen, so erfährt sie eine strenge Zurechtweisung. Nach dem Tode Christi zieht sie sich zurück; Stille umgibt sie, und in der Stille, unerwähnt, stirbt sie. — Nicht minder schlagend ist das Beispiel der Frauen der Apostel. Wie hätten wir moderne Christen mit unsrer Vorliebe für Lärm und Wortschwall und öffentliches Auftreten, mit unsrer Geringschätzung der stillen, in Gott gethanen That erwartet, daß solche Frauen, die ihre Männer auf ihren Evangelisationsreisen begleiteten, eine fast fieberhafte Missionsthätigkeit entwickelt hätten mit Ansprachen an die heidnischen Frauen, Gründung von Jungfrauen- und Witwenvereinen und Verteilung guter Schriften u. s. w. Aber von dem allem kein Wort in der Schrift! Und wäre es nicht die einzige Bemerkung Pauli (1. Kor. 9, 5), so wüßten wir nicht einmal, daß sie existiert haben. Daß sie Gutes thaten, glauben auch wir; aber sie thaten es in der Stille. Welcher Gegensatz zu dem Treiben so mancher heutigen Feministinnen und ihrem Rühmen dessen, was sie alles für Jesus thun! — Welcher Irrtum, das Reich Gottes mit Lärm, mit Effekt, mit sensationeller Neuheit aufbauen zu wollen! Bald ermüdet der Lärm, der Effekt stumpft sich ab, die Neuheit veraltet; und was bleibt dann übrig von all diesem Stroh und den Stoppeln?

Gegenüber von so klaren Befehlen und ebenso klaren Thatsachen aus Gottes Wort nehmen sich alle Versuche von wohlmeinenden, aber unwissenden oder eigensinnigen christlichen

Feministinnen, dieselben zu entkräften, wie ohnmächtige kleine gegen einen Felsen schlagende Wellen aus. — Nichts zeigt besser ihren Irrtum, als die Schwäche ihrer Argumente.

So wenn sie sagen: Das Weib darf ja singen in der Gemeinde, warum nicht auch sprechen? — Weil Gottes Wort ihr das Sprechen verbietet, nicht aber das Singen. — Wie kann man das Mitsingen eines gegebenen Textes, diese kollektive That, mit dem individuellen Sprechen vergleichen? (Bekanntlich verbietet mit Recht die katholische Kirche den Sologesang der Frau im öffentlichen Gottesdienst.) Auch Kinderlein von sechs bis acht Jahren dürfen in der Gemeinde das Lob Gottes mitsingen. Sollen wir ihnen deshalb auch das Recht zu reden, zu lehren und zu predigen einräumen, und uns dabei etwa auf den Vers stützen: Aus dem Mund der Unmündigen und Säuglinge hast du dir Lob zugerichtet?

Vollends schwach oder vielmehr unwürdige Verdrehung der Schrift ist es, wenn sie aus dem zu Jesu Füßen Sitzen und andächtig Zuhören der Maria schließen, daß ein Weib ihre Haushaltung verlassen soll, um in der Gemeinde zu lehren; oder daß, weil Jesus Maria Magdalena mit der Botschaft der Auferstehung an die Jünger sandte, er ihr damit das Recht zu predigen verlieh! u. s. w.

So sind auch die Versuche, aus Röm. 16 Kapital zu schlagen für eine öffentliche Thätigkeit der Frau, höchst erzwungen. „Meine Gehilfin," V. 3, heißt ebenso „meine Fürsorgerin" (siehe die Elberfelder Bibel), wie überhaupt damals das Arbeiten für den Herrn richtig und nach Christi Auffassung nicht bloß die öffentliche Evangelisation, sondern auch die stille That, das Pflegen der Kranken, das Besuchen der Gefangenen und das Glas Wasser umfaßte, also alles Dienen der Gemeinde an den Wanderern, den Märtyrern, den Waisen, wie

es so reichlich in einer verfolgten Gemeinde den Frauen zufallen mußte. Sehen wir nicht, wie in Matth. 24 einst Menschen aus allen Völkern der Welt so vieles dem Herrn gethan haben werden, ohne Ihn je gekannt zu haben? Anstatt unsre Modernismen in die Bibel zu legen, sollen wir sie nach ihr korrigieren.

Die Bibel kennt die öffentlich evangelisierende, lehrende, predigende Frau nicht. Maria, die Mutter Jesu, alles in ihrem Herzen bewahrend und bewegend, Maria, zu den Füßen Jesu sitzend und still lauschend, Maria Magdalena, die reuige Sünderin, Tabitha, die voll guter Werke war und viele Kleider für die Armen nähte: das sind die christlichen Frauenbilder, die sie uns bietet.

Dieser christliche (?) Feminismus ist nicht nur eine Übertretung der Bibel; er ist auch eine Beleidigung Christi und seiner Apostel. Denn ist die Frauenemanzipation und ihre Gleichstellung mit dem Mann in der Gemeinde eine Wahrheit und eine Pflicht; liegt darin und in ihrem öffentlichen Auftreten und Wirken eine bedeutende Kraft für die Bekehrung und die Besserung der Menschheit, und ist es, wie manche sagen, zu bedauern, daß dies nicht früher erkannt wurde, so ist die Bibel zum mindesten sehr unvollkommen und veraltet, und Jesus und seine Apostel waren Ignoranten, welche obiges nicht nur nicht wußten, sondern in ihrer Blindheit diese Emanzipation und diese Gleichheit bekämpften, anstatt sie zu predigen und zu verordnen, wie es ihre Pflicht gewesen wäre! So hätte Jesus sechs männliche und sechs weibliche Apostel erwählen und ebenso siebenzig Frauen, je zwei und zwei zur Predigt des Reiches Gottes aussenden sollen. — Wieviel Gutes ist versäumt worden, wie viele Seelen sind verloren gegangen infolge dieser traurigen Unterlassung! — Ebenso

lehren vielfach christliche Feministen, daß die Frauen, die nicht öffentlich den Heiland bekennen, ihre Christenpflicht nicht erfüllen und von Ihm einst auch verleugnet werden! Also hätten seit tausendachthundert Jahren alle christlichen Frauen ihren Gott und Heiland verleugnet, weil sie ihn nicht auf der Kanzel, auf der Straße und auf dem Platz verkündigten! Welche anmaßende und unbiblische Behauptung! Wie viele Tausende von treuen Christen und Kindern Gottes haben niemals weder öffentlich noch in der Gemeinde gesprochen oder gebetet! — Zu solchen Schlüssen kommt man, wenn man christlicher als Christus sein will und sich weiser dünkt als Gottes Wort.

Aber die Bibel geht noch tiefer in dieser Frage. Christus und die Kirche, sagt sie, und ihr Verhältnis zu einander, einerseits der Liebe und des Schutzes, andrerseits der Hingebung und des Gehorsams, das ist „das große Mysterium" (Eph. 5, 32), von dem die irdische Ehe nur ein Abbild ist. Wer also die Gleichstellung der Geschlechter predigt, verkennt und leugnet zugleich dadurch eine Hauptlehre des Christentums, das Verhältnis Christi und seiner Gemeinde.

Sehen wir uns den Feminismus im großen Ganzen in der Welt an. Auch hier werden wir reichlich Gelegenheit haben zu bemerken, daß er mit der Geschichte, der Erfahrung und der Natur im Widerspruch steht.

Auf sein unwahres Dogma von der Gleichheit der Geschlechter baut der Feminist ganze Luftschlösser von nichtigen und unwahren Behauptungen auf; wir wollen hier einzelne kurz beleuchten.

Er behauptet, daß das Weib von jeher und überall bisher eine vom Mann ausgebeutete, von ihm absichtlich in Unwissenheit gehaltene Sklavin war. Hören wir den schweizerischen Frauenemanzipator Charles Secretan, von G. Gerok citiert (Frauenabende, S. 104): „Die Thätigkeit der Frau würde, indem sie sich vergrößert, eine gesündere werden, während bis jetzt der weibliche Einfluß, wo er zu Tage tritt, eher schädlich erscheint, als der eines eitlen, von Vorurteilen strotzenden, von Gerechtigkeit absolut nichts wissenden Geschöpfs, Gebrechen, die der Männer eigenes Werk sind, und ohne welche die Frau nicht einen Tag lang das Leben ertragen könnte, das ihr die Männer geschaffen haben." Welche unerträglichen Übertreibungen! — Und dazu welche unwürdige Schmähung der Frau! — Man braucht nur die biblische und die Weltgeschichte zu durchblättern, um zu sehen wie unwahr. — Beide zeigen uns von jeher Tausende von hochgeehrten und selbständigen Frauen und Hunderte von Königinnen und Kaiserinnen, denen schon im grauen Altertum und selbst bei wilden Völkern Tausende von Kriegern aufs Wort gehorchten, wie noch in neuer Zeit in China die Kaiserin-Mutter, in Madagaskar eine Königin, in Tahiti die Pomare, und ebenso im britischen Reich eine Frau die Krone trägt. Die Geschichte zeigt uns schon am Anfang die Helena, um deretwillen Troja zehn Jahre belagert wurde, die Andromache, Iphigenie und Elektra, die Penelope, die keiner der Freier durch Wort oder Blick zu beleidigen wagte, die Fürstin Dido in Karthago, die Königin Ägyptens, der ihr Gemahl Amenemha III. als Nadelgeld die dreitausenddreihundert Thaler täglich betragenden Fischereieinkünfte des Meromsees schenkte; ein wahrhaft königliches Geschenk! Sie zeigt uns die stolzen Frauen Spartas und Persiens, wo selbst ein Kambyses beim Eintritt seiner Mutter vom Thron aufstand und sich tief

verbeugte, um sie dann zu einem höheren Thron als dem seinen zu führen (s. auch Salomo, 1. Kön. 2, 19), und so viele andre prächtige, edle Frauengestalten und Königinnen des Hauses zu allen Zeiten und bei allen Völkern, wie in der Bibel die Sarah und die Mirjam, die Prophetin Deborah, die von Lemuels Mutter geschilderte Frau und die Königin von Saba; dazu die keltischen Priesterinnen, die Velleda, die germanischen Thusnelden, Kriemhild und Brunhild und Gudrun und so viele andre Heldinnen der deutschen Sage bis auf Luthers „Herr Käthe", Königin Luise und die Fürstin von Bismarck, von der ihr Mann, auf sie weisend, öffentlich sprach: „Ohne diese Frau wäre ich nicht geworden, was ich bin." — Sind das lauter arme, unwürdig be- und mißhandelte Sklavinnen? — Und wie wären die prächtigen weiblichen Statuen der Griechen und ihre Göttinnen, das ganze Rittertum und die Minnesänger bei Völkern denkbar, die die Frau stets verachtet und geknechtet hätten? Sondern von jeher und heute noch gab es und gibt es auf der weiten Erde Millionen von Frauen, die von ihren Männern geliebt, von ihren Kindern verehrt sind, und deren Wort etwas gilt; und auch, selbst unter Negerstämmen und wilden Völkern, wie im deutschen Reich, eine nicht unbeträchtliche Anzahl, die ihre Männer unter sanfter Pantoffelherrschaft halten und sie durch energische und wiederholte Gardinenpredigten zu allem Guten leiten.

Überhaupt kennt das Reich des Geistes keine Entschuldigungen. Man ist, was man ist, man kann, was man kann, man wird zu dem, wozu man taugt, und erntet gerade so viel Erfolg, Anerkennung, Ansehen und Freiheit, als man verdient. Nur feige und schwache, durch eigene Schuld mißratene Menschen klagen die Umstände und ihre Mitmenschen, ihre Erziehung und ihre Eltern, die Welt- und Gottesordnung, die Gesellschaft und

die verrotteten Zustände ihrer eigenen Erbärmlichkeit an. Der rechte Mensch nimmt voll und ganz auf sich die Verantwortlichkeit seines Seins und Thuns und spricht dann: Gott sei mir Sünder gnädig! — Das gilt auch von der Frau. Nicht Gesetze, nicht die Umstände, nicht der Mann hat sie unterjocht, sondern sie selber hat sich von jeher ihre Stellung geschaffen, hat hohe Ehre oder Verachtung, liebreiche Behandlung oder Rücksichtslosigkeit sich verdient. Auch sie hat stets geerntet, was sie gesät. So in Rom und Sparta, Mexiko und China, Ägypten und Assyrien. Die Liebenswürdige wird geliebt, die Achtbare wird geachtet, die Edle bewundert, der Guten weiß man Dank, und die Reine tastet auch der Unreine nicht an. Schon Salomo spricht: „Die anmutige Frau gewinnt Achtung, und der Starke Reichtum.“ Auch das ist Gesetz und Recht im Reich des Geistes.

Feministen behaupten ferner, daß noch heutzutage das Gesetz die geistige Entwickelung der Frau hindert und brachlegt. — Die Geschichte lehrt, daß wie die stärksten Völker sich von jeher die härtesten Gesetze gaben, so auch die Frauen den größten und besten Einfluß dort ausübten, wo sie unter strengster Zucht standen, so in Sparta und in der römischen Republik. Und das ohne Wahlrecht noch wissenschaftliche Ausbildung. So konnte die Frau bei den alten Germanen allerdings gesetzlich verkauft und verspielt werden, so selten es auch wirklich geschah, und doch übte sie dort den bekannten großen und heilsamen, sittlichen und sozialen Einfluß aus, den Tacitus rühmt und bewundert.

Wird aber jetzt das Weib nicht gesetzlich und polizeilich ebenso geschützt wie wir? — Darf sie nicht über jedes Unrecht ebenso Klage führen? — Gilt ihr Zeugnis nicht vor Gericht? — So schreibt Rechtsanwalt Mainzer (Schwäb. Merkur, 1896):

„Seit 1828 gilt der Satz, daß die Frau privatrechtlich dem Manne gleichsteht und jedes Rechtsgeschäft gültig abschließen kann. Auf keinem Gebiete schließt das Recht die Frauen von der Konkurrenz gegen den Mann aus. Die Frau gilt als voll privatrechtsfähig, ob verheiratet oder nicht. Sie genießt sogar Sonderrechte. So wird der Mann erst mit dem einundzwanzigsten Lebensjahre volljährig, die Frau in Württemberg mit der Eheschließung, die ihr vom sechzehnten Jahre an erlaubt ist." — So bestimmt allerdings und mit Recht das bürgerliche Gesetzbuch, daß der Mann, dem es wiederholt die Pflicht auferlegt, „seiner Frau Unterhalt zu gewähren" (§ 1360), dafür das Recht hat, die gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu regeln und den Wohnort zu bestimmen; aber selbst diesen Entscheidungen des Mannes „ist die Frau nicht verpflichtet Folge zu leisten, wenn sich die Entscheidung als Mißbrauch seines Rechts darstellt" (§ 1354). — So heißt es im allgemeinen, das Vermögen der Frau wird der Verwaltung und Nutznießung des Mannes, „der den ehelichen Aufwand zu tragen hat, (§ 1389) — unterworfen" (§ 1363). (Über diese ordnungsmäßig zu führende Verwaltung muß er auf Verlangen der Frau Auskunft erteilen [§ 1374].) — Aber sofort wird festgestellt (§§ 1364 bis 1371), daß das Vorbehaltsgut ihm nicht untersteht. Und zwar ist Vorbehaltsgut, was durch Ehevertrag als solches erklärt ist (§ 1368); ferner, was die Frau durch ihre Arbeit oder durch Erwerbsgeschäft erwirbt (§ 1367); was sie erbt oder was ihr vermacht wird als solches (§ 1369); was zu ihrem persönlichen Gebrauch dient (§ 1366). Über das alles der Frau voll und ganz, nach Kapital und Zins, angehörige Vorbehaltsgut steht dem Manne weder Verwaltungs- noch Nutznießungsrecht zu! Ebensowenig darf der Mann seine Schulden aus dem eingebrachten Gut der Frau bezahlen,

welches also dem Zugriff der Gläubiger des Mannes völlig entzogen bleibt. — Überhaupt geht das Gesetzbuch, wie es § 1359 sagt, die Ehegatten haben bei den gegenseitigen Verpflichtungen mit derjenigen Sorgfalt einzustehen, die sie in eignen Angelegenheiten anzuwenden pflegen, und dem Manne die Verpflichtung auferlegt, die Kosten der Verteidigung der Frau in einem gegen sie gerichteten Strafverfahren zu tragen (§ 1387), von der humanen und gerechten Annahme aus, daß der von der Frau frei erwählte Mann ihr natürlicher Freund und Beschützer ist, und nicht, wie verhetzende Feministinnen es in die Welt schreien, ihr geborener Feind und Unterdrücker.

Was Vormundschaft betrifft, so ist auch die uneheliche Mutter als Vormund vor den Großvätern wählbar (§ 1900), ja, „eine Ehefrau darf zum Vormund ihres Mannes, auch ohne dessen Zustimmung, bestellt werden!" (§ 1900, S. 409.) Ebenso erkennt das Gesetzbuch die volle Geschäfts- und Prozeßfähigkeit der handeltreibenden Frau an.

Aber wir können, anstatt in stets unerquickliche Rechtsdiskussionen zu geraten, die Sachlage mit offenem Sinn und gesundem Menschenverstand übersehen und fragen: Wo ist heutzutage ein Gesetz, das dem Weibe verbietet, ihren Mann zu lieben, ihre Kinder in Gottesfurcht zu erziehen, ihre Haushaltung treu zu verwalten, wohlthätig und gastfreundlich zu sein, für das Haus, im Freundeskreis und in Gesellschaft, einen wahrhaft guten und feinen Ton anzugeben, ihre Wohnung zu schmücken, dazu ihren Geist und ihr Gemüt auszubilden, ja Kunst und Wissenschaft zu treiben, kurz alles zu sein, was vor Gott und den Menschen wohlgefällig ist? — Oder will sie das nicht, so darf sie ja, das verbietet ihr leider auch kein Gesetz, ebenso schlecht und liederlich sein, als irgend ein Mann. Sie darf ihren Mann durch ihren Aufwand oder durch schlechtes Haus-

halten ruinieren, oder ihm durch ihren Eigensinn oder ihre Wunderlichkeit, ihren Leichtsinn und ihre Koketterie das Leben verbittern; davor schützt ihn kein Gesetz! Sie darf ihren Kindern das Elternhaus verleiden und auch selber davon laufen; sie darf unsittliche Romane und fade und dumme Novellen schreiben, öffentliche Vorträge, wie A. Besant, oder Brandreden halten und drucken, wie Madame Severine, Luise Michel u. a., oder sich im Theater oder Cirkus produzieren, oder an der Börse und in Monte Carlo spielen, und sich, wie sie nur mag, feilbieten! — Wer oder was hindert die Frau, zu heiraten oder ledig zu bleiben oder auszuwandern, oder, so sie Geld hat, und ohne das können wir Männer es auch nicht, sich, wie manche es thun, wo sie will, in Nizza, Neapel oder Madeira die schönste Villa mit Park und Gärten anzulegen oder zu kaufen, oder wie Fräulein A. Tinne mit großem Erfolge durch Afrika zu reisen, oder wie einzelne Engländerinnen ihre Jacht selbst zu befehligen und damit auf allen Meeren der Welt herumzusegeln? — Kann man noch freier sein? — Oder sie darf wie Elisabeth Frey die Gefängnisse besuchen, wie Kathe Marsden die Aussätzigen in Sibirien pflegen und durch öffentliche Vorträge dafür Geld sammeln, oder, wie eine andre, auf eigne Faust in Tibet missionieren. — Wer verbietet dem Weibe, Salons zu eröffnen und darin so exklusiv sie will, zu regieren, oder jeden Sport und jede Kunst zu treiben, zu malen wie Rosa Bonheur oder Frau Parlaghi, und goldene Medaillen und Orden einzuernten, oder zu singen wie eine Patti oder Lucca und an einem Abend mehr zu verdienen, als tausend Männer und Familienväter im ganzen Tag; oder Schulen und Spitäler zu gründen, oder jedes beliebige Geschäft oder Gewerbe zu treiben und sich dadurch oder durch Handel, wie die Gründerin des Bon Marché in Paris und

andre Französinnen, Millionen zu verdienen und sie nach Belieben auszugeben? — Wo bleibt da noch die arme Sklavin, die tyrannisierte! rechtlose! depossedierte Frau, die phrasenhafte und konfuse Feministen und sentimentale Feministinnen uns vormalen?

Glauben denn diese, daß wir Männer frei sind zu thun und zu lassen, was uns nur einfällt, und daß wir nur so nach Gutdünken unser und unsrer Familie Brot verdienen? — Nein, sondern Millionen von unter der unerbittlichen Militärzucht Tag und Nacht stehenden Soldaten und Matrosen und ebenso von Civil-, Eisenbahn-, Post- und Staatsbeamten, durch Eid und Pflicht, Disciplin und Hierarchie gebunden; von Arbeitern in Berg- und Eisenwerken, dem Reglement und der Arbeitsordnung Tag für Tag unterworfen, sind weit weniger frei als die zu Hause über Kind und Magd, in Kammer und Küche ziemlich nach Belieben schaltende Frau. Und Tausende von Frauen würden, wenn sie heute mit uns Männern tauschten, sich sehr bald aus der so einförmigen Arbeit des Comptoirs und des Büreaus, der Werkstatt und des Arbeitszimmers in ihre frühere und freiere Thätigkeit zurücksehnen.

Was die oft in übertriebener Weise als hilflos und verlassen geschilderten ledigen Frauen betrifft, so bemerken wir fürs erste, daß die meisten derselben ihre angezeigte Stellung und ihre Aufgabe haben, als Schwestern, Töchter, Tanten, auch Diakonissinnen, und oft unentbehrlich sind, so bei arbeitsunfähigen Eltern, in Familien mit vielen Kindern oder mit Kranken und Invaliden. Manche andre sind vermöglich oder wenigstens unabhängig und führen eine keineswegs bedauernswerte Existenz. Daß für die im ganzen geringe Zahl der übrigen passende Beschäftigungen und auch in jeder Hinsicht Besserung und Verschönerung ihres Loses gesucht werden, sind gewiß löbliche

Bestrebungen, denen wir von Herzen bestes Gelingen wünschen; aber diese Frage ist nicht die Frauenfrage und wird nie dazu werden. Sie dazu stempeln zu wollen, ist ebenso unrichtig und unwahr, als die Arbeitsfrage mit der der Arbeitsunfähigen und die Familienfrage mit der der Waisen zu identifizieren.

Besonders englische und amerikanische „modern women" behaupten, daß die Frau geistig dasselbe leistet wie der Mann. (Daß sie seelisch ebensoviel und manchmal mehr leistet, glauben auch wir.) Auch hier stehen sie in naivem, eklatantem Widerspruch mit bekannten Thatsachen und man kann zu ihrer Entschuldigung nur annehmen, daß sie nie eine Weltgeschichte noch die Bibel durchgelesen haben. Schon die Unfähigkeit der Frau, über Abstraktes streng logisch zu denken, ihre Vergeudung des Worts, ihre Mißachtung des Zeitgesetzes, ihre Überschätzung des Gefühls und des Äußerlichen, beweisen zur Genüge ihre geistige Inferiorität und sind Mängel, welche in feministischen Sekten wie in der Heilsarmee, klar zu Tage treten. Hätten obige Frauen recht, wie käme es, daß wir nirgends und zu keiner Zeit eine Dichterin wie Homer, Sophokles, Virgil, Dante, Shakespeare, Byron, Goethe sehen? Wo ist eine Malerin wie Michel Angelo, Leonardo da Vinci, Poussin, Murillo, Titian, A. Dürer u. s. w.? Wo eine Naturforscherin wie Aristoteles, Kopernikus, Linné, Newton u. s. w. u. s. w. Wo eine Philosophin wie Plato, Kant oder Jakob Böhme? Wo ist ein Weib von der welthistorischen Bedeutung, wir wollen nicht sagen Moses oder Elias oder Johannes des Täufers oder des Apostels Paulus, sondern nur ein Confucius, Buddha, Muhammed, Sokrates oder Luther und Calvin? — Welche Frau

hat ein Reich gegründet oder ihrem Volk ein Gesetzbuch oder ein nationales Epos gegeben? Wo ist ein weiblicher Klassiker, oder nur ein 500 Jahr altes von einer Frau geschriebenes Buch? — Welche Frau hat ein philosophisches System oder eine neue Architektur oder eine neue Kunstrichtung geschaffen, oder eine epochemachende Erfindung oder Entdeckung gemacht? — Denn so hochbegabt und intelligent das Weib auch sein mag, es fehlt ihrem Thun die erzeugende Kraft, die schöpferische Macht. — Und wollte man behaupten, daß die Gesetze, die Verhältnisse, die Umgebung ihr solche Leistungen bis jetzt unmöglich gemacht, so straft auch diesen Einwand die ganze Weltgeschichte Lüge. Denn dazu haben von jeher obige Tausende von reichen, selbständigen und unabhängigen Frauen und Fürstinnen völlig Zeit und Muße, alle Mittel und Gelegenheit gehabt; während oft die geistig bedeutendsten Männer mit den größten Schwierigkeiten, mit Not und Entbehrung aller Art zu kämpfen hatten, ehe sie ihre Ideen verwirklichen konnten, wie ein Stephenson, der noch im dreißigsten Jahre ein armer, des Lesens und Schreibens unkundiger Bergarbeiter war, und dennoch sich zum ersten Ingenieur der Welt emporarbeitete. Wer verbietet oder hat den Frauen je verboten, wie der alte blinde Bettler Homer oder der verbannte Dante oder Thomas a Kempis in einsamer Mönchszelle oder J. Böhme neben harter Schuhmacherarbeit weltbedeutende, jahrhundertelang wirkende Werke zu verfassen, oder die Buchdruckerei und das Pulver oder auch nur die Photographie und die Nähmaschine zu erfinden? Warum haben sie so gar nichts derartiges aufzuweisen? Wie kamen sie dazu, seit die Welt existiert, ihr Licht so unter den Scheffel zu stellen?

Im Widerspruch mit ihrem Dogma der völligen Gleichheit der Geschlechter behaupten Feministen, daß die Frauen sittlicher seien als die Männer und daß sie, wenn zum Mitregieren zugelassen, die Welt versittlichen würden. Das könnte uns nur erwünscht sein, ja wir würden es neidlos ertragen, wenn Frauen in dieser und in andern Hinsichten noch besser würden, als sie schon sind. Auch geben wir gern zu, daß Frauen meist sanfter und milder, fast immer dienstfertiger, geduldiger, teilnehmender und wohlthätiger sind, kurz, mehr Herz, Gefühl und Gemüt haben als wir. Aber das alles ist noch nicht Sittlichkeit; ja, gerade dieses gute Herz oder richtiger, was man darunter versteht, hat schon manchem Gretchen zum Fall verholfen.

Hier handelt sich's nicht um den günstigen Eindruck, den einige uns bekannte edle und reine Frauen auf uns machen, sondern um die ganze objektive Wahrheit. Auch diese Frage will von grundlegenden Prinzipien, aus der Bibel, aus der Geschichte und aus der Natur beantwortet werden.

Die Bibel weiß nichts von einer besonderen Sittlichkeit oder Güte eines Geschlechts gegenüber dem andern. Für sie sind wir alle Sünder und das menschliche Herz verzweifelt böse von Jugend an. Sie lehrt, daß wie für Adam das Wort: „Du sollst dein Brot im Schweiße deines Angesichts essen alle Tage," Hauptaufgabe und Gesetz seines Lebens ist, so für die Frau das: „Du sollst mit Schmerzen gebären." Das Geschlechtsleben bildet also nach Bibel und Natur materiell und leiblich den Mittelpunkt der weiblichen Existenz, während es beim Manne nur eine untergeordnete Rolle spielt. Daß ebenso ihr Verhältnis zum Mann und zum Kind einen entsprechenden Teil ihres Seelenlebens ausmacht, beweist die ganze weibliche

Litteratur, die Frauenunterhaltung und ihre Heiratsgedanken, die Statistik der Frauenselbstmorde und ebenso die ihrer Geisteskrankheiten. Das sind unleugbare Thatsachen. Der Teufel aber, dieser große Psycholog, packt jeden da an, wo er am faßbarsten ist; es ist also logisch, wenn schon von vornherein erwartet wird, daß er das Weib noch mehr als den Mann von dieser Seite angreifen wird, und daß, während er Männer zu blutsaugerischen Wucherern — was bei Frauen so gut wie nie vorkommt —, zu Mördern aus bloßer Mordwut, zu Zweiflern aus geistigem Hochmut, zu Gotteslästerern aus teuflischem Grimm macht, er das Weib durch das Geschlechtliche zu Fall zu bringen suchen wird. — Daß es sich in der That so verhält, zeigen Geschichte und Erfahrung.

So viele prächtige, reine, keusche Frauenfiguren die Geschichte uns aufbewahrt hat, spricht sie doch im ganzen nicht zu Gunsten einer höheren Sittlichkeit der Frau. Von den Frauen Babylons und des kaiserlichen Rom, der berüchtigten Messalina und Poppäa und Theodora von Byzanz bis zu Katharina II. und Isabella von Spanien sind Fürstinnen, Königinnen und Kaiserinnen oft ebenso unsittlich als Könige und Herrscher gewesen, haben sich ebensosehr von ihren Lüsten und Günstlingen beherrschen lassen wie diese von ihren Maitressen, haben ebensowenig ihre Reiche gesittet. — Überhaupt gehören zwei zur Unsittlichkeit, und es ist eine große tendenziöse Lüge, daß der Mann allein an der Unsittlichkeit der Frau schuld ist. Leider trifft immer noch, besonders in Weltstädten, tausendfach die alte Schilderung Salomos zu (Sprüche 7). — Wären alle Frauen rein und sittlich, so müßten es die Männer auch sein. Wenn Frauen sich nicht mehr, wie in England und Frankreich, in Gerichtsverhandlungen über Ehebruch und Sittlichkeitsverbrechen drängen, noch skandalöse Berichte eifrig weiter kolportieren, noch

unsittliche Romane lesen, noch ebensolchen Theaterstücken anwohnen werden; wenn sie von unsittlichen Kunstausstellungen fern bleiben und gegen die ohnehin sinnlose Aufstellung von nackten Venus, Galatheen und Phrynen auf unsern deutschen Straßen und Plätzen protestieren, und in Gesellschaft sich jeden zweideutigen Witz oder jede pikante Skandalgeschichte verbitten werden; wenn sie Kindersegen nicht mehr als eine Last, ja als eine halbe Schande betrachten, kurz, wenn sie mit wahrer Sittlichkeit Ernst machen werden, so wird es bald um die Sittlichkeit in der deutschen Litteratur, in der deutschen Kunst und in der deutschen Gesellschaft besser stehen.

Weil wir bei diesem unerquicklichen Thema angelangt sind, wollen wir auch die auf das Programm des Feminismus geschriebene Forderung: „Gleiche Moral für beide Geschlechter!“ kurz beleuchten. — Auch ein schön klingendes, wertloses Schlagwort! — Wohl gibt es ewige Prinzipien des Rechts und also der Moral, die nicht vom Wohlgefallen oder von der geistigen Ausbildung des Menschen oder der Völker abhängig, die mit keinem „Fortschritt“, mit keiner „Aufklärung“ sich ändern. Aber ebenso wahr ist es, daß die Verantwortlichkeit und folglich die Schuld des Menschen sich wie nach seinem geistigen Standpunkt, so beim Kind und beim Idioten, so auch nach dem Wert und nach der Größe des ihm anvertrauten Gutes richtet. So gibt es für jeden Stand, und im Grunde genommen, für jeden Menschen eine andre und verschiedene „Moral“, wenn man darunter seine Verantwortung und den Grad seiner Schuld versteht, und hier im Einklang mit der Bibel gilt das lateinische Sprichwort: „Wenn zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe.“ — Sind der Sohn, der seinen Vater mißhandelt, die Mutter, die das eigne Kindlein umbringt, der Soldat, der seinem General Gehorsam verweigert, der Richter,

der Unrecht spricht, der Priester, der das ihm anvertraute Heilige mit Füßen tritt, nicht doppelt strafbar? Warum und woher diese Unterschiede, die niemand leugnen wird? Warum nicht auch hier sagen: Gleiche Moral, gleiche Verantwortlichkeit und gleiche Strafe für alle! — Antwort: Weil dem Kind das Gesetz der Ehrfurcht, der Mutter das der Mutterliebe, dem Soldaten das des Gehorsams, dem Richter das des Rechts, dem Priester das des Heiligtums gegeben ist, damit sie dieselben durch ihr Leben der Welt predigen und veranschaulichen.

Dem Weib aber ist das Gesetz des Geschlechts und der Generation, wie ihre ganze Leiblichkeit und schon die ihr angeborene Schamhaftigkeit zur Genüge beweisen und die Bibel es bezeugt, zur heiligen Bewahrung und Verwaltung anvertraut. Sie ist die Priesterin dieser Prinzipien; sie ist, wie die Mutter aller Lebendigen, geradezu das Geschlecht, wie es ja vor ihrer Erschaffung kein Geschlecht gab und der Franzose von ihr als „le sexe" spricht. Das geschlechtliche Leben, die Ehe und die Kindererzeugung beherrschen ihre leibliche und seelische Existenz; was beim Mann durchaus nicht der Fall ist. Wenn nun das Weib diese ihr anvertrauten Aufgaben und Lebensziele mißbraucht und diese ihre höchste Würde mit Füßen tritt, so ist es logisch, natürlich und biblisch, wenn solches Vergehen an ihr sich strenger ahndet als am Mann; und die Natur und die Erfahrung lehren, daß, wie es für sie körperliche Folgen hat und für den Mann nicht, so auch ihr Seelenleben davon weit mehr affiziert und verändert wird. — Daß das Weib, das sich preisgibt, damit ein Andres thut als der Mann, der sie nimmt, sagt ihr das eigne Gewissen; und mit Recht unterscheiden hier von jeher alle Völker und halten für den schwersten einem Weibe angethanen Schimpf das Wort: „Dirne!" für den Mann aber: „Feiger, ehrloser Wicht!"

Auch hier erzeugt das falsche Prinzip, Gleichheit der Geschlechter, falsche Folgerungen. Auch hier ist Differenzierung Folge und Anzeichen des höheren sittlichen Standpunktes; Nivellierung dagegen von Ignoranz und Rückschritt. Traurig genug, daß gerade die Verfechter der Frauenrechte es sind, die heutzutage anstatt der prächtigen, keuschen Frauentypen des Altertums, uns nur sinnliche, liederliche, von ihren Lüsten und Begierden hin- und hergetriebene, oder noch schlimmer geist- und herzlose, das Laster kühl betreibende Gestalten wie, wir greifen aufs Geratewohl aus der Masse heraus, eine Hedda Gabler, Magda, Fräulein Julie, Edith, Frau Felicitas, Regine und wie die Heldinnen der gefeierten heutigen Schauspiele und Romane alle heißen, bieten. Nirgends in der heutigen emanzipatorischen Litteratur ein schönes, sittsames, reines Frauenideal! Und ebensowenig in der emanzipierten Kunst. Sondern aus Leibes- und Seelenehebruch, aus Sinnenlust und Verachtung aller göttlichen, menschlichen und sittlichen Gesetze mit Selbstmord als Abschluß baut sich der heutige Roman und das Bühnenstück immer mehr auf.

Das Schlimmste an Schlagwörtern ist ihre Erlogenheit. So bestand die „Freiheit" der französischen Revolutionäre darin, daß sie unerträglichen Despoten wie Marat und Robespierre blindlings gehorchten, und ihre Brüderlichkeit darin, daß sie jeden köpften, der nicht ihrer Ansicht war. — So auch hier. — Die Verteidiger und Verteidigerinnen obigen Schlagworts verstehen meistens unter diesem so tugendhaft klingenden Ruf in Wahrheit: „Gleiche Immoralität für beide Geschlechter." Es fällt diesen vorgeschrittenen Emanzipatoren nicht ein, zu verlangen, daß Männer und Jünglinge rein und keusch sein sollten wie gesittete Jungfrauen; wie auch ein solcher Schriftsteller bemerkt: „Josephe sind zu allen Zeiten lächerlich!"

Sondern den althergebrachten Begriff, wonach, was keine Schande für den Mann (?), doch eine für die Frau sei, solle man, sagen sie, über Bord werfen und dieser gestatten, ebenso ungeniert und öffentlich unsittlich zu sein wie der Mann. Es ist überflüssig, an immer zahlreicheren englischen, französischen, schwedischen, norwegischen und deutschen Produkten die traurige Moral für beide Geschlechter näher zu beleuchten.

Aber ist denn die ganze Lebensanschauung der vorgeschrittenen Feministinnen, ihre Verachtung des Christentums, ihre Hetze gegen den Mann, ihre Geringschätzung des Kindes, der Familie und der Ehe, und das Verlangen nach freier Liebe, d. h. ungebundener Unsitte sittlich? — Ist es sittlich, wenn diese Ehe, der Eck- und Grundstein der menschlichen Gesellschaft, die selbst wilde Volksstämme heilig und unverbrüchlich halten, immer mehr von Frauen als ein veralteter Standpunkt verächtlich gemacht, von der emanzipierten Georges Sand und ihr nach von vielen „die barbarischste" (!), oder von andern „die unsittlichste (!) Einrichtung der Civilisation" genannt wird? Oder wenn im Frauenkongreß eine Frau Cauer von der Gesetzgebung eine Erleichterung der Ehescheidung verlangt? — Welche Verblendung! beweist doch die Geschichte alter und neuer Völker, daß, je fester der Ehebund, desto besser es mit der Frau und mit der Sittlichkeit steht. — Ist es sittlich, wenn, um nur ein nordisches Beispiel anzuführen, die Schwedin Frau Edgren Löfler uns Heldinnen vorführt, Arla oder Ulla Falk, die wie eine Nora Helmer, sämtlich von Familie, Mann und Kindern davonlaufen, weil sie es „im Puppenheim" nicht aushalten und „die Ehe sich nicht mit der individuellen Ausbildung der Frau verträgt?" — eine Behauptung, die zur Genüge durch die geistige Inferiorität der alten Jungfer widerlegt wird. — Oder wenn Emanzipierte predigen: Die Ehe ist unannehmbar für die

moderne Frau. Allein ihrer würdig ist die freie Wahl eines jeden Mannes, der ihr gefällt, und das Zusammenleben mit ihm, solange es ihr behagt (!). Und wir könnten noch viele solche Bücher anführen, wie das traurige, in England und in Amerika mit Begeisterung aufgenommene „Trilby", oder Th. Harveys „Jude" u. a. Mit welchem Zorn und Abscheu hätten sich selbst Griechen von einer solchen Verunehrung des unter dem Schutz der Ehegöttin Hera und des Zeus stehenden heiligen Bündnisses zwischen Mann und Frau abgewendet! Was die emanzipierte Französin und die russische Nihilistin unter gleicher Moral für beide Geschlechter und unter ihren Frauenrechten verstehen, wissen wir jetzt immer besser, und sie genieren sich immer weniger, es laut zu sagen. Über den Frauenkongreß in Berlin schreibt der Reichsbote in einem ernsten Artikel: „Die Berliner Frauenversammlung hat mit ihren Äußerungen über die Ehe einen wahren Abgrund vor uns aufgethan." Und weiter: „Wo sie sittliche Dinge berührten, geschah es bei den meisten in einer geradezu erschreckenden Weise, die davon Zeugnis ablegte, in welchem Maße diese Frauen die Zierde des Weibes — die Scham — abgelegt haben. Von wirklich sittlichen Gesichtspunkten war gar nichts zu merken, sondern nur von solchen des materiellen und physischen Interesses."

So zieht die Emanzipation von einem Naturgesetz immer und unabweislich die Verkennung andrer nach sich; denn sie hängen organisch zusammen und bilden ein Ganzes, das Gesetz!

So glauben wir gerecht und dem Thatbestand gemäß zu urteilen, wenn wir sagen: Die Frauenemanzipation hat bisher die Sittlichkeit nicht befördert, sondern gefährdet und vermindert. Ihre Durchführung wäre eine große Gefahr

wie für den Bestand der Familie, so auch für die Sittlichkeit der Welt.

Manche Frauenemanzipatoren behaupten ferner, daß alle Kriege aufhören würden, wenn Frauen das Wahlrecht hätten und mitregierten. — Sancta simplicitas! — Glauben denn fürs erste die Guten, daß wir Männer für unser Leben gern Krieg führen und uns nichts so sehr wünschen als im blutigen Kot der Trancheen Nächte hindurch zu frieren, oder, von Kartätschensplittern zerrissen, in Spitälern lange zu liegen und dann als sieche Krüppel herumzulaufen? — Nein! sondern wir Männer lieben den Krieg ebensowenig, ja aus guten Gründen noch etwas weniger als die Frauen; denn wir tragen dabei unsre Haut zu Markte, sie aber nicht!

Warum aber dann immer wieder Kriege? — Weil, wie der einzelne, so auch die Menschheit „nicht das Gute thut, das sie will, sondern das Böse, das sie nicht will, das thut sie". Auch sie, wie der einzelne, ist nicht Herr über ihre Geschicke, sondern ihr Thun, ihre Sünde und ihre Schuld herrschen über sie und treiben sie dahin und dorthin; und schwüren morgen alle Männer und auch alle Frauen einen Eid, niemals mehr Krieg zu führen, so griffen dennoch übermorgen schon, wenn Gott die Geister des Kampfes losließe (1. Kön. 22, 20—22), die Männer zum Schwert und die Frauen zum Messer, zur Brandfackel und Petroleumflasche, wie schon oft bei Bürgerkriegen, in der französischen Revolution, bei der Kommune und sonstwo. — Hier zeigt sich einer der Widersprüche der weiblichen Natur. — Das Weib scheut die Gefahren und die Schrecken des Kampfes und des Krieges, und insofern ist sie

eine Bürgschaft des Friedens. Weil sie aber stets persönlich bleibt und alles persönlich auffaßt, so gerät sie immer wieder, auch gegen ihren Willen, in den Streit und in den Kampf; auch das beweist die tägliche Erfahrung, Nonnenklöster und Frauenstifte, die Geschichte so manchen Hofes und in schlagender Weise das Gebahren so mancher Feministinnen.

Ebenso beweist fürs zweite die Weltgeschichte, daß wenn Frauen die Macht haben, sie gerade so kriegs- und kampflustig und blutdürstig sind und dazu manchmal grausamer als die Männer. Nicht umsonst besangen die Griechen die männervertilgende „Pallas Athene" mit dem schrecklichen Blick, der Lanze und dem Schild. Wie viele Kriege von der schönen Helena und der Gudrun an, um die so viel Blut floß, seit Brunhild und Kriemhild, deren Haß den Nibelungen so große Not schuf, haben Frauen verursacht? Davon schreibt L. v. Ranke bei der Geschichte der Sophonisbe, dieser unversöhnlichen Feindin der Römer: „In den hochgestellten Frauen pflegt der nationale Haß am lebendigsten und unverhohlensten zur Erscheinung zu kommen" (Weltgeschichte Bd. I, S. 470). — Wie viele Kriege haben Königinnen und Kaiserinnen befohlen, und wieviel Blut wurde von ihnen vergossen, schon von Semiramis und der Königin Tomyris, von der Königin Isebel und der Königin Athalja, die alle königlichen Kinder umbrachte, oder den fränkischen Königsweibern Fredegunde und Brunhild an, von denen der Geschichtsschreiber Redenbacher sagt: „Sie wüteten im Bürgerkrieg mit unsäglicher Rach- und Mordgier gegen einander und ihre Geschlechter," bis auf Maria die Blutige und Katharina von Rußland u. a. — Und wie haben, in edlerer Weise, die Frauen Spartas und die der Germanen und Kelten, Cimbern und Teutonen ihre Männer zum Kampf ermuntert, und eine Jungfrau von Orleans ihr Land befreit!

Von jeher hat das echte Weib den Krieger, den Helden, den Recken bewundert und geliebt, wie die Griechen es in der Liebe der Venus für den Mars und die Germanen in ihren Walküren schilderten, von jeher hat sie gern dem Zweikampf und Turnier beigewohnt und es sich als höchste Ehre angerechnet, wenn Männer um sie kämpften.

Nach Weltgeschichte, Erfahrung und Natur des Weibes muß man also sagen: Frauenregiment würde eine Vermehrung der Intriguen, des Streits und im großen des Krieges zur Folge haben.

Auch hier läge das Gute so nah. Wenn, anstatt gegen den Krieg zu deklamieren, die Frauen mit gutem Beispiel vorangingen und zuerst unter sich einen ewigen Frieden schlössen; wenn sie es dahin brächten, keinen bösen, verleumderischen Klatsch zu verbreiten, und statt Worten des Unfriedens nur Worte des Friedens zu reden und nirgends mehr mitzuhassen, sondern überall mitzulieben, so wäre viel, wenn nicht für den Weltfrieden, so doch für den Frieden in der Welt gewonnen.

Es gehört eine große Einfalt dazu, von einem ewigen Frieden auf der jetzigen Erde zu träumen oder zu glauben, daß wegen Frauenbüchern wie „Legt die Waffen nieder!“ oder „Pax mundi“ auch nur eine Kompagnie in Europa entlassen wird. Da müßte schon, wie Muhammed sagt, der Engel Gabriel allen Menschen das schwarze Tröpfchen aus dem Herzen ausgepreßt haben! — Es ist wahrlich kurzsichtig, anzunehmen, daß Mächte wie Frankreich oder Deutschland sich je dem Spruch von Friedensrichtern fügen werden, wenn ihre Ehre, ihre Interessen und ihre Existenz als Großmacht in Frage kommen, wie auch Amerika vor dem Krieg mit Spanien und England vor dem Krieg mit Transvaal sich jede Einmischung verbaten, denn sie wollten den Krieg. Vollends der Vor-

schlag, durch Vorstellungen oder Drohungen einer Friedensliga England oder Rußland von weiteren Eroberungen in Asien oder sonstwo abzuhalten, nimmt sich aus, wie wenn ein Häslein einem Löwen drohte: wenn du noch einmal eine Antilope frißt, so hast du es mit mir zu thun! — weshalb man einem solchen Friedensbund nicht genug empfehlen kann, sich vor allem eine Armee von einer Million tüchtiger Soldaten anzuschaffen, um nötigenfalls durch einen energisch geführten Weltkrieg den Weltfrieden zu sichern. — Auch wohlgemeinten Vorschlägen einer allgemeinen Abrüstung muß man leider, wie die Haager Konferenz zeigt, völlige Aussichtslosigkeit prophezeien. Daß Bismarck wiederholt, so Crispi und Gambetta am 17. September 1877 mit scharfer Logik die praktische Unmöglichkeit einer solchen Abrüstung bewies, ist bekannt.

Der Grund des Krieges liegt tiefer als wohlmeinende, aber kurzsichtige Menschen meinen. Die Menschen müssen sich zu Nationen gruppieren, und das ist gut zur Bekämpfung ihres Egoismus und ihrer Rücksichtslosigkeit und zur Entwicklung ihrer gesellschaftlichen Anlagen. Nationen aber, das ist ein andres Naturgesetz, müssen sich, wenn lebensfähig, individuell eigenartig entwickeln, und alsbald sind die Gegensätze da, die, sobald sie tief genug reichen, unbedingt zum Kampf führen. Auch Nationen leiden an der Erbsünde und werden, wie die einzelnen, von ihrem Hochmut, ihrer Selbst- und Hab- und Ehrsucht in Streit und Kampf getrieben. Die Bosheit des menschlichen Herzens, oder sagen wir mit biblischem Ausdruck die Sünde, ist, das wird man uns zugeben, die Ursache aller Kriege; folglich hat die Gründung einer Gesellschaft zur Abschaffung der Sünde genau so viel Aussicht auf Erfolg als jede Friedensliga. Krieg, Sünde und Tod haben eine Wurzel. Den tiefen Grund zum Kampf in der Welt bildet der Seelen-

kampf in jedem einzelnen, von dem selbst ein Apostel klagt: „Ich sehe ein Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüte," und von dem Christus spricht: „Ich bin nicht gekommen den Frieden in die Welt zu bringen, sondern das Schwert." — Ebenso weissagt er: „Ein Volk wird sich erheben wider das andre und ein Reich gegen das andre." — Unsre Kriege sind alle nur ein Abbild, eine Wirkung und eine Folge des steten großen Ringens und Kämpfens der Geister in den himmlischen Örtern, von denen die Bibel uns erzählt (s. Josua, Daniel und 1. König. 22, 20—22), und das seinen Abschluß nur dann finden wird, wenn Michael und seine Engel den letzten Kampf mit dem Drachen und seinen Engeln kämpfen; „und diese siegten nicht ob, auch wurde ihre Stätte nicht mehr in dem Himmel gefunden" (Off. 12, 7—9).

Was endlich die wissenschaftliche Ausbildung der Frau betrifft, auch eine Hauptforderung der Frauenemanzipation, so haben wir schon oben es ausgesprochen: die Frau ist nicht wissenschaftlich angelegt. Daß unsre Töchter heute in manchen Fächern und Sprachen unterrichtet werden, die ihren Großmüttern unbekannt — wenn auch diese weit nicht so ignorant waren, als man gern annimmt, siehe Goethes Mutter u. a. —, ist eine Zeitforderung, gegen die wir nichts einzuwenden haben, wünschen vielmehr allen Frauen gute, solide, brauchbare Schulkenntnisse. Aber das alles ist noch nicht Wissenschaft. Das Mädchen ist durchschnittlich ebenso intelligent und begabt als der Knabe; sie lernt ebenso leicht, faßt manchmal noch rascher auf und vergißt mindestens ebenso schnell; aber ihre geistige Anlage ist eine andre. — Wohl übertrifft in Chicago die Zahl

der Studentinnen an der Hochschule mehrfach die Zahl der Studenten, ein Beweis, daß der junge Amerikaner immer mehr einsieht, daß man zum Geldmachen keiner wissenschaftlichen noch sonstigen Bildung bedarf, wie auch Männer wie Vanderbilt und James Gould es ihm praktisch bewiesen haben. Aber wo sind die Leistungen dieser gelehrten Frauen? Wohl bestehen heutzutage manche Frauen ein Examen oder doktorieren gar, d. h. sie thun das, was jahraus jahrein Zehntausende von oft ziemlich unbegabten Jünglingen thun, ohne daß ein Hahn danach kräht — von den Tausenden und aber Tausenden von Frauen und Mädchen, die zum Studium notorisch unfähig, schweigen vorsichtig die Feministinnen — aber damit ist die wissenschaftliche Befähigung und Begabung der Frau noch nicht bewiesen. Die Frage ist nicht, was ein Mensch alles in seinen Kopf hineinbringt, sondern was er damit anfängt. Manche Frau mag schon sich ein bedeutendes und schönes Wissen zusammengelernt haben. Aber wenn auch je und je Frauen durch intellektuelle Begabung und Gelehrsamkeit mehr oder weniger bekannt wurden, wie eine Hypatia, Olympia Morata, Elisabeth de Gonzagne, Jane Grey, wie die Astronomin Frau Sommerville oder die Mathematikerin Sonja Kowalesky, so hat doch keine ihr Wissen dynamisch produktiv verwertet; keine hat uns neue, wissenschaftliche, philosophische, religiöse Horizonte eröffnet, oder ist durch Wissenschaft groß und berühmt geworden; keine hat mit Wissenschaft die Weltkugel geschoben, die Entwicklung der Menschheit gefördert.

Übrigens wird Wissenschaft meist nur vorgeschoben. Was die emanzipierte „new woman" will, ist weder Wissenschaft, noch geistige Ausbildung, sondern Genuß und Ansehen, Freiheit und Sport, und die Befreiung von allen lästigen Aufgaben und Pflichten. Denn die Pfahlwurzel aller Emanzipation ist der

Egoismus. Glaubt man etwa, daß diese Ladies in ihren Klubs und sonstwo unter sich große, Welt und Menschheit bewegende Fragen behandeln? — O nein! sondern vom Rad- und anderm Sport, und welcher Anzug dabei am hübschesten und wie der nächste Saisonhut, von five o'clock teas und ihrer Etiquette, und davon wie die reiche Frau X. so eitel und ihre Toilette so geschmacklos und Miß Z. so kokett und gefallsüchtig, reden sie weitläufig und endlos! — Weib bleibt Weib.

Überhaupt steht diese emanzipierte Engländerin oder Amerikanerin um nichts höher als das viel bescheidenere deutsche Mädchen. Ein keckes Dreinschwatzen und Aburteilen hat sie sich angewöhnt, druckt unverfroren alles Zeug, das ihr durch den Sinn fährt und imponiert damit Schwachköpfen; aber ihr Herzens-, Gemüts- und Seelenleben ist um so verkümmerter.

Umsonst sieht man sich in den Schriften dieser Emanzipierten oder auf Frauenkongressen nach neuen, belebenden, kräftigen Ideen, nach großartigen, nützlichen Vorschlägen, nach richtiger Auffassung großer Probleme und treffender, heller Auflösung der vorhandenen Schwierigkeiten um. Viele Worte, meist leidenschaftlich, oft thöricht, manchmal auch ruhig und vernünftig, und eine wahre Skala von Gefühlen, vom Bildungsstolz an bis zum fanatischsten Socialismus! und überall Uneinigkeit, außer in dem einen Punkt: Nur kein Christentum mehr! — Und von allem gilt das bekannte Wort: „Das Wahre darin ist nicht neu, und das Neue nicht wahr."

„Die heutige Bildung der Frauen des Mittelstandes," schreibt eine gebildete Frau, „ist genügend; eine höhere würde nur zur Einbildung und Verbildung führen."

Eine „moderne Frau" empfiehlt deutschen Frauen, sich wissenschaftlich auszubilden, um auf gleichem Fuß mit Männern zu verkehren und „ihren Gemahlen und Söhnen auch darin zu

imponieren." — Nebenbei bemerkt, wer Wissenschaft treibt, um damit zu imponieren, weiß schon nicht, was Wissenschaft ist. — Aber auch sonst zeugt dieser Vorschlag nicht vom praktischen Verstand der emanzipierten Frau in socialen Fragen. Ohne ein Studium vom achten bis mindestens einundzwanzigsten Jahre läßt sich bei der so rasch anwachsenden Wissenschaft heutzutage von einer wissenschaftlichen Ausbildung gar nicht reden. Eine solche allgemeine Studienzeit für Mädchen würde aber den Untergang des Familienlebens, des Heims und der Kindererziehung bedeuten, die gänzliche Verlotterung der Haushaltung, sehr oft auch den Ruin der Gesundheit dieser Mädchen und dazu für viele Eltern unerschwingliche Kosten, da sie doch für diese ihre Töchter auch eine Aussteuer aufzubringen haben. Nehmen wir aber an, daß diese Frauen erst nach absolvierten Studien (wohl ohne irgend welche Kenntnisse in der Haushaltung, im Kochen und Nähen, denn dazu läßt ein ernstes wissenschaftliches Studium keine Zeit übrig) heiraten, so gehörte zum fortwährenden wissenschaftlichen Umgang auch ein fortgesetztes, sich auf der Höhe der stets, und wie rasch! fortschreitenden Wissenschaft haltendes Studium. — Denken wir uns einen Arzt oder Professor oder in seinem Fach tüchtigen Beamten. Der erste Sohn studiert Theologie, der zweite Chemie, und der dritte will Ingenieur werden; und da soll die gute Frau und Mutter nicht nur in der Schule schon soviel gelernt haben, sondern auch seitdem und neben der Haushaltung, die doch nicht von selber fortläuft, sich in den verschiedenen Fächern, oder auch nur im allgemeinen so auf dem Laufenden halten, daß sie Mann und Söhnen darin imponiert! — Das Imponieren, selbst Gymnasiasten gegenüber, geht heutzutage nicht mehr so leicht. — Auch dem Mißstand ließe sich schwer abhelfen, daß ein Mädchen nie wüßte, auf was sie loszustudieren hätte, um dem, der da kommen soll, zu im-

ponieren. Im Vertrauen darauf, daß der Vater und auch der Bruder Juristen sind, vertiefte sich so ein gutes Kind in das römische und deutsche Erbrecht und . . . kriegt einen Architekten! — Oder eine andre fühlt sich nach vielen Jahren Studien, Kopfweh und Bleichsucht in der neuen Chemie fest, doktoriert darin; . . . und nun kommt ein Theolog und hält um ihre Hand an, und ist erst noch so ein netter Mann! — Was thun, spricht Zeus! — Für Pfarrtöchter sollen die Chancen allerdings günstiger liegen, weshalb solchen im Hinblick auf den Zukunftsvikar nicht warm genug empfohlen werden kann, sich von Kindesbeinen an mit Dogmatik und Exegese vertraut zu machen.

Leider steht auch diesen löblichen wissenschaftlichen Bestrebungen der modernen Frau die traurige Thatsache im Wege, daß selbst gebildete und gelehrte Männer, ja, nach englischer Statistik gerade die gelehrtesten am meisten, eine unerklärliche, aber tief eingewurzelte Abneigung gegen gelehrte Frauen hegen, und einer ausstudierten, in jeder Hinsicht gesetzten und geprüften Dame unbedingt einen unerfahrenen, unwissenschaftlichen, lebensfrohen, munteren Backfisch vorziehen; weshalb ernstlich zu befürchten ist, daß schon der bloße Versuch einer allgemeinen wissenschaftlichen Frauenausbildung die Nachfrage nach letzteren enorm steigern würde. — Hier kann nur wohlwollende und doch energische, suaviter in modo, fortiter in re gehaltene Zurechtweisung und Belehrung seitens wissenschaftlich gebildeter Frauen Wandel schaffen, wozu wir wöchentliche unentgeltliche Vorträge für Männer über passend gewählte Themata, wie „Die Bedeutung der Wissenschaft für Herz und Gemüt," oder „Kein Eheglück ohne akademische Ausbildung" empfehlen. Auch möchten wir wissenschaftlichen Frauenvereinen die Herausgabe von guten passenden Flugschriften sehr anraten, als da wären:

„Leichte Vorübungen zur wissenschaftlichen Unterhaltung für angehende Brautpaare." — „Chemische und physikalische Zwiegespräche für Mann und Frau." — „Die Theorie des chromsauren Queckſilberoxyduls ($Hg_2\ Cr_2\ O_4$) für trauliche Abende im engeren Familienkreis." — „Kurze geognostische und kosmologische Gardinenpredigten" u. s. w.

Scherz beiseite! Hier und zur wahren Seelengemeinschaft zwischen Mann und Frau helfen weder Mädchengymnasien noch weibliche Hochschulen. Nur das Christentum mit seinem erzieherischen Ernst, mit seiner Aufstellung der größten, tiefsten, für Mann und Frau gleich gültigen Probleme, mit seinen ungeheuren Anforderungen an den ganzen Menschen, kann einen gemeinschaftlichen Boden für eine wahrhaft innige geistige Vereinigung der Geschlechter abgeben. — Nur im Glauben an Christum ist eine geistige Ehe möglich; jede andre auf noch so gleiche und wissenschaftliche Bildung, auf noch so identische Anlagen, auf noch so glühende Liebe gegründet, muß mit logischer Notwendigkeit einst im Jenseits, aber auch schon hier nach völliger Sättigung, wie chemische Atome, in ebenso kräftige Abstoßung, in Widerwillen, ja mitunter in bitteren Haß sich verwandeln, wie so häufig bei Ehen von genialen Künstlern mit eben solchen Frauen zu sehen, und wie zahlreiche moderne Romane, so G. d'Annunzios „triunfo della morte" es mit erschreckender Wahrheit schildern. Und dagegen hilft keine wissenschaftliche Ausbildung der Frau. Hat man doch gerade in Gelehrtenkreisen Gelegenheit genug, zu bemerken, wie wenig bloße wissenschaftliche Ausbildung den Menschen veredelt oder, selbst in demselben Fach, die Herzen einander näher bringt!

Ja, sagt manche und mancher mit mehr Gutmütigkeit und Wohlwollen als Scharfsinn und Logik Begabte, das ist alles ganz schön und mag wahr sein; aber warum soll denn die Frau, die auch die Hälfte der Menschheit ausmacht, die ihre Hälfte an der Lebenslast trägt, nicht auch die gleichen Wahl- und andern Rechte genießen; warum soll sie, die doch auch besitzt und verwaltet, nicht auch über die Steuern entscheiden; warum soll sie, die doch vom Gesetz regiert wird, nicht auch bei der Gesetzgebung ihre Stimme abgeben? — Antwort: weil das ungerecht wäre. — Wieso? — Insofern als dann die Frau dem Schwesterchen gliche, das, nachdem es die Hälfte von Brüderchens Orange bekommen, noch die Hälfte der übrigen Hälfte verlangt; macht für sie drei Viertel, für den Bruder aber nur ein Viertel. — Jedem das Seine! — Wir haben oben gesehen, daß die Frau völlig eine Hälfte der Welt, des Lebens und der Menschheit als ihr fast unbestrittenes Gebiet beherrscht. Zu dieser, ihre Zeit und ihre Kräfte vollauf in Anspruch nehmenden Aufgabe auch noch die Hälfte von unsrer Thätigkeit ihr aufzubürden, wäre unweise und ungerecht.

Und da jetzt Frauen, was auch ihr gutes Recht, so viel von ihren „Frauenrechten" reden, wollen wir hier auch ein Wort von unsern „Männerrechten" sprechen. — Denn wir Männer schieben die Weltkugel! — Wir bauen im Schweiße unsres Angesichts die Erde und den von Gott verfluchten Acker, roden Wälder und trocknen Sümpfe aus, pflügen, säen und ernten Brot für Weib und Kind, kolonisieren Länder und haben weither den Weizen, die Kartoffel, das Welschkorn und den Reis herbeigeschafft; wir holen unter Mühsalen den Thee, Kaffee und Kakao, die ihr Frauen trinkt, und auch die Baumwolle und die Seide, womit ihr euch kleidet. Und ist Brot und Kleid da,

so sind wir es, die das Haus, die Wohnung bauen, bescheiden oder schön, Hütte und Villa, Dorf und Stadt, darin Frauen und Kinder wohnen; holen dazu aus dem Felsen die Quader, hauen dazu im Wald die Stämme. Wir erfinden und machen die Maschinen, womit die Stoffe gesponnen und gewoben werden, deren Frauen sich bedienen, und auch die Nähmaschinen, die Kochherde, die Waschapparate, die sie gebrauchen; wir holen mit Mühe und Gefahr aus der Tiefe die Steinkohlen, mit denen geheizt und gekocht wird, die Metalle, ohne die jede Civilisation unmöglich, auch die Diamanten und Edelsteine, und aus dem haifischreichen Meere die Perlen, womit Frauen sich schmücken. Wir bauen Schiffe und entdecken mit tausend Gefahren und Schiffbrüchen Indien, Amerika, Neu-Seeland und Australien, und erjagen in Sturm und Eis am Nord- und Südpol den Wal- und den Potfisch, fischen in allen Meeren, bei Island und Neufundland Millionen von Kabeljau und andern Fischen. Wir schüren Tag und Nacht die versengenden Hochöfen, gießen Erzstatuen und riesige Schiffsschrauben. Wir überbrücken reißende Ströme, durchbohren Gebirge, bauen Straßen und Kanäle und Eisenbahnen und schöne und bequeme Riesendampfer mit prächtigen Damensalons. Wir spannen elektrische Kabel durch die Oceane und fahren in die Brandung und retten die Schiffbrüchigen.

Von der unsäglichen Mühe und dem Schweiß, von den Entbehrungen und Gefahren und Anstrengungen, womit wir Männer das alles thun, von dem Mut, von der Muskel- und Willenskraft und Beharrlichkeit, die dazu gehören, habt ihr Frauen keine Ahnung, noch davon, wie furchtbar hart und freudlos, gegen das eure gehalten, das Leben von Hunderttausenden von Männern auf dem Meer und in der Wüste und in Bergwerken unter der Erde ist. Und

ebensowenig wißt ihr, unter welchen Ängsten und Qualen alljährlich Tausende von Männern, durch Unfälle und Schiffbrüche — an der englischen Küste allein jährlich an 700 — oder von Maschinen zerrissen und zermalmt, oder in Bergwerken oft zu Hunderten durch giftige Gase erstickt, oder verschüttet und langsam verhungernd sterben! — Und wie wir täglich unser Leben wagen auf dem Meer und auf dem Lande, so sind wir es, die unser Blut auf Schlachtfeldern vergießen, um das Vaterland und unsre Frauen und Kinder zu schützen, wie wir sie von Anfang der Welt schon millionenmal gegen wilde Tiere und Räuberhorden, Gefahren zu Wasser und zu Lande, Feuer- und Wassersnot geschützt und geborgen haben!

Und deshalb und weil wir die Grundmauer des irdischen Lebens legen und immer wieder aufbauen, so ist es an uns zu beraten und zu beschließen, welche Kanäle wir graben und welche Eisenbahnen und Seehäfen und Flotten wir bauen wollen, ob Kreuzer oder Panzerschiffe und ob sie 18 oder 21 Knoten laufen sollen; wie lange die Präsenzzeit in der Armee und welche Artillerie, welche Handelsverträge wir eingehen und welche Zollgesetze wir einführen, welche Kolonien wir anlegen und welche Länder wir erobern, welche Kriege wir führen und welchen Frieden wir schließen wollen, welche Politik wir treiben und welche Minister sie leiten sollen; welche Admirale unsre Flotten und welche Generale unsre Armeen zu befehligen haben, und ebenso, was unsre Söhne und zukünftigen Bürger lernen müssen. — Und weil wir es sind, die ganz vorwiegend unser und des Staates Vermögen und das Weltkapital erwerben und vermehren, weil, wie von 100 Frauen sich 99 mit den Titeln ihrer Männer schmücken, so auch von 100 wohlhabenden 90 ihr Vermögen der Arbeit des Vaters oder des Mannes verdanken, so ist es an uns zu bestimmen, welche

und wie viele Steuern wir bezahlen und wie wir sie verwenden wollen.

Und wie wir euch seit Jahrtausenden Wohnung und Kleidung und das materielle Brot beschaffen, wie es auch unsre verdammte Pflicht und Schuldigkeit ist, so geben wir euch auch das geistige Brot. Ihr lebt von unsern Ideen, von unsern Entdeckungen und Erfindungen, von unsern Klassikern und Dichtern, vom Wort unsrer Propheten, Evangelisten und Apostel, und wie leiblich, so bliebet ihr auch geistig ohne uns unfruchtbar, steril. Wir suchen und finden, erforschen und verstehen das Gesetz und die Gesetze, in der Natur und in der Kunst, in der Wissenschaft und im Staat und in der Religion, erfinden Künste und Wissenschaften und gründen Staaten, Kirchen und Religionen, und deshalb ist es an uns, in Kunst und Wissenschaft, in Staat und Kirche das Gesetz aufzustellen, auszusprechen und durchzuführen. An uns ist es, die Welt zu regieren; begnügt euch mit eurem schönen Reich und eurem Einfluß auf uns, und seid Königinnen der Familie, Gattinnen und Mütter, Schwestern und Töchter, Erzieherinnen der Menschheit in ihren Anfängen, Versorgerinnen und Pflegerinnen derselben in ihrem reifen Alter, ihre Trösterinnen im Leid; treue Gehilfinnen, uns entsprechend.

Es ist eine Täuschung, zu glauben, daß der Mensch nur dann glücklich und selbständig sei, wenn er die Gesetze machen hilft, und ebenso, daß alle Bürger dabei helfen. In allen Ländern der Welt ist es eine oft schwache Majorität, welche die Gesetze macht, und die oft starke Minorität muß sich darein finden, stirbt aber nicht daran; oft hat auch schon eine kleine,

aber kräftige Minorität lange über die Majorität regiert. So wurde noch selten im Reichstag ein Gesetz beschlossen, von dem nicht verschiedene Mitglieder in pathetischen Reden und im Namen ihrer Wähler erklärten, sie seien dadurch an ihren teuersten Interessen geschädigt; aber weder diese Herren noch ihre Wähler fühlten sich dabei so unglücklich, daß sie sofort auszuwandern beschlössen. Bekäme die Frau auch das Wahlrecht und andre politische Rechte, so müßte sich also jede oft gefallen lassen von andern „gesetzlich tyrannisiert" zu werden.

Wie viele deutsche Bürger gibt es, die sich niemals an der Gesetzgebung beteiligen, noch von ihrem Wahlrecht Gebrauch machen, und deshalb nicht meinen, sie seien „unterdrückte, depossedierte" Menschen, sondern flott ihr Geschäft treiben und ein gehöriges Selbstbewußtsein haben. Und sieht man nicht in jedem Lande Tausende von Ausländern, die ungezwungen und gern dort verweilen und zum Gedeihen und materiellen und intellektuellen Wohlstand des Landes beitragen, obgleich das Gesetz sie vom Wahlrecht, von jeder Beteiligung an der Gesetzgebung und von öffentlichen Ämtern ausschließt, sie also gerade so „rechtlos" wie die Frauen sind?

Gar zu leicht stellt sich manche Frau dieses Mitregieren vor. Unser parlamentarisches Leben ist kein Kinderspiel. Da handelt es sich nicht darum, im Kreise von Genossen und Genossinnen immer wieder mit Überzeugung und Wärme hübsche Vorträge über Frauenrechte und Männerunrecht zu halten. Sondern ist die Frauenfrage einmal erledigt und ad acta gelegt, so muß die verehrte Mitgliedin sich auf langwierige, geisttötende, scheinbar unwichtige Debatten mit eisernem Fleiß durch Berge von Zahlen und endlose Reihen trockener statistischer und andrer Data hindurcharbeiten, um daraufhin stunden- und tagelang ebenso langweilige Reden anzuhören oder selber zu

halten, über Alkohol- oder Tabaksmonopol, über Bau der Zuckerrüben, über Handelsverträge und Feststellung der Zolltarife für Hunderte von verschiedenen Waren, oder über die Frage, ob Margarine oder Butter; endlich über das Budget des Staates, der Beamten, der Panzerschiffe und des Hafers für die Kavallerie u. s. w. u. s. w. Und will sie einmal ihrem vollen Herzen Luft machen und prächtige Vorschläge zur Weltverbesserung und Beseitigung aller Not und alles Elends anbringen, so wird sie mit ironischem Lächeln begrüßt, von gewandten Rednern mit unerwarteten Einwänden widerlegt und von politischen Gegnern mit persönlichen Bemerkungen, mit schonungslosem Spott, mit beißendem Hohn überschüttet, oder mit einem schlechten Witz zur Zielscheibe „großer Heiterkeit" gemacht! — Und hier, wo selbst Männer wie ein Disraeli, ein Cavour, ein Bismarck die Geduld und fast die Fassung verloren, wollt ihr Frauen sie euch bewahren?!

Was wollt ihr mit Wahl- und andern Rechten viel anfangen? Was hättet ihr davon, daß ihr einigemal im Jahre für einen Mann oder eine Frau, die ihr kaum oder gar nicht kennt, eure Stimme abgeben dürft? Oder daß, wenn selbst gewählt, ihr auf dem Rathaus nachmittagelang über Stadtbauplan, Abzugskanäle, Trottoirbreite und Hausabstand, elektrische Straßenbahn und Beleuchtung mitreden und mitstreiten dürft? Oder welche großen Interessen wolltet ihr im beratenden und gesetzgebenden Körper vertreten? Äußere Politik ist nicht euer Fach, und ihr habt stets Unheil angerichtet, wenn ihr eure Familieninteressen dabei ins Spiel brachtet. Kolonien liegen euch zu fern. Wie ihr weder der Maschine, noch dem Schiff unmittelbares Interesse abzugewinnen vermögt und weder das Metall, noch den Stein versteht, so auch nicht die große Industrie, noch den Welthandel, noch die Marine, noch den Weltverkehr

zu Land und zur See, und ebensowenig die Metallurgie oder den Bergbau. Was wollt ihr in unsern Parlamenten?

Weil politische Thätigkeit nie Frauensache war noch wird, so wird die Frau, so sehr sie ihr als einer verbotenen Frucht nachstrebt, doch niemals von ihr befriedigt. Wie wenig sie mit ihren politischen Rechten anzufangen weiß und wie bald sie dieselben aufgibt, zeigt sich jetzt schon in Amerika, diesem Vaterland des Feminismus. In Kolorado, Utah und Wyoming, wo seit dreißig Jahren Frauen nicht nur das Wahlrecht besitzen, sondern zu allen Ämtern mit gleicher Besoldung wie Männer gewählt werden dürfen, hat sich ihr Wahleifer nicht nur bedeutend abgekühlt, sondern sie selbst fangen an wieder für Anstellung von Männern zu stimmen. — So wählten in Ohio von sechstausend wahlfähigen Frauen das letzte Mal nur noch zweiundachtzig! weshalb die Wahlbehörde um Widerruf des Frauenwahlrechts bittet. — So wird es auch bald in Deutschland gehen, wenn Frauen politische Rechte erlangen.

Nicht dadurch, daß sie für Frauenrechte eintraten und öffentliche Vorträge hielten, oder um das Wahl- und Bürgerrecht sich bewarben, haben die Frauen der Germanen und Kelten, die der Perser, Spartas und der römischen Republik einen so weltgeschichtlichen und heilsamen Einfluß ausgeübt; — wollte Gott, daß die heutigen Frauen es ihnen gleich thäten!

Sobald dagegen Frauen in Athen, im kaiserlichen Rom und in Konstantinopel, wie jetzt vielfach in Paris und sonstwo, in die Arena niedersteigen und mit Männern um Kunst und Wissenschaft, Socialfragen, Politik und Religion ringen, so wanken stets die heiligen Grundfesten der Ehe und der Familie. Wenn das Weib an die Öffentlichkeit tritt, so leidet bald das Beste und Schönste an ihr not. Sie wird mit Welt und Leben, ja auch mit dem eignen Geschlecht und mit sich selbst unzufrieden,

merkt bald, daß sie sich nicht zu etwas anderm machen kann, als was sie eben ist, daß ihre Kraft und ihre Anlagen nicht zu den neuen Aufgaben genügen; dann verfällt sie dem bald sentimentalen, bald verbitterten Weltschmerz, diesem sicheren Kennzeichen einer verfehlten Existenz.

Solche Frauen wollen andern die Pflicht predigen und verletzen ihre Pflichten; wollen die Welt verbessern und können ihren Haushalt nicht führen; wollen für die Wahrheit leben und glauben jede Lüge, wenn sie ihnen sympathisch; wollen jedem Unrecht steuern und wissen nicht, was Recht und Gesetz ist; sie philosophieren über Gott und die Welt und kennen nicht die einfachsten Gesetze der Schöpfung; sie schwärmen für Humanität und machen Mann und Kinder unglücklich, wenn sie nicht geschieden sind. Sie hängen sich an jeden neuen Apostel einer neuen Religion oder einer neuen Humanität, und . . . verkommen. Denn kann der Mann auch zur Not sans Dieu ni maître noch existieren, so treibt bald die atheistische Frau als gesellschaftliches Wrack umher. Das beweisen bekannte und immer zahlreichere Beispiele aus der neuen und neuesten Zeit und Litteratur und aus verschiedenen Ländern Europas. So schreibt ein Statistiker die Zunahme der schon achtunddreißig Prozent von allen betragenden Frauenselbstmorde in England, gegenüber von nur achtzehn Prozent in der deutschen Schweiz, unumwunden der englischen Frauenemanzipation zu.

Wollt ihr Frauen in die Arena des Kampfes und des Parteihaders und der politischen Welt herabsteigen, ach! bald würdet ihr, wenn die erste Begeisterung und der Reiz der Neuheit vorbei wären und die erste Höflichkeit abgestreift, im schweren, rücksichtslosen, erbitterten Kampf unter den eisenbeschlagenen Absätzen der Männer zertreten werden. Bald

hättet ihr eure Würde, euer Glück und euren Seelenfrieden, ja oft eure Unschuld und euren Gott verloren und verspielt, — und um was?! Was wird euch dafür geboten? Etwas Lärm und Staub, das Klatschen der Menge und ihr Wutgeheul; denn sie ist eine Bestie, die morgen die Hand zerfleischt, die sie heute beleckt, und die sich ebenso köstlich einst über eure Thränen und eure Todesangst amüsieren würde, wie jetzt über eure gefühlvollen Vorträge. — Leset, wenn ihr es nicht glaubt, die Geschichte der Revolutionen, so der französischen und der Kommune. Denn der Himmel hängt voll schwarzer Wolken, und es wetterleuchtet schon am Horizont. — Glaubt ihr wirklich, Manns genug zu sein, das heraufziehende sociale Gewitter im Freien zu bestehen?

Der Mann, der die Frauen ehrt und hochachtet, wie sie es in den meisten Fällen verdienen, wird ihnen immer den aufrichtigen, gutgemeinten Rat geben: „Laßt ab von der Politik; sie ist euch nicht gesund!"

Daß, wenn die Frauen in einzelnen Ländern das Wahlrecht erringen, wir einige Jahre lang fast nur Lobreden auf die Vorzüge dieses Systems zu hören bekommen, steht zu erwarten. Aber . . . die Zeit wird's lehren!

Denken wir uns ein von Frauen dem Wahlrecht und ihrer größeren Zahl gemäß thatsächlich beherrschtes Stätchen, wie Anfänge desselben in Maryland, Australien und Neuseeland, also, beiläufig bemerkt, in den geistig unbedeutendsten Ländern der Welt schon auftauchen. Ein solches dürfte sich allerdings anfangs durch die Korrektheit und das feine und modische Benehmen seiner Bürger, durch die Reinlichkeit und

Sauberkeit seiner Straßen und Häuser, auch durch äußerliche Zucht und Anstand, Sittenpolizei, Wirtshauslosigkeit und Rauchverbot und auch, wir geben es gern zu, durch gut organisierte Wohlthätigkeit und fleißige Beseitigung des Elends vorteilhaft vor manchem von Männern gegründeten Weltreich auszeichnen. Keine öffentliche Trunksucht noch Unzucht, keine Grausamkeit gegen Tiere, keine Roheit, keine Flüche, keine Raufereien, völlige Nachtstille, nur hier und da von Säuglingsgeschrei unterbrochen; dabei absolute Höflichkeit gegen Damen. — Das hört sich recht nett an. — Denken wir uns die Sache noch etwas amerikanisiert, und wie an den Straßenecken weibliche Polizeibeamte, ledig und von gesetztem Alter und gestrengen Zügen, weißbehandschuht wie der englische Policeman, gebieterisch Ruhe winken, und nach acht Uhr abends unnachsichtig jeden noch auf der Straße sich zeigenden, ohne einen von der Gattin visierten Ausgangsschein getroffenen Mann verhaften und bei den andern auf sorgfältiges Schuhabputzen vor der Hausthüre sehen; stellt man sich dazu vor, wie Frauencensur dafür sorgt, daß „diese Männer" nur passende und unschuldige Lektüre genießen, und wie in schönen Reunionen in der Stadtladyhalle eben diesen glattrasierten und in tadelloser Wäsche vor Rosenthee oder verdünntem Himbeersaft sitzenden Vätern, Gatten, Brüdern von ihren akademisch gebildeten Frauen und Fräulein Töchtern allerlei ästhetische und moralische Vorträge, wohl geeignet, ihre rauhe Denkart zu mildern, gehalten werden, so sind das Ideale, immerhin dazu angethan, manche einseitige Philanthropin und manchen edelgesinnten, aber etwas schwachsinnigen Jüngling zu berücken.

Wir wollen und können hier nicht untersuchen, inwiefern diejenigen recht oder unrecht haben, die, zum Teil nach längerem Vertrautsein mit ähnlichen Verhältnissen, sagen, daß dieser

ganzen, auf polizeilichen Verordnungen aufgebauten Moral und äußerlichen Sittlichkeit so gut wie kein reeller Wert zukomme. Sie behaupten vielmehr, daß bei allem Rufen: we live in a free country, die Tyrannei der Menge unerträglich sei; daß dagegen Gesetze mit einer Schlauheit oder Frechheit umgangen werden, die nicht Tadel, sondern geradezu Bewunderung erntet; daß in den Temperenzstaaten Amerikas der Verbrauch nicht nur des Alkohols, sondern auch des Opiums — letzterer ist von 1879 auf 1880 um siebzehntausend Pfund gestiegen —, des Morphiums, des Cocains und selbst des Haschisch, und die Trunksucht, auch bei den Frauen, stetig zunimmt; daß nirgends in der Welt, obgleich die Gesetze dagegen sehr streng lauten, so viel und so hoch gespielt wird als in New York z. B.; daß anstatt der, übrigens dennoch und mit Mitwirkung der bestochenen Polizei existierenden öffentlichen Unzucht eine Kälte und Gleichgültigkeit in der Ehe, und von seiten der Frauen ein leichtfertiges und schamloses Sichscheidenlassen, um einen andern zu heiraten, einreiße, wovon sie verblüffende Beispiele erzählen. Sie sagen, daß bei zunehmender Sentimentalität gegen die Tiere kalte Herzlosigkeit gegen die Menschen und gesellschaftlicher Hochmut und Geldprotzentum sich einstellt; daß anstatt der äußeren Roheit eine innere, anstatt der Derbheit ein neidisches, kleinliches Intrigue-, Koterie-, Clique- und Sektenwesen aufkommt, daß anstatt der Flüche sich leeres, totes Formenwesen in der Religion breitmacht, und daß, wie ein in New York seit Jahren ansässiger Deutscher in einer deutschen Zeitung schrieb: Die Losung des gesamten amerikanischen Wirtschaftslebens heißt: „Ausbeutung!“ und die der Politik und Verwaltung: „Bestechung!“ — kurz, daß unter dieser glatten und gefirnißten Oberfläche die alte Schlechtigkeit kräftig und nur mit fast

unglaublicher und doch niemand täuschender Heuchelei übertüncht fortwuchert.

Das Bild mag grau in grau gemalt sein, und gewiß sind auch diese traurigen Auswüchse nicht alle und nicht ausschließlich auf Rechnung des Feminismus zu setzen; soviel aber steht fest: wenn die Frauenemanzipation, wie sie in Amerika sich breit macht, solche Zustände vielleicht auch nicht geschaffen hat, so verhindert sie sie jedenfalls nicht; und das ist Antwort genug auf die Behauptung des Feministen, daß sie uns bessere Zeiten und herrliche Volkszustände bringen werde. — So schreibt ein aufgeklärter Korrespondent aus Neuseeland, wo, wie oben bemerkt, Frauen das Wahlrecht erlangt haben: „Das System funktioniert ganz gut. Die Befürchtung, daß die weiblichen Wähler sich von der Geistlichkeit leiten lassen würden, hat sich nicht erfüllt. Im Gegenteil treten sie mit Nachdruck für die freie, weltliche (d. h. religionslose) Schule ein." Ebenso in Australien, wo in manchen Staaten auch Frauen wahlfähig sind. Grundsatz ist dort: „keine Bibel und kein Religionsunterricht mehr in der Schule!" — Aber die Folgen dieser Erziehung werden durch die Thatsache furchtbar illustriert, daß die Statistik aus Melbourne und Victoria für die letzten zehn Jahre und bei einer Zunahme der Bevölkerung von 32 Prozent eine solche der Verbrechen um 64,6 Prozent und bei jungen Leuten unter zwanzig Jahren sogar um 88,6 Prozent zeigt!

Nicht roh sein und nicht grausam, nicht derb noch ungezogen, nicht trinken und nicht rauchen, nicht schreien und nicht fluchen, und nie ungewaschen noch ungekämmt erscheinen; alle diese negativen Tugenden, die jede Wachspuppe in hohem Grade besitzt, alle diese sterilen Verbote wiegen nicht ein positives, fruchtbares Gebot auf. — Das Gebot aber, sagt die

Kabbala, ist männlich; das Verbot weiblich. — So schreibt in der Revue des deux mondes 1896 Leroy Beaulieu, ein Kenner der australischen Verhältnisse, über den Einfluß der dortigen wahlfähigen Frauen: „Es zeigen sich dabei die Gefahren der grandmotherly legislation, wie man sie treffend nennt, wobei Frauen nach denselben Grundsätzen regieren wollen, nach denen man kleine Kinder aufzieht, und eine Politik des Hüten-, Behüten- und Verhütenwollens gern einführten, die jede Energie, Thatkraft und den Unternehmungsgeist lähmte."

Glaubt man denn, daß Luther und Bismarck unter Frauenregiment die Reformation oder das deutsche Reich hätten durchführen können?

Die Bibel und Christus bieten uns eine ungleich großartigere Weltanschauung; nicht möglichste Verdeckung und ängstliche Vertuschung des Bösen wollen sie, vielmehr eine immer klarere Offenbarung der Prinzipien, in denen jeder Mensch lebt und webt. Christus spricht: „Ach, daß du kalt oder warm wärest!" und die Bibel hat auf ihrem letzten Blatt das Wort: „Wer böse ist, der sei immerhin böse (oder noch böser), und wer unrein ist, der sei immerhin unrein (oder noch unreiner); aber wer fromm ist, der sei immerhin fromm, und wer heilig ist, der sei immerhin heilig!" — Das Weib aber, ihrer ganzen Natur nach, scheut vor dieser klaren, rücksichtslosen Offenbarung der Prinzipien in der Praxis zurück, so streng sie auch in Worten sein mag. Daß die Welt nicht mit Gefühl und Wohlwollen, sondern durch Strenge und Gerechtigkeit, nicht durch schöne Einfälle und Stimmungen, sondern nach unerbittlichen Prinzipien regiert wird, nach Gesetzen, vor denen alle individuellen Rücksichten aufhören, selbst wenn unter deren Handhabung auch Unschuldige mitzuleiden haben, sind Gesichts-

punkte, die man keiner Frau zu verfechten und noch weniger durchzuführen zumuten kann. — Und eben deshalb würde obiges Frauenstätchen zwar anfangs ganz hübsch funktionieren, bald aber an Lebensunfähigkeit kränkeln und ohne große leitende Prinzipien, ohne fruchtbare und kühne Ideen, ohne bahnbrechende Initiative, ohne Fühlung mit dem pulsierenden Leben der Völker und der Welt, von kleinlichen Streitigkeiten und Eifersüchteleien unterwühlt, Zustände herbeiführen, denen selbst ein Weltkrieg mit allen seinen Schrecken noch vorzuziehen wäre.

Wie aber die Bibel über einen solchen Staat denkt, zeigt die Klage des Propheten: „Mein Volk, Knaben bedrücken es und Weiber herrschen über dasselbe!“ (Jes. 3, 12.)

Was wird uns der Feminismus bringen? — Nach dem bisher Gesagten kann wohl jeder es sich mehr oder weniger vorstellen. — Wir verkennen nicht, daß die Perspektive einer friedlichen, einträchtig und eifrig an denselben Aufgaben arbeitenden Menschheit von lauter gleichartigen und gleichgestellten Männern und Frauen etwas Verlockendes hat. Aber dieser Eindruck hält bei näherer Prüfung nicht stand, weil er, wie wir gesehen, nicht auf wahren Voraussetzungen beruht. Wenn ein Gärtner durch künstliche Zucht die unscheinbaren Staubfäden zu Blumenblättern entwickelt, so bildet sich eine gefüllte Blume, die manchem durch das Ebenmaß und die Gleichförmigkeit ihres Baues imponiert; aber . . . . sie hat allen Duft verloren und, was noch schlimmer, sie ist unfruchtbar geworden.

Solche von der Bibel, von der Weltgeschichte und von der Natur verurteilten Prinzipien können unmöglich, wie ihre Anhänger behaupten, uns eine Ära des Fortschritts, des Glückes und der Wissenschaft bringen. Ein fauler Baum kann nicht gute Früchte tragen. Es muß jedem ruhig und ernst denkenden Christen klar werden, daß, wie oben gesagt, die Verachtung des Mannes und der Ehe, die Geringschätzung und Ignorierung des Kindes, der Widerwille gegen Maternität und Hauspflichten und ebenso gegen Bibel und Christentum, was alles jetzt schon die weibliche Emanzipation kennzeichnet, nimmermehr zu einem ersprießlichen und gedeihlichen Leben der Menschheit führen kann.

So in der Wissenschaft. So sehr wir auch oben betont haben, daß ein Sichinteressieren der Frau für alle interessanten Fragen für sie und für uns ersprießlich ist, so würde ihr aktives Mitthun doch hier Verwässerung und Seichtigkeit bedeuten und eine ebenso große Schwächung der Wissenschaft, wie die der deutschen Wehrkraft, wenn die Hälfte der Mannschaft, der Offiziere und des Generalstabs aus Frauen bestände. So hat die Universität Oxford Frauen den Zutritt zu akademischen Graden und das damit verbundene Stimmrecht unter der richtigen Voraussetzung verweigert, daß sie alsbald für die Abschaffung des Griechischen und allgemeine Erleichterung und folglich Verschlechterung der Studien stimmen würden. — Den Vorschlag, eine Frauenuniversität mit denselben Würden, Rechten und Graden zu gründen, haben diese Frauen abgelehnt. Sie scheinen auf wissenschaftlichem Boden sich noch nicht ganz fest zu fühlen. — Kein Mann der Wissenschaft wird wünschen, daß das weibliche Element auf unsern Universitäten überhand nehme oder gar, wie bald in Amerika, wo schon manche Jünglinge ihre gesamte Bildung Lehrerinnen verdanken, im Kolleg und auf dem Katheder die Oberhand gewinne. Diese Konkurrenz

würde einerseits die Jünglinge immer mehr in die realistischen Fächer und mehr materiellen Berufe drängen, andrerseits das Niveau und den Geist der Studien unabweisbar mit der Zeit so herabdrücken, daß Gelehrte wie Liebig, Dubois-Reymond, Helmholtz u. a. undenkbar würden. Um den Ruhm der deutschen Wissenschaft wäre es geschehen.

Ebensowenig kann der Einsichtige bezweifeln, daß die politische Gleichstellung der Frau und ihre thätige Teilnahme am Staatsleben, auch abgesehen von ihrer oben besprochenen Unfähigkeit, Gesetze zu machen und durchzuführen, uns eine unersprießliche Zuspitzung der jetzt schon unangenehmen Gegensätze ins Persönliche, eine immer leidenschaftlichere Diskussion, eine Vermehrung der schon zu großen Redelust, eine Verstärkung der schon vorhandenen Unsicherheit und Prinzipienlosigkeit bringen würde. Daß die Frau dabei stets parteilich bliebe, wird sie wohl selber zugeben, und wir nehmen es ihr nicht besonders übel. Die Frau, deren Brüder im Kolonialdienst stehen, wird stets für Vermehrung der Kolonialsubsidien stimmen; die, deren Bräutigam Leutnant ist, ohne weiteres für rasches Avancement, und die Mutter, deren Sohn in der Marine dient, unbedingt gegen jeden Seekrieg, und dabei werden sie hitzig bestreiten, daß sie sich durch irgend welche persönliche Motive haben beeinflussen lassen.

Was die Früchte des durchgeführten Feminismus in der Religion wären, läßt sich schon hinreichend an feministischen Denominationen in England und Amerika, in der französischen Schweiz und sonstwo sehen. Einerseits großer, unruhiger, aggressiver und unverständiger Eifer, andrerseits Wortschwall, Ignoranz, Mangel an Konsequenz und Tiefe in der Lehre, Überhandnahme des bloßen Gefühlslebens und des Impressionismus, Überschätzung des eignen Werkes und des Äußerlichen

an der Religion, Zunahme einer sensationellen und oft kindischen „erbaulichen" Litteratur. — Paulus und der Heilige Geist wußten, was sie thaten, als sie dem Weib befahlen, in der Gemeinde zu schweigen und in der Unterwerfung und Stille zu lernen; das ist für die Kirche und für die Frau besser.

Auf dem Markte des Lebens endlich kann die Zulassung und Zuziehung der Frau zu allen Formen des Kampfes ums Dasein nur eine verschärfte Konkurrenz, eine vergrößerte Arbeitslosigkeit, eine gesteigerte Überproduktion leiblicher und seelischer Fabrikartikel und eine Vermehrung von halbgebildeten, unzufriedenen und verkommenen Existenzen zur Folge haben. Der heutige, an Allseitigkeit leidende und in Widersprüchen sich bewegende Mensch klagt über Überbevölkerung und drängt sich immer mehr in den Weltstädten zusammen; er jammert über Überproduktion und kann nicht genug Fabriken bauen und die Fortschritte der Industrie preisen; über Zuchtlosigkeit der Kinder, und schafft mit humaner Entrüstung eine kräftige Strafe nach der andern ab; über Überarbeitung der Jugend, und fordert täglich die Einführung neuer Fächer; über Zunahme der Nervosität, und erschöpft sich in nervenreizender Litteratur, in aufregenden Genüssen und Anpreisungen. So befürworten eben diejenigen, die nicht schwarz genug die zunehmende Arbeitslosigkeit und die furchtbare Konkurrenz schildern können, eine allgemeine Ausbildung der Frau zu allen Berufsarten. — Dagegen sagte neulich die edle deutsche Kaiserin (s. den Reichsbotenbericht über den Frauenkongreß in Berlin): „Ich bin gegen Frauenthätigkeit in Männerberufen. Läge es an mir, ich würde eine Frau weder in der Fabrik, noch auf einem Bureau dulden. Es ist gewiß schön, der Frau materielle Unabhängigkeit zu verschaffen, schöner aber fände ich es, sorgten wir in erster Linie

dafür, dem Mann mit jüngeren Jahren, als es heutzutage der Fall ist, Unabhängigkeit zu sichern, damit er früher eine Ehe eingehen kann!"

Anstatt dem Mann eine Stelle zu nehmen und sie der Frau zu geben, wobei der Mann brotlos wird und man für weniger Geld geringere Arbeit bekommt, bezahle man den Mann doppelt, dann wird er heiraten, und Mann und Frau haben ihren richtigen Beruf.

Sieht man sich die Natur und ihre Gesetze an, so erkennt man, wie falsch der Schluß ist, daß wenn die Frau als die eine Hälfte der Menschheit überall aktiv mitthut, wir alsbald auch auf geistigem Gebiet doppelt so viele Früchte einernten dürfen. Es verhält sich damit wie mit dem thörichten Versuch, durch Sonntagsarbeit ein Siebtel mehr zu verdienen, oder die gesamte Menschheit wissenschaftlich auszubilden, also den ganzen Körper zur Hirnmasse umzugestalten. Will die Frau auch auf den Gebieten der Männer überall aktiv mitwirken und geistig produzieren, so sind wir bald überschafft, überreizt, entnervt, erschöpft; und wie erst unsre Kinder! Denn die geistige Überproduktion rächt sich noch weit schwerer als die materielle. — Wollen wir ein starkes Geschlecht erzeugen, kräftige Männer und gesunde Frauen, so ist es erste Bedingung, daß wir unsre Frauen von viel konventioneller und gesellschaftlicher Überlastung befreien, ihnen wie den Blumen ein sonniges, luftfreies und möglichst sorgenloses Leben verschaffen; ihnen möglichst viel am aufreibenden Kampf ums Dasein abnehmen; also das gerade Gegenteil dessen thun, was die Emanzipation anstrebt. Man sehe sich im Süden, etwa in Arles und in der Provence, die herrlichen Frauen an, mit Blicken, die oft förmlich leuchten vor Lebenskraft und Lebensmut; dabei klar, verständig, wahre Stützen ihrer Männer. — Das gibt rechte Mütter! — Frei-

lich klagen darüber Feministinnen, in Portugal, Spanien, Italien, Griechenland gebe es noch keine Frauenbewegung! — Ach ja! Wie traurig, daß diese Frauen immer noch nicht mit ihrem Los unzufrieden werden wollen, sondern mit Mann und Kind und Nachbarin lachen und scherzen, und an ihrer sonnigen Armut leichter tragen, als so viele Frauen des Nordens an ihrer Bildung und an ihrem Salon!

Von der emanzipierten und gelehrten (?) Amerikanerin dagegen sagen manche amerikanischen Ärzte und Geistlichen wie Dr. S. Weir Mitchell (Deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen, Okt. 1895): „Heutzutage ist die amerikanische Frau, offen gesagt, untauglich für ihre Pflichten als Frau und Mutter; sie ist dem nicht gewachsen, was die Natur in dieser Hinsicht von ihr fordert, und ist vielleicht unter allen civilisierten Frauen die am wenigsten geeignete, noch schwerere, schon den Mann nervös so belastende Aufgaben, nach denen sie so sehr strebt, zu übernehmen." — Ebenso schließt Prof. Dr. L. in der „Deutschen Reichspost" (No. 244, 1896) einen längeren Aufsatz über die Nervosität und die Unfruchtbarkeit der amerikanischen Frauen mit den Worten: „Körperliche Entartung — das ist der Segen der modernen Frauenbewegung!"

Es wäre nun nicht schwer, von der Realisation der feministischen Ideen eine plastische Darstellung hier zu bringen, wie der Mann der Zukunft abends seine Kindlein ins Bett bringt und dann bei der Wiege wehmütig Strümpfe stopft, in banger Erwartung der Frau, die noch in einer stürmischen Sitzung weilt u. s. w. Denn manche Emanzipierte stellen sich

die Sache so vor, wie jene Waschfrau, die am Anfang der französischen Revolution höhnisch einer Marquise zurief: „So, Madame, jetzt werden wir bald alle gleich sein; Sie werden den ganzen Tag waschen, und ich werde Karosse fahren!" Sie wären bereit, den gentleman und den Professor, den Redner und den Philosophen, den Doktor und den Künstler zu spielen, nicht aber, im Bergwerk und in Steinbrüchen, als Matrosen und beim Abladen von Schiffen, am Hochofen und als Heizer auf Dampfschiffen und bei der Kloakenreinigung sich zu beteiligen, sondern berufen sich dann beleidigt auf die Schonung und die Rücksichten, die wir dem schwächeren Geschlecht schulden; sie wollen das ihnen Angenehme an sich reißen und sich von allen Verpflichtungen und Leistungen, die ihnen nicht gefallen, befreien; beanspruchen alle Rechte der Männer, wollen aber dabei diejenigen behalten, die ihnen ihre Stellung als „ladies" einbringt, und nennen das mit weiblicher Logik ihre „Frauenrechte".

Als Anhängsel und natürliche Folge wird der Feminismus uns noch den Infantismus bringen, der in Amerika schon auftaucht, wo Vereine von Knaben und Mädchen eine politische und religiöse Rolle spielen wollen (siehe darüber die Klagen der lutherischen Synode in Missouri, 1895). Für diese junge Generation sind Vater und Mutter über vierzig Jahre überzählige Menschen, die man noch duldet, aber deren Ansichten wertlos sind; überwundene Standpunkte! Der Jugend gehören Gegenwart und Zukunft! — Dann wird die emanzipierte Frau vom noch emanzipierteren Kinde beherrscht; denn wenn die Mutter dem Vater nicht mehr gehorcht, wird das Kind der Mutter nicht mehr folgen. Auch in dieser Bevorzugung der Jugend zeigt sich Amerika als unreif und unfertig. Das reifste Volk der Welt, das jüdische, mit viertausendjähriger Geschichte, mit

der strengsten und fertigsten Religion, mit dem stärksten und unerbittlichsten Gesetz bildet dazu einen absoluten Gegensatz; bei diesem lag die Autorität in Kirche und Staat, das Richteramt und das Ansehen bei den Ältesten, und daß dies gut war, zeigt unter andern die Geschichte Rehabeams. Das Wort Gottes, das so energisch die Achtung vor dem Alter von der Jugend fordert, spricht: „Bei Greisen ist Weisheit, und Einsicht bei hohem Alter" (Hiob 12, 12). Es faßt stets dieses Herrschen der Jugend wie dasjenige der Frau als ein schweres Unglück für ein Land auf. „Ich will ihnen," droht Jehovah, „Jünglinge zu Fürsten geben und Knaben sollen über sie herrschen, und der Knabe wird Gewalt üben über den Greis" (Jes. 3, 4 u. 5).

Aber Feminismus und Infantismus wie Darwinismus und Socialismus und einige andre Kinder des Modernismus werden vorübergehen und verschwinden wie alle unsre Systeme und Theorien, flüchtige Wellen auf dem immer von den „Winden der Lehre" bewegten Meere der Menschheit. Das sind Moden, die schon dagewesen sind, denn es gibt nichts Neues unter der Sonne. — Wir arme unwissende, eitle Sünder glauben immer fest an unsre eigne Weisheit und sind stets überzeugt, daß unter den vergangenen Jahrhunderten keines dem unsrigen gleich kam, und daß wir die einzig wahre und ersprießliche Lebensweisheit ausgefunden haben. Und weil wir veränderlich, schwankend, unbeständig sind, bilden wir uns ein, daß Zeiten und Gesetze sich ändern, und daß wir für eine neue Epoche einen neuen Zustand der Dinge erfinden müssen und können. Eitle Einbildungen!

Der Mensch vermag nichts gegen göttliche Naturgesetze. — „Gehe hin in dieser deiner Kraft," spricht Gott, wie zu Gideon, zu jeglichem Geschöpf, und vergeblich versucht es, seiner

geistigen Größe eine Elle zuzusetzen. Trotz und bei allen wohlgemeinten und thörichten Versuchen, aus dem Weib einen Mann zu machen, bleibt es, was es ist, nämlich, wie selbst an dem emanzipiertesten in oft komischer Weise zu bemerken, ein zärteres und „schwächeres Gefäß" mit besonderen Anlagen und besonderen Aufgaben, die alle Emanzipatoren und modernen Frauen ihr ebensowenig je abnehmen werden wie das Kindergebären.

Gott heilt auf zweierlei Weise die Menschen von ihren falschen Ideen. Entweder schweigt Er dazu, läßt ihnen Muße und gibt ihnen Gelegenheit sie zu verwirklichen, bis sie, von den Früchten ihrer Werke übersättigt, selbst bekennen müssen, daß sie ihnen im Mund wie Sand und Kies sind. So machte Er es bei der französischen Revolution. Als sie an ihrer Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit genug hatten, jubelten sie dem Despoten Napoleon als ihrem Retter zu. — Oder aber führt Er durch ein mächtiges Eingreifen die Verirrten zur Vernunft zurück. — So wird es auch mit dem Feminismus sein. — Entweder wird Gott Männer und Frauen dieses Prinzip bis zum Äußersten durchführen lassen, damit sie seine Unzweckmäßigkeit erkennen und die Frau die erste werde, die seiner überdrüssig und ihre Wahl- und andern Rechte fahren läßt; oder Er wird den Geistern, die dem Fürsten der Luft und dieser Welt unterthan sind, gebieten, über die Erde einen Wind des Aufruhrs und des Krieges wehen zu lassen (1. Kön. 22, 19—23). — Dann werden die Völker gegeneinander in Waffen aufstehen, die sociale Revolution wird ausbrechen, und in diesen schrecklichen Umwälzungen wird der Mann selbständiger und stärker, und die moderne Frau wieder demütig, sanft, gut und aufopfernd werden, wird Charpie zupfen und Bandagen nähen, wird die Verwundeten und die Kranken

pflegen, wird zu Gott bitten für ihren Mann, ihren Bruder, ihren Sohn im Felde, und wird Ihm danken, daß sie nicht die Nächte auf blutigem Schlachtfelde zubringen, noch von Granatsplittern sich zerreißen lassen, noch andre Frauen niederschießen muß. — So verging einst wie Nebel der Feminismus von Byzanz, als die schrecklichen Barbaren erschienen und das römische Reich zerschlugen. — Gott weiß den Menschen wieder an seinen Platz zu stellen.

Und Er bleibt derselbe, gestern, heute und ewig; in Ihm ist keine Veränderung; Er ist ein Fels, und sein Wort kennt keinen menschlichen noch religiösen Fortschritt außer Ihm, paßt sich nicht den Zeiten und den Umständen an, kümmert sich nicht um Meinungen der Menschen und Sitten der Völker; sondern bleibt einziges und alleiniges Gesetz, göttlich, ewig!

V.

Der Geist.

Ist der Geschlechtsunterschied auch ein seelischer und als solcher ein ewiger, wie er schon in der Zahl angedeutet und vielleicht in den Seraphim, die in Liebe erglühen, und in den mächtigen Cherubim, die erkennen und können, ewig währt, so gibt es im Menschen ein Höheres und Geschlechtsloses, den Geist.

Daß der Mensch, in Gottes Bild geschaffen, auch wie Er aus drei Einheiten besteht, die bei ihm Leib, Seele und Geist heißen, sagt Gottes Wort. So der Prediger: im Tod „kehrt der Geist zu Gott, der ihn gegeben hat" (Pred. 12, 7), während die Seele in den Scheol fährt. — „Auf daß Leib, Seele und Geist müssen unsträflich behalten werden auf die Zukunft Jesu Christi." (1. Thess. 5, 23.) — „Denn das Wort Gottes durchdringt und scheidet Seele und Geist" (Ebr. 4, 12), nämlich die sündige und die sündenlose Ichheit im Menschen. So spricht Christus: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist" (Luc. 23, 46) und nicht meine Seele; denn diese mußte durch den Tod hindurch und ihn kosten, der Geist aber nicht. Und ebenso sagt Stephanus: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!" (Apost. G. 7, 58.) — Tiere, das

lehrt wiederholt die Bibel, haben auch eine „lebendige Seele", aber nicht einen individuellen Geist, obgleich auch sie nur durch den allgemeinen Lebenshauch und Geist Gottes leben (Ps. 104, 29. 30). So lang eine heutige, und selbst eine christlich sein wollende Psychologie nicht im Menschen Leib, Seele und Geist glaubt, bleibt sie geistlos und ohnmächtig. Stets fehlt ihr das entscheidende Prinzip, die Autorität im Menschen und immer fragt sie: sind die Vorstellungen meiner Seele auch wahr?

Die Seele, die in die Welt tritt, ist eine göttliche, unzerstörbare Ichheit, voll von Kräften; das Objekt zu diesen und den Denkstoff liefern ihr ihr Körper und die Welt; die Wahrheit und den Wert ihrer Vorstellungen aber kann nur der ihr beigegebene Geist feststellen, der in das Zentrum aller Dinge, d. h. in den göttlichen Geist vermöge seiner Gemeinschaft mit ihm schaut und ihr sein Wissen vom absolut Guten, Schönen und Wahren mitteilt. „Gott," heißt es von den Menschen, „hat in ihr Herz den Gedanken der Ewigkeit gelegt," welcher ist die Idee alles Absoluten und Unvergänglichen, die Welt des Geistes als des Bleibenden gegenüber dem Vergänglichen und Relativen, das uns umgibt und das Reich der Intelligenz bildet. Wahres Wissen kann nur der vom heiligen Geist erleuchtete Geist der gefallenen Seele geben, von der geschrieben steht: Der natürliche Mensch versteht nicht, was göttlich ist.

Weil der Mensch eine Dreiheit ist, so lebt er ein dreifaches Leben, das leibliche in dem Stoff, in der Thatsache, in der Erscheinung; das seelische in der Intelligenz, in der Zusammenstellung der Thatsachen, in der Erforschung der Gesetze der Erscheinungen; endlich das geistige Leben in den höheren Gesetzen des Geistes, in den Ideen des Guten und des Bösen, zugleich Prinzipien und Ursachen der niederen Gesetze und der Erscheinungen. Wie aber Leib und Seele niemals ganz einig,

so auch nicht Seele und Geist. Die Seele, als ein Eins, kann nicht mit sich selber uneins werden, aber „das Fleisch" (die fleischlich gesinnte Seele) spricht der Apostel, „gelüstet wider den Geist, und den Geist wider das Fleisch."

Worin besteht der Unterschied zwischen Seele und Geist? — Unter „Seele", das wird uns sowohl aus der Bibel als aus der Sprache klar, wird die Persönlichkeit des Menschen mit allen ihren Eigentümlichkeiten als Individuum verstanden; früher sprach man ja von so und so viel Seelen als Bewohnern der und der Stadt — heute zählen wir mehr die Leiber. Der „Geist" im Menschen ist das Göttliche, vom Irdischen unberührt, weshalb man nicht von seelenlosen, wohl aber von geistlosen und geistvollen Menschen spricht. Die Seele ist die weltliche, der Geist die göttliche Persönlichkeit im Menschen. Wie verschieden sie sind, sieht man am Ringen und Kämpfen, wenn die Seele, von ihren Leidenschaften hingerissen, sich im niedrigen Genuß versenken will, der Geist aber in ihr spricht: Thue es nicht, anderswo liegen die Quellen deiner Freuden und deiner Kraft!

Die Seele hat ein gar mannigfaltiges Wollen, Fühlen und Erkennen an sich, wovon die Tausende und aber Tausende von Eigenschaftswörtern zeugen, die die Sprache erfunden. Bald großartig und bald kleinlich, bald schön und hübsch und nett und zierlich, bald häßlich, abscheulich und greulich u. s. w. erscheinen ihr die Dinge und die Wesen. Der Geist fragt wenig nach solchen untergeordneten Merkmalen, sondern wie es von Gott bei der Schöpfung nur heißt: „es war gut", so faßt auch der Geist im Menschen alles von einem einzigen göttlichen Standpunkt aus und spricht: es ist gut! es ist nicht gut! fragt dabei nichts nach Schlüssen und Erkenntnis, und vor seinem Spruch ist keine Appellation.

Die Sprache ist des Geistes; aber die Seele bemächtigt sich ihrer in ihren fast unendlichen Formen. Sache des Geistes hienieden ist ein unaussprechliches Seufzen, Gott allein verständlich. Der Seele eigen sind die Stürme und die Leidenschaften, das Verzagen und das Wanken, das Wogen und Toben des Werdens; der Geist aber ist ein Seiendes, ein Fels im Meer der wechselnden Erscheinungen. Der Geist schaut in Gott und ist gelassen, weiß wohl, daß er einst in Ihm alles schauen darf und harret der Vollendung. Für die Seele ist der Mensch ein Individuum, eine Persönlichkeit, so und so gestaltet, trägt den und den Namen, sieht leiblich so und so aus, denkt, spricht, handelt so oder so; dem Geist aber ist sowohl die Menschheit im allgemeinen, als auch jeder einzelne ein ewiger Gedanke Gottes, der zwar in dieser Endlichkeit sich so und so und in dem und dem Maß offenbart, aber auch ohne diese Offenbarung eine fest begrenzte, ewige Ichheit und geistige Einheit ist. Als Persönlichkeit kann die Seele nach allen möglichen Richtungen sich ausbilden, vervollkommnen, sich vieles aneignen; in ihr liegt die Intelligenz und der Verstand und die Vernunft, womit der Mensch von Kindesbeinen an die ihn umgebende Welt erfaßt, die Thatsachen ergreift und begreift, sie aneinander reiht, in Bezug auf andre, auf sich und Gott prüft, daraus Schlüsse zieht, zur Erkenntnis gelangt und sich eine Welt- und Gottesanschauung bildet. Dabei kann sie auch irre gehen.

Die ewigen Ideen und Gesetze — denn Idee ist Gesetz —, die in Gott von jeher waren und in der Schöpfung sichtbar geworden sind, im Stein und in der Pflanze, im Tier und im Menschen, sind des Geistes ewiges Gebiet; die wechselnden Gedanken darüber, die Gefühls- und Sinneseindrücke von denselben, sie sind das Leben der Seele. — Ihrer ist das ewige

Fragen: Wie? wo? wann? warum? — Sie hat in sich zahlreiche Widersprüche; darum man mit Recht von Seelentäuschungen, von Illusionen spricht. Die Seele erkennt, der Geist schaut; tritt vor die in Not und Angst verwirrte Seele und beherrscht blitzartig den ganzen Menschen; darum sprechen wir richtig von „Geistesgegenwart". — Braust der Geist wie ein Wetter dahin, dann erwacht der Löwe Gottes im Menschen; er schaut sich nicht lange den Feind an, sondern ergreift das Erstbeste, auch eine Eselskinnlade, und erschlägt damit Tausende. Oder er weht die Seele unwiderstehlich an, nimmt auch sie im Sturm mit, daß sie nicht mehr fragt nach Vernunft und Verstand, sondern wider Vernunft die höchsten Thaten vollbringt. Und das nennt die Sprache treffend ein „Begeistertsein", eine „Begeisterung" der Seele; Beweis genug, daß der Geist im Menschen als ein Anderer und Höherer über der Seele steht, die er mit seinen Flügeln überschattet, und es wird in ihr ein Höheres empfangen und geboren.

Ist die Seele stets ein Femininum (anima, âme), eine schüchterne Psyche, eine neugierige, in diese Welt aus oberen Höhen gestoßene Jungfrau, die erst, wie die Griechen es sinnreich darstellten, durch den Eros, die Liebe, den Geist (Gott ist die Liebe, Gott ist Geist) zum wahren Leben aufgeweckt wird, die ängstlich, bald himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt, das um sie brausende Leben neugierig ansieht und von demselben mitgerissen wird, so ist der Geist ein Masculinum (esprit, spiritus), dem ehernen Greis zu vergleichen, unter dessen Gestalt der Mensch die Zeit und das Schicksal abbildet, der mit mächtigen Flügeln über die Welt dahinfliegt, sich nicht von Vergänglichem, nicht von äußerlicher Schönheit und Anmut bestechen läßt, sondern mit Sichel oder Sense unerbittlich dahinmäht, was nicht vor ihm bestehen kann.

Ein andrer Zug an der Seele ist ihre Furcht vor dem Tode; denn die Seele kann verloren gehen, der Geist nicht. Wohl war diese Seele einst von Gott unsterblich geschaffen; als aber durch die Sünde der Tod, diese uns unergründliche Macht und Gewalt, in die Welt kam, so schauderte es der Seele davor und sie fühlte sich nicht mehr unbezwinglich, und mit Recht; denn es steht geschrieben: „Siehe, alle Seelen, sie sind mein; die Seele, welche sündigt, sie soll sterben" (Hes. 18, 4); nicht also, als ob sie zu sein aufhörte, wohl aber wird es ein Zustand des ewigen Sterbens sein, ein Abnehmen und Verkümmern im Gegensatz zum ewigen Leben, das auch nicht ein bloß passives, sondern aktives, sich immer höher und höher Schwingen der Seele, Gott entgegen, ist. So spricht auch Christus: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und die Seele nicht mögen töten; fürchtet euch vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle (Matth. 10, 28). Und was einst der zweite Tod ist, vielleicht ein ewiges Dahinsinken der Seele durch alle Abgründe des Seins und des Werdens hinab, können wir auf Erden nicht ergründen.

Weil aber die Seele mit dem ewigen und zweiten Tod bedroht ist, so kann sie auch von demselben erlöst werden. Dazu ist Jesus Christus in die Welt gekommen und am Kreuz gestorben. Der Geist aber bedarf keiner Erlösung; der Geist sündigt nicht. „Wer aus Gott geboren ist, thut nicht Sünde, denn er ist aus Gott geboren." Von Gott der Seele auf ihre irdische Pilgerfahrt mitgegeben, taucht er nie seine Flügel in den Kot der Erde.

Der Geist weiß nicht, was sterben ist; beim Tode geht er zu Gott zurück, während die Seele an ihren Ort geht, der reiche Mann in die Qual, Lazarus in Abrahams Schoß, der Schächer ins Paradies. „Der Geist," spricht der Prediger von

allen Menschen, „kehrt wieder zu Gott, der ihn gegeben," kann niemals in die Hölle hinabfallen. Den Gottlosen verläßt nach der Schrift der Geist im Sterben, um zu Gott zurückzukehren; dann ist seine Seele geistlos, dem nun entfesselten Toben aller niedrigen und grimmigen Leidenschaften, wie ein steuerloses Schiff auf stürmischem Meer, preisgegeben.

Der Geist im Menschen ist ein Schauender. In dem Wort conscientia ist ausgesprochen, daß der Geist ein Mitwissender der Seele ist, nicht aber Gott, der nicht Mitwissender, sondern Allwissender ist. Und nicht nur sieht und schaut der Geistes alles, was die Seele denkt und spricht und thut; er behält es auch ewig in sich, mit Diamantgriffel auf ehernen Tafeln geschrieben. Gewöhnlich wird das Gedächtnis der Seele zugeschrieben. — Eine wunderbare Macht! Längst Vergangenes wird gegenwärtig, und jetzt, nachdem Fluten des Schmerzes und der Freude über die Seele gegangen, nachdem sie Unzähliges erlebt, gethan, gesprochen und gedacht hat, und vielleicht ein ganzes Menschenleben darüber hingegangen ist, steigt ihr aus dem Ocean der Vergangenheit dieses oder jenes, das scheinbar längst verschwunden, wieder herauf. — Wir glauben, daß diese Macht der Seele, Vergangenes wieder zu schauen, nur die Macht ist, mehr oder weniger in den Geist hineinzusehen und seines Mitwissens und Gewissens, als eines Gewissen und Absoluten, teilhaftig zu werden. Schon das Schwankende in der Treue und Schärfe der Bilder spricht dafür, daß es nicht ein eigner Besitz der Seele ist, sondern ein Schauen in einen fremden, bald hellen, bald getrübten Spiegel. Sieht man aber, wie oft am Lebensschluß, auch nach langem Irrsinn und in verschiedenen Krankheiten solches, was vollständig aus der Seele verschwunden war, worauf sie sich mit allem Suchen nicht mehr besinnen konnte, ihr plötzlich

wie ein Bild an der Wand bis in die kleinsten Einzelheiten klar und plastisch hervortritt, so muß man fragen: woher hat sie jetzt auf einmal das, was sie so lange Jahre hindurch nicht mehr besaß? — Noch klarer wird der Eindruck, daß das eigentliche, alles aufbewahrende, nie etwas vergessende Gedächtnis im Geist liegt, wenn man sieht und hört, wie bei Sterbenden, gerade da, wo die arme Seele, vor der ungewissen Zukunft bangend, verwirrt und ohnmächtig sich in den Tod sinken fühlt, oft klar und scharf das ganze Leben, eine wahre Photographie, sich abspiegelt, mit solchen Nebenumständen, auf die die Seele seiner Zeit gar nicht achtete. So konnten besonders solche, die am Ertrinken waren und noch gerettet wurden, sich nachher nicht genug darüber wundern, wie sie blitzschnell in einem Bild ihr ganzes Leben beschauten.

So zeigt oft bei Annäherung des Todes der Geist seine Überlegenheit über die Seele und spricht über ihr lebenslängliches Thun und Dichten und Trachten richtende und abschließende Worte. So bei einem gottlosen Gelehrten, der, nachdem er für tot gelassen wurde, noch einmal erwachend, auffuhr, und mit schrecklicher Stimme rief: „Justo judicio Dei damnatus sum!“ — Und als Heinrich VIII. von England, dieser gewaltige, hochmütige und trotzige Mann, den Tod nahen fühlte, da ließ er sich einen Becher Wein reichen, trank ihn aus und sprach: „So, ihr Herren, jetzt ist alles verloren, das Reich, das Leben, die Seele!“ — und starb. (Caspari.)

Und daß im Menschen etwas sein muß, das sein gesamtes Thun und Lassen auf ewig verzeichnet, auch ohne Auslassen einer Geberde, eines flüchtigen Einfalls, eines an der Wandtapete im Vorbeigehen betrachteten Schnörkels, eines jeden Traums in der Nacht, ist notwendig. Wie soll denn der Mensch einst mit Gerechtigkeit nach seinen Gedanken, Worten

und Werken gerichtet werden, wenn er nichts mehr davon weiß?

Nicht nur ein Schauender, auch ein Richtender ist der Geist. Vor ihm kann kein Böses bestehen, auch ein Beweis dafür, daß der Geist im Menschen nicht sündigt; wie könnte sonst seine Stimme alles Böse richten? Diese Stimme des Geistes, das Gewissen und Mitwissen, das einzige Gewisse in der Welt, hat man schon öfters die Stimme Gottes im Menschen genannt. Aber nirgends weiß die Bibel von einer Stimme Gottes *im* Menschen, sondern oft und viel spricht sie von einer Stimme Gottes *an* den Menschen. „So höre nun, Israel, die Worte der Stimme des Herrn!" (1. Sam. 15, 1.) Ein greller Widerspruch ist es, daß gerade diejenigen, die das Gewissen die Stimme Gottes im Menschen nennen, auch lehren, daß dieses Gewissen irre geleitet werden könne. Irre geführt werden kann nur die Seelenerkenntnis, nicht aber das Gewissen, wie die Bibel wohl von einem schwachen Gewissen, als wie von einer schwachen Stimme, die man kaum noch hört, redet, nicht aber von einem irrenden und lügenden Gewissen.

Jede Seele fühlt diese Stimme des Geistes in sich und über sich als ein Unerbittliches, das all ihr irdisches Thun und Denken be- und verurteilt, als ein tief im Centrum liegendes Göttliches, ebenso und vielleicht noch mehr über sie erhaben, wie sie über den Körper, nämlich den unvergänglichen Körper der Auferstehung, der in jedem Menschen steckt (Dan. 12, 2). — Die Meinung, daß es Menschen gab und gibt, die ohne irgend welche Gewissensbisse andre mordeten, beruht auf leichtgläubiger Annahme jeder rohen Prahlerei und ist ebenso unerwiesen, als daß es Gottesleugner gäbe, die niemals ein Gefühl noch eine Ahnung von einem höheren Wesen gehabt hätten. Auch ist sie durch die Gewissensangst eines Nero,

das furchtbare Ende der Septembristen in der französischen Revolution, die Geständnisse so mancher Wilden und Negerkönige, sowie die des grausamen Räubers Mandrin u. a. widerlegt. Übertäubt kann diese Stimme des Geistes werden, aber niemals ertötet.

„Aber," sagt man, „mancher Christ macht sich ein Gewissen aus dem, was ein andrer, ebenso gewissenhafter, ohne Gewissensbisse thut, z. B. Blut essen, Sabbath heiligen; somit widerspricht ein Gewissen dem andern." — Hier wird die Seelenerkenntnis mit dem Gewissen verwechselt. — Darüber, ob Blut essen oder Wein trinken Sünde sei oder nicht, spricht das Gewissen nicht, antwortet überhaupt nicht auf Fragen des Wissens, des Forschens und der Erkenntnis, sondern das und Ähnliches sind Sachen der individuellen und nicht unfehlbaren Erkenntnis der Seele. Glaubt aber ein Christ aus der Bibel zu erkennen, daß er kein Blut essen und nichts thun soll am Sonntag, eine Erkenntnis, die sehr wohl im Laufe der Zeit in die entgegengesetzte umschlagen kann, so spricht die Stimme des Geistes in ihm, der nicht mit vorübergehenden Formen, sondern mit ewigen Prinzipien sich befaßt: „Thue nicht, was du als Unrecht erkennst, sonst bist du schuldig"; und das gleichviel, ob das Ding an sich Sünde ist oder nicht. So spricht auch der Apostel in 1. Kor. 10 und Römer 14. — So verbrannte mancher Inquisitor, seinem Gewissen folgend, Ketzer; denn das sagte ihm das Gewissen nicht, ob dieser Ketzer im einzelnen die wahre Lehre habe oder nicht; sonst gäbe es keine Streitigkeiten mehr um die wahre Lehre; sondern das Gewissen hielt ihm die große, vom ersten bis zum letzten Wort der Bibel gültige Wahrheit vor: „Der Böse soll vertilgt werden"; und hat er bona fide nach diesem seinem Gewissen gehandelt, so wird er einst mit dem, den er verbrannte, Gott im

Himmel gemeinschaftlich loben. So schrieb ein solcher Richter nach dem Tode eines Ketzers ins Urteilsbuch: „Weil nun dieser mit großer Seelenstärke und Ergebung seine zeitliche Strafe getragen, so möge Gott ihm sein ewiges Licht ewig leuchten lassen!"

Daß das Gewissen übertäubt und insofern gewissermaßen geschwächt und abgestumpft, und ebenso ausgebildet werden kann dadurch, daß die Seele mehr und mehr darauf horcht, das ist wahr; gerade wie das Auge in Beziehung auf Farben und das Ohr für Klänge entweder abgestumpft oder ausgebildet wird; deshalb bleiben Farben und Töne, was und wie sie sind. So ist noch nie ein Mensch von seinem Gewissen darüber gelobt worden, daß er seinen Freund heimtückisch verraten oder die Unschuld verführt oder den Armen betrogen, oder um Geschenke willen das Recht gebrochen hat; noch nie hat das Gewissen einem Menschen darum geschlagen, weil er den Hungrigen gespeist oder den Nackten gekleidet hat, oder weil er seinem Feinde verzieh, ihm Gutes that und etwa ihm das Leben mit eigner Gefahr rettete; nie hat einer darüber Gewissensbisse gehabt, daß er den Fleischeslüsten und dem Hochmut, dem Zorn und dem Geiz widerstand, und Gott mehr gehorchte als den Menschen, kurz, Gutes und nicht Böses gethan hat! Sondern wer die Weltgeschichte und die Geschichte der von uns mit Unrecht verachteten wilden Völker studiert, erstaunt vielmehr ob der Großartigkeit und Sicherheit, mit welcher das Gewissen überall und zu allen Zeiten gesprochen hat. Nicht nur die Gesetzbücher, sondern auch die Sprichwörter aller Völker, auch der Kelten und Scythen, der Neger und Tunguſen zeugen davon; und selbst bei rohen und blutdürstigen Völkern blitzt oft hier eine höhere geistige Stimme überraschend und überwältigend hervor.

Diese Stimme des Geistes, das einzige Gewisse, das Gewissen, kennt kein Erbarmen, weiß nichts von der Gnade; es ist das Gesetz; und eben deshalb ist es die Grundlage der Gesetze aller Völker. Es ist die mächtige Schutzwehr der Welt, der eiserne Bestand des Seelenlebens der Menschheit. Was wäre ohne dasselbe die Welt und die Weltgeschichte? — Eine Arena, wo wilde Tiere sich sinnlos zerfleischten! — Was hülfe da Regierung und Polizei, gute Sitte und öffentliche Ordnung? Oder vielmehr, was sind sie denn anders als ein Ausfluß, ein Aussprechen des im Gewissen und durch das Gewissen geschauten göttlichen Gesetzes!

Wie es höchste Gesundheit und Genuß dem Menschen bringt, wenn Leib und Seele so innig ineinander gefügt sind, so harmonisch aufeinander wirken, daß der Mensch nur den Eindruck einer Einheit bekommt, so ist es das Höchste, wenn dazu der Geist kommt und das Ganze sanft, aber stets mächtig durchweht. Der Christ tritt durch diesen seinen Geist in Verbindung mit dem Heiligen Geist Gottes. Dann „gibt der Geist Gottes Zeugnis unserm Geist, daß wir Gottes Kinder sind“ (Röm. 8, 16), ein Zeugnis, das nur dem Geist im Menschen verständlich ist und durch Schlüsse und Beweise weder erlangt, noch weggestritten werden kann.

So ist der Mensch eine Dreiheit und Dreieinigkeit von Leib, Seele und Geist, von drei Einheiten, die oft, ja meistens in Kampf mit- und untereinander begriffen sind, und doch in wunderbarem Zusammenwirken das wunderbare Wesen bilden, das ein Bild Gottes ist. Dem Vater und Schöpfer entspricht der einst aus einem Erdenkloß geschaffene Körper; die Seele dem Sohn, der in die Welt kam, um sie zu retten; und der Geist dem Heiligen Geist, der Zeugnis gibt unserm Geist, daß wir Gottes Kinder sind. Wie aber Körper und Seele zusammen-

hängen, wie weit die Sphäre eines jeden und sein Eingreifen in das Gebiet des andern, warum so schmerzlich ihre Trennung im Tod und welche die Freude der Wiedervereinigung in der Auferstehung, das sind Geheimnisse, die weder Wissenschaft noch Offenbarung hienieden lösen. Noch unfaßlicher sind die Bande, womit der individualisierte Geist mit der Seele verknüpft ist, sein Einfluß auf dieselbe und ihre einstige ewige Verbindung. — Unleugbare Thatsache ist es, daß wir eins und doch drei sind. Und dennoch verlacht der Spötter die göttliche Dreieinigkeit, von der er selber ein treffendes Bild ist, und meint klug zu sein, wenn er ausruft, daß drei nicht eins und eins nicht drei sein können!

Auch hier wie in vielem andern wird einst eine höhere und himmlische Algebra hell und klar Probleme lösen, an die wir mit irdischer Arithmetik nicht hinkonnten und die wir deshalb für unlösbar erklärten. Solange wir über den Begriff der Persönlichkeit so im Unklaren sind, wie an der Pflanze, am Tier und auch an der Frage, was Seele und was Geist ist im Menschen, zu sehen, solange ziemt uns über solche Fragen bescheidene Zurückhaltung. Soviel ist gewiß: gefiele es dem einigen Gott als höchste, uns unfaßbar hohe Persönlichkeit, sich nicht nur in drei, sondern etwa nach der Zahl seiner Geister in sieben (Off. 4, 5) Personen zu äußern, sich nach sieben Seiten seiner Gottheit zu individualisieren, so müßte sich's der Mensch eben gefallen lassen, gleichviel ob es ihm einleuchtet oder nicht. Wann werden wir aufhören, Gott zu meistern und Ihm vorzuschreiben, wie Er sich zu verhalten habe, um Gnade vor unserm Verstand zu finden!

Geist ist Wehen, Wind, Sturm, Orkan. — Du hörst sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, woher er kommt und wohin er fährt. Frei schaltet und waltet er, säuselt bald leise wie ein Sommerhauch über das Veilchen im Grase, braust bald wie Orgelton und Meeresbrandung daher und entwurzelt die Eichen von Basan.

„Und Gott hauchte ihm eine lebendige Seele ein.“ — Das war die erste große grundlegende Inspiration, durch welche jede andre möglich.

Wie den einzelnen, so inspiriert dieser Hauch Gottes auch die Völker. Aber ebenso der Geist des Abgrunds. Wie weht der Geist in der Weltgeschichte; wie stürmen da die Geister auf das Meer der Völker und erregen es, daß seine Wellen bis zum Himmel ihren Gischt spritzen. — Geister des Glaubens rufen: Gott will es! Und Hunderttausende wogen von Westen nach Osten. Geister der Zucht und Ordnung bauen Staaten und Reiche auf; Geister des Kampfes, des Krieges und der Zerstörung reißen sie ein. — Je und je fährt der Odem Gottes von den vier Winden her in die verdorrten Gebeine eines Volkes und sie werden lebendig und stehen auf ihre Füße, und der Zeugen der Wahrheit ist ein überaus großes Heer. — Und wieder ergreift ein Geist des Taumels ein andres Volk, und es zerschlägt eilig seine Hausgötter und seinen tausendjährigen Hausrat, tanzt um schon welkende Freiheitsbäume und trinkt Blut dazu! Und legt sich auf Gottes Befehl der Sturm, so schauen sie einander erstaunt an und wissen nicht, woher kam der Geist und wo fuhr er hin!

Da zeigt sich, daß alles Thun des Menschen Inspiration ist, eine Einhauchung des Geistes oder der Geister. Geist ist Hauch, ruach (hebr.). „Er hauchte sie an und sprach: ‚Empfahet

den Heiligen Geist!'" Inspiration im weiten Sinne ist Einhauchung des göttlichen Geistes und, oft gleichzeitig, des teuflischen Weltgeistes, eine Anregung und Belebung, eine Befruchtung und ein Besamen des individuellen Geistes, der in sich wohl schöpferische Kraft hat, aber weder Motiv noch Stoff dazu, also eine Begeisterung von oben oder von unten her. Selbst Cicero erkennt: „Niemand war je ein großer Mann ohne einen göttlichen Anhauch." — „Der Mensch kann nichts nehmen, es sei ihm denn von oben gegeben." Nicht nur durchweht stets, den Winden vergleichbar, der Hauch Gottes seine Schöpfung, und ebenso der Satans, des Fürsten dieser Welt, wie auch die Bibel Versuchungen als Inspirationen des Teufels auffaßt; sondern unzählige Engel des Lichtes und des Abgrundes, ganze himmlische und höllische Vereine inspirieren täglich, nächtlich den Menschen, treiben ihn zum Guten und zum Bösen und von beiden ab, und lassen ihm keine Ruhe. Und wo der Geist und die Geister eine offene Pforte finden, da strömen sie ein und beseelen und begeistern den Menschen und erregen den Geist in ihm; und aus dem Wirken beider geht das hinreißende Wort und die gelungene That hervor, alles, was eine Bedeutung und einen Wert hat, was zum Herzen spricht, was andre wieder begeistert, was das wahre Thun, die wahre Geschichte der Menschheit ausmacht.

Bei dem elementaren Menschen bleibt diese Inspiration eine elementare und nur allgemeine, bewirkt Gefühle, Eindrücke, Stimmungen; aber bringt es nicht zum klaren Ausdruck, zum entsprechenden Wort. Und es ist gut, daß bei den meisten Menschen der Gedanke gewöhnlich nicht zum Wort, noch das Wort zur That wird; ist doch die Inspiration des Bösen eine viel allgemeinere als die des Guten. — Bei intellektuellen

Menschen wird die Inspiration eine intellektuelle, verständnisinnige Bewundernng, ein Sichhineinleben in das Begeisternde, ein begeistertes Wiederholen, Mitsingen, Nachbeten seines Wortes. Bei Geistesreichen endlich wird sie schöpferisch, erzeugt das Machtwort und die große That. Ohne Inspiration keine Kunst. Von solcher Wirkung des Geistes, die den Verstand, die Intelligenz, die Seele des Menschen erleuchtet, daß er heller sieht, schärfer faßt, richtiger urteilt, kurz, begabter wird, zeugt 2. Mos. 35, 31—34: „Der Herr erfüllte Bezaleel mit dem Geist Gottes, daß er weise, verständig, geschickt sei zu allerlei Werk, künstlich zu arbeiten an Gold, Silber, Erz und Edelstein." Auch beim Mann der Wissenschaft ist Inspiration Wurzel und Kraft seines Thuns und Erfindens. Es packt ihn die von oben kommende, aber bei ihm vor andern Eingang findende fruchtbare Idee, der zündende Gedanke; da durchglüht ihn die große Ahnung einer großen Wahrheit, eines ewigen Gesetzes; es geht in ihm eine Morgendämmerung auf. Da setzt er sich mit Begeisterung hin, kann nicht anders, muß forschen, vergleichen, absondern, ordnen, berechnen, bis die Ahnung zur Gewißheit wird und die Sonne ihm und andern aufgeht! So bei Newton, als er den Apfel fallen sah, und es ihm erst nach Jahren gelang, in diesem großen Moment von mächtiger seelischer und leiblicher Erregung ergriffen, den Beweis für die Wahrheit der geahnten Anziehungsgesetze zu finden. So glaubte zuerst Kepler an seine Gesetze, ehe er sie durch vierundsechzigmal von vorn wieder angefangene Rechnungen bewies.

Und jeder Mensch inspiriert den andern! Tritt einer zur Thür herein, so erfüllt alsbald sein „ruach", sein Geist und Hauch, sein geistiger Geruch das Zimmer und inspiriert uns auch gegen unsern Willen. Wir schweigen verlegen, werden höflich oder freudig, artig oder vertraut oder geniert, oder

steif und kalt, belebt oder gelähmt, an- oder abgestoßen; einer bringt Heiterkeit mit, der andre Dummheit oder Langeweile, ein dritter Ernst und Gehalt, der vierte Wortschwall und Leere. Ein jeder Mensch ist eine Pflanze mit eignem Geruch; sein Äußeres und seine Geberden, seine Stimme und seine Worte duften Geist, seinen Geist, aus. — Auch jede Blume, bei der du: wie schön! jede ekelhafte Made, bei der du: pfui! ausrufst, inspiriert dich! — Alles strahlt nicht nur Licht, sondern auch Kraft von sich aus, so Anziehung. Alles hat Geschmack und Geruch. Wie wunderbar, daß selbst Metalle einen eignen Geschmack haben, also in wahrnehmbaren, individuellen Beziehungen zu meiner Seele stehen! Die Welt ist eine große Ex- und Inspiration, eine Aus- und Einhauchung des Geistes!

Gesetz der Inspiration ist, daß sie die Individualität erhöht und bereichert; denn sie nimmt ihr nichts, wohl aber gibt sie ihr viel; und zwar das, wonach sich diese Ichheit sehnte, wonach sie hungerte und dürstete. Der Geist geht nur zu seinesgleichen ein, wo er gern gesehen, sehnsüchtig erwartet, zum Bleiben aufgefordert wird, wo er eine offene Pforte findet. „Alles Begehren ist anziehend." — „Nahet euch zu Gott, so nahet Er sich zu euch." — Doch auch jeder Gegensatz, der dich unwillkommen aufhält, der dir hindernd in den Weg tritt, nur deinen Unwillen, deinen Zorn erregt, bereichert dich, denn es ist eine unbewußte Inspiration gewisser in dir verborgener Prinzipien, bringt sie zum Vorschein, schon in der Art und Weise, wie du diesen Gegensätzen begegnest, belehrt dich darüber, was du bist. Kein Geist kann dich anregen, er finde denn in dir seinen Gesellen. Erzürnt dich noch der Hochmut andrer, so bist du noch hochmütig; besudelt dich noch der Schlamm, so bist du noch unrein. Einst aber wird die Seligen kein Zorn Gottes, noch Qual der Verdammten mehr inspirieren, weil in

ihnen nicht mehr Zorn noch Qual sein wird. — So ist jede Inspiration eine Vergrößerung und Verstärkung des Geistes im Menschen, eine Vermehrung seines Besitzes und seiner Kraft, eine Erleuchtung seiner Seele.

Daraus ergibt sich das weitere Gesetz der Inspiration, daß sie mit dem Wesen auch Form und Farbe, und mit dem Gedanken auch das Wort gibt. Und zwar je höher und vollkommener sie ist, desto genauer, sicherer, treffender und bis ins Kleinste hinein. — Das weiß und fühlt jeder Redner, Künstler, Dichter, vom Geist irgendwie An- und Durchwehte und Inspirierte.

Im höchsten Maße gilt das vom Wort. Denn die Sprache ist des Geistes, weshalb Tiere, die die Bibel doch „lebendige Seelen" nennt, nicht sprechen. „Der Geist spricht," sagt wiederholt die Bibel. Das Wort, wir sehen es an Christo, ist höchste, unmittelbarste That des Geistes. Alle Dinge sind durch das Wort gemacht. Und so ist es heute noch. Das Wort, nicht Dampf und nicht Elektrizität, ist der wahre Motor dieser Weltmaschine. Es gibt nichts so Mächtiges und Ohnmächtiges, so Gewaltiges und so Schwaches, so Kostbares und so Wertloses als so ein Menschenwort. Woher aber hat dies bißchen in Schwingungen versetzte Luft seine Macht? — Vom Geist! — Stetes Streben des Geistes ist, sich voll und ganz auszusprechen; weshalb die Größe eines Menschen an der Größe seines Wortes zu erkennen. Und auch hier hat der Geist nur in dem und kraft des von ihm selbst gesetzten Gesetzes Macht. Er ist es, der von Ewigkeit her — (am Anfang war das Wort) — die zehn Wortarten aussprach, und damit ein Sein des Hauptwortes und ein Thun in der Zeit des Zeitwortes u. s. w. auf ewig feststellte. Er sprach aus der Gottheit heraus die Gesetze, wonach der Satz in der Rede und das

Haus und das himmlische Jerusalem sich aufbauen. Und in diesen und durch diese seine Gesetze ist er groß; in dieser seiner Schöpfung schwelgt er wonnevoll und schöpft Kraft aus selbstgeschaffenen Banden. Während der Geistesschwache die Gesetze des Wortes verkennt, mißachtet und zur Schwächung der eignen Seele mißbraucht, ist es dem Geistesreichen stärkende Freude, diese Gesetze genau zu befolgen, und vermittelst ihrer am schönsten und am besten zu sagen, was er ist und was er will. — Aber wie alle Sprachen der Welt nur ein schlechter Ersatz für die verlorene Ursprache, so ist auch jeder irdische Ausdruck nur ein Surrogat für den wahren in der wahren Himmelssprache, in der es für ein jedes in der Welt, für jeden Gedanken und jedes Gefühl der Seele nur einen völlig adäquaten Ausdruck gibt, in der jeder andre ebenso fehlerhaft ist, wie eine falsche Zahl in einer Rechnung. Höchste Sprache ist höchste Wahrheit, ist unfehlbar. Das haben die Menschen von jeher gefühlt. Daher das Streben gut, schön, richtig, wahr, korrekt zu sprechen und zu schreiben. Je höher ein Volk seine Sprache schätzt, je besser es sie spricht, desto höher steht es geistig, so die Griechen. — Davon sagt L. v. Ranke (Weltgeschichte I, S. 213): „Die Sprache des Sophokles ist die gediegenste, reinste, schönste, in der der menschliche Geist jemals sich ausgedrückt." — Daher auch unsre Verehrung der Klassiker. Sie sind Menschen, die für das, was viele bewegt, das erlösende Wort finden; sie sind die Sprecher der Völker, schenken der Menschheit ihr Denken ausgesprochen zurück, in Worte gegossen, dauerhafter als Erz und Marmor; denn Geist und Wort sind unzertrennlich. Die heutzutag beliebte Wendung, man solle „nicht am Wort kleben", sondern bis zum Geist durchdringen, bekundet eine große Ignoranz dessen, was Geist und was Wort ist. Je höher der Mensch geistig steht, desto mehr verehrt er

das Wort überhaupt, dessen ungeheuern Wert die Bibel lehrt. Warum kleben wir denn am Wort unsrer Klassiker? Warum so ängstlich nach dem Urtext eines Sophokles, Cicero, Shakespeare oder Goethe forschen? Ist das Wort bloß eine gleichgültige Hülle, gleichsam nur ein entlehnter Überrock des Geistes, dann kann ich auch Goethes schöne Strophen: „Wer nie sein Brot mit Thränen aß" . . . so ausdrücken: wer nicht oft bei Nacht weint, ist nicht religiös angelegt! — Dann hört überhaupt die Kunst, die Schönheit, der Wert und die Macht des Wortes auf.

Anders redet die Bibel: Hundertfach wiederholt sie: „Das Wort des Herrn," nicht bloß sein Geist, kam zu . . . — „Verflucht sei, wer nicht alle Worte dieses Gesetzes erfüllt." — „Warum hast du des Herrn Wort verachtet?" — Und so weiter! — So spricht Christus: „Die Worte, die ich rede, sind Geist und Leben!" — „Meine Worte werden nicht vergehen!" — Und das Wort Gottes schließt mit der ernsten Mahnung: „Wenn jemand von den Worten des Buches dieser Weissagung wegnimmt, so wird Gott wegnehmen sein Teil von dem Baume des Lebens!"

Daß Geist und Wort eins sind und man sie nicht trennen kann, noch an einem das Geringste ändern, ohne daß auch das andre leide, diese Wahrheit liegt der Lehre der biblischen Inspiration zu Grunde. — „Aber das Wort Inspiration kommt in der Bibel nicht vor!" sagt heutzutage mancher. — Allerdings nicht. Gerade so wenig wie die Wörter „Religion" und „Christentum". Willst du deshalb behaupten, die Bibel wisse nichts von Religion noch Christentum? Oder sage uns nicht, was Religion oder Christentum sei?

Wenn es einen Heiligen Geist gibt, eine göttliche Persönlichkeit, die folglich weit höher steht als der allgemeine, nicht

individualisierte Geist und Hauch Gottes in der Welt, so muß Ihm in gewaltigster Potenz auch ein Sichaussprechen und ebenso von vornherein die Macht zu inspirieren im höchsten Grade zuerkannt werden. Ja, sein ganzes Wirken muß Inspiration sein; wie soll ein unsichtbarer Geist anders wirken? — Das ist auch biblische Lehre. — „Der Geist der Wahrheit wird euch in alle Wahrheit leiten." — „Wenn der Tröster, der Heilige Geist kommt, derselbe wird euch alles lehren." „Eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet." Und weil der Himmel, von wannen er kommt, so viel höher ist als die Erde, und das Ewige, von dem Er spricht, so viel größer als das Zeitliche, und Er nicht mehr bloß Geist, sondern der Geist ist, so übertrifft auch seine Inspiration weit jede andre, steht unvergleichlich höher als die des Homer durch den homerischen, die des Goethe durch den goetheschen Geist; erfaßt den Menschen mit noch ganz andrer Macht, durchglüht ihn mit Himmelsfeuer, durchleuchtet ihn mit Himmelslicht, daß auch die dunkle Zukunft und die vergessene Vergangenheit hell vor ihm liegen, daß er den geheimsten Zusammenhang und die tiefste Wurzel der Dinge schaut, und vom Geist hingerissen und überwältigt, und doch in höchster persönlicher Kraft, in wonnevoller Ekstase, mit wahrhaft göttlicher Begeisterung das Geschaute mit treffendem, allein richtigem, völlig entsprechendem und deshalb gewaltigem Geisteswort aussprechen muß, kann und will.

Wie völlig geistlos der Einwand, daß, wenn der Geist den inspirierten Gottesmännern auch das Wort eingab, sie dann nur seine willenlosen Werkzeuge gewesen wären, die Bibel also nur ein „Diktat" des Heiligen Geistes wäre! — Und wenn auch?! Dann wäre sie immer noch unendlich besser als die Einfälle unsres Geistes, und wenn von Gott auch nur mechanisch diktiert, unendlich weiser als unsre Weisheit. —

Aber ist denn eine Versammlung, die begeistert die Wacht am Rhein oder Luthers Lied anstimmt, oder ein Christ, der mit brünstiger Andacht das Vaterunser betet, ein willenloses Werkzeug des Dichters oder Christi, weil er ihre Worte genau wiederholt? Ist nicht jeder Geist froh, wenn ein andrer ihm den längst gesuchten, heiß gewünschten Ausdruck seines Sehnens gibt, und spricht man nicht vom offenbarenden und vom „erlösenden Wort"? — Ist das willenlose Knechtschaft?

Wie! Eine „Inspiration", also eine Einhauchung des Gottes, der einst dem Menschen die Seele einhauchte, eine innigste Gemeinschaft des menschlichen Geistes mit dem allmächtigen, allwissenden, allsehenden Heiligen Geist soll den Menschen unselbständig machen, soll seine göttliche Individualität schwächen, mit einem Wort, ihn verdummen?! — Wenn schon der Umgang mit einem großen Mann erhebend, begeisternd, also inspirierend auf uns einwirkt, wie erst ein commercium divinum mit dem Heiligen Geist, ein Wechselverkehr mit dem lebendigen Gott! Wahrlich, Männer wie ein Henoch, den „Gott zu sich nahm und ward nicht mehr gesehen", ein Moses, der zweimal vierzig Tage bei Jehova verweilen durfte und mit dem der Herr von Angesicht zu Angesicht wie Freund mit Freund sprach, ein Elias, den Gott mit feurigem Hofwagen zu sich abholen ließ, ein Jesajas und ein Ezechiel, welche die Scheschina des Gottes Israel schauen durften, wie Er, von Cherubim getragen auf den Fittigen des Sturms reitet, waren ipso facto Männer, deren Schuhriemen zu lösen wir nicht wert sind und die, von Gottes Geist getragen, berghoch über menschlicher Auffassung schwebten, weshalb vor ihrem von Gottesfeuer durchglühten Wort das unsrige sich wie ein kindisches Lallen ausnimmt. Nur wer nie an sich göttliche Begeisterung erfuhr, kann so blöde und borniert von Inspiration reden und schreiben,

wie moderne Kritiker. Man hört es förmlich ihren trockenen und langweiligen Erörterungen an, daß sie von der Sache selber nichts wissen, und von der alles Menschliche weit übertreffenden Macht und Kraft und Selbständigkeit einer Begeisterung durch den, mit und in dem Heiligen Geist weder Erfahrung, noch Verständnis haben.

Und diese Leute bemerken noch klug, „die Bibel sei nicht fertig vom Himmel gefallen!" — Als ob je ein Christ das behauptet, und sie nicht selber uns eingehend erzählte, wie sie allmählich entstanden; wie auf Gottes Befehl heilige Männer, vom Heiligen Geiste getrieben, sie zu den verschiedensten Zeiten und unter den verschiedensten Umständen in verschiedenem Stil geschrieben hätten; und doch ist sie, weil von demselben Geiste inspiriert, eine wunderbare lebendige Einheit! ein schöner, mit der Genesis anfangender und mit der ihr prächtig entsprechenden Offenbarung schließender Bau; ein höchster Organismus!

Nachdem das Kind aus den ersten Büchern der Bibel erfahren, wer sein Vater und wo seine Heimat, und die großen und doch so einfachen Züge der Urgeschichte gelernt, bekommt der Jüngling das starke Gesetz, der Mann macht Hiobs und Davids Seelenkämpfe und Salomos Weisheit mit, und der Greis schaut in den Propheten eine große und schöne Zukunft des Reiches Christi. — Im Neuen Testament fängt mit der Wiedergeburt ein neues Leben an; an der Krippe Jesu wird der Mensch wieder zum Kind, begleitet ihn als Jüngling durch die Welt und bekommt von ihm ein neues Gesetz; predigt als Mann Gottes Wort; wächst durch die Episteln in der Lehre und am inwendigen Menschen und schaut in der Offenbarung eine herrliche und ewige Zukunft, wo Gott alles in allem sein wird.

Das sind die wahren kulturhistorischen Stufen der Menschheit und des Menschen.

Jede Berührung des Heiligen Geistes heiligt den Menschen, macht ihn reiner, höher, mächtiger. So wirft Paulus unwillig den Korinthern vor, daß sie in schwierigen Rechtssachen sich an Ungläubige wenden und ruft aus: „Wisset ihr nicht, daß die Heiligen die Welt richten werden? So denn nun die Welt soll von euch gerichtet werden, seid ihr denn nicht gut genug, geringere Sachen zu richten? Wisset ihr nicht, daß wir Engel richten werden? Geschweige denn Dinge dieses Lebens!" (1. Kor. 6, 2 u. 3.) — Die Welt, die Engel richten! Das sind freilich andre Ideale von der Erkenntnis, der Weisheit und der Macht eines Kindes Gottes und selbst „der Geringsten in der Gemeinde" (V. 4), als die der meisten Christen heutzutage, die in falscher Demut und im Unglauben an die Verheißung Gottes, er wolle seinen Heiligen Geist der Erkenntnis jedem geben, der ihn darum bittet, sich als Laien für unfähig halten, über die einfachsten Fragen der Lehre und des Glaubens in der Schrift nachzuforschen; weshalb sie nie zu einem klaren und selbständigen Glauben kommen.

Eine und zwar wörtliche Inspiration stellt Christus für die Bibel mit dem Worte fest: Wahrlich, ich sage euch: bis daß Himmel und Erde vergehen, soll auch nicht vergehen ein Jota noch ein Strichlein von dem Gesetz (Matth. 5, 18). — Vom Evangelium aber spricht er: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht!" — Und wie wir uns diese Inspiration zu denken haben, sagt die Bibel ebenso klar: „Der Geist des Herrn," spricht David, der Gesalbte des Gottes Jakobs, der liebliche Sänger Israels, „hat durch mich geredet, und seine Rede ist durch meine Zunge geschehen!" (2. Sam. 23, 2). — „Siehe, ich lege

meine Worte in deinen Mund, spricht Gott zum Propheten" (Jer. 1, 9). Christus selbst sagt von sich: „Die Worte, die ich zu euch rede, rede ich nicht von mir selbst" Joh. 13, 10); und zu seinen Jüngern spricht er: „Sorget nicht, wie oder was ihr reden sollt. Denn ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der in euch (oder durch euch redet" (Matth. 10, 19. 20). Also gibt der Geist den heiligen Männern nicht nur was, sondern auch wie sie reden, ein, gibt ihnen das Wort; und das heißt Inspiration. — Oder willst du mir köstlichen Cyperwein ohne Gefäß bieten? — Aber noch inniger als Gefäß und Inhalt sind Wort und Geist verbunden, durchdringen einander wie Seele und Leib. Ohnmächtig ist der Geist ohne Wort, tot das Wort ohne Geist.

Eine nicht wörtliche Inspiration ist eine Inspiration, die, wie oft genug am Menschen zu sehen, das Wort nicht findet, ist nur der Schatten der wahren; ist, wie wir oben sagten, eine elementare, schwache und allgemeine, die wohl ein Gefühl und einen Drang im Menschen erzeugt, aber es nicht bis zum klaren Ausdruck bringt, ist die des Journalisten, der an der Feder kaut, und es will kein Leitartikel werden; des Malers, der vor seiner Leinwand sich abquält und weder Form noch Farbe findet, ist von jeher ziemlich wertlos.

Ist die Bibel nicht wörtlich inspiriert, so kann ich, wie oben Goethes Worte, so auch 1. Mos. 1, 1 anders ausdrücken und sagen: „Einst ließ ein höchstes Wesen eine Kraft- und eine Stoffwelt entstehen"; woraus alsbald wird: „Einst entstand aus einer prima causa Kraft und Stoff." Materialismus statt göttlicher Wahrheit.

Aber der Mensch versteht nur die Prinzipien, die er in sich trägt. Um an die Inspiration durch den Heiligen Geist

zu glauben, muß er schon vom Geist inspiriert werden und mit ihm persönlich bekannt sein. — „Alle Geister," sagt Schopenhauer, „sind dem unsichtbar, der keinen hat!"

In der Art und Weise, wie der Mensch die großen göttlichen Wahrheiten auffaßt, spiegelt sich seine Größe oder seine Kleinheit, und diese seine Auffassung wird zum Gericht über ihn. Daß eine moderne Weltanschauung mit dem Wunder nicht mehr fertig wird, zeigt ihre Schwäche, und das schwächt sie immer mehr. Daß wir nicht mehr an die Inspiration glauben, beweist, daß wir nicht mehr inspiriert sind, und weil wir nicht mehr daran glauben, werden wir es immer weniger. Weil wir die große Wahrheit der Inspiration durch den Heiligen Geist immer mehr leugnen, zieht sich auch der Heilige Geist immer mehr von uns zurück, und ebenso der den Verstand auch in Sachen dieser Welt erleuchtende göttliche Geist, und unser Leben und unser Thun werden immer materieller. — Wir haben schon durch die stete Beschäftigung mit dem Stoff und das eifrige Streben, diese Stoffmassen unsrer Genuß- und Geldsucht dienstbar zu machen, an Geist verloren. In einer elektrotechnischen Ausstellung erschrickt man darüber, daß das geistige Kraftquantum, das zur Erfindung und Vervollkommnung dieser oft so komplizierten Apparate nötig war, nun darin gebannt liegt; und die Aufwärter und früheren Arbeiter, soweit sie noch nötig, haben nichts mehr dabei zu denken, dürfen bloß ölen und zusehen. Jede Maschine, sagt man, macht viele Menschen brotlos — sie macht noch eher viele geist- und gedankenlos. Und so ist es nicht ohne Zusammenhang mit der Maschine, daß wir jetzt so oft nach Rezept und ohne Inspiration

im Schulaufsatz und in vieler erbaulicher (?) und Kinder-Litteratur arbeiten, und groß sind in der prompten Lieferung auf Bestellung, nach verlangtem Muster und im neuesten Geschmack von Leitartikeln, Fest- und Grabreden, Feuilletons und Revuen, Romanen und Theaterstücken, alles in sauberer, gefälliger und . . . billiger Arbeit! — Kein Wunder, daß wir nicht mehr an die Inspiration der Bibel glauben. — Aber nicht die Bibel, sondern wir haben den Schaden. Vom Geist Gottes nicht mehr inspiriert, vermögen wir nicht mehr die Urwahrheiten klar zu schauen, und Ja und Nein, Licht und Finsternis, Gutes und Böses zu scheiden. — Wir kennen bald in der Religion wie in der Politik kein Weiß und kein Schwarz mehr, sondern nur ein mildes Grau, von dem wir trefflich verstehen, je nach Bedürfnis und um dem Kampf und dem Bekenntnis auszuweichen, und um uns der neuen Zeit zu accommodieren, klug und weise darzuthun, daß grau an sich nicht schwarz, sondern ein schwächeres Weiß sei; aber ebenso, falls schneidiges Auftreten gewünscht und auf Beifall rechnen kann, daß grau nicht weiß, sondern ein verstecktes und verkapptes Schwarz ist! — Oder wir beweisen überzeugend, daß religiöse Lauheit immer noch besser ist als Kälte, ja in gewisser Hinsicht als eine gar leicht zu Schwärmereien und Mystik führende Wärme oder gar Hitze. Siehe darüber Offenbarung 3, 16. Wir rühmen auf einem Grabe oder im Nachruf an einem frechen Gottesleugner den hohen sittlichen Ernst, an einem offenen Feind des Kreuzes Christi die tiefe Religiosität, und wagt noch einer, den Gottlosen gottlos und die Lüge Lüge zu nennen, so verweisen wir ihm ernstlich seinen Fanatismus, seinen Mangel an Weitherzigkeit, Objektivität und Toleranz, ja an Bruderliebe! Als ob der Feind Gottes mein Bruder wäre! — Siehe 2. Joh. 10, 11.

Wir haben ja herausgebracht, „daß es sich nur für Christum (und wohl auch für David, der es zuerst sagte?) schickt zu sagen: ‚Der Eifer um dein Haus hat mich gefressen'; für uns aber nicht!" (!) Und riefe heute ein Christ wie Moses: „Vergib ihnen ihre Sünde; wo nicht, so tilge auch mich aus deinem Buche!" (2. Mos. 32, 32) oder wie Paulus: „Ich habe gewünscht ein Fluch zu sein vor Christo für meine Brüder" (Röm. 9, 3), so hieße es gleich: „Aber lieber Bruder, nur nüchtern!" Ach! wir sind ja nüchtern! so nüchtern, daß wir an religiöser Bleichsucht und geistiger Magenschwäche tagtäglich gar sanft und unvermerkt zu Grunde gehen. — Wo ist heute ein schauderndes Entsetzen vor der höllischen Qual? — Wo ein Rieseln durch alle Adern der himmlischen Wonne? — Wo ein Brausen und Rauschen der Kräfte der zukünftigen Welt? — Wo ein verzehrendes Heimweh nach den himmlischen Stätten? — Wo ein Berauschtsein vom Heiligen Geist? — Die Bibel, dieses höchste und tiefste, geheimnisvollste und mystischste aller Bücher, haben uns vernünftige Kommentatoren so nüchtern ausgelegt, daß wir über alle göttlichen Abgründe völlig schwindelfrei, auf korrekten, mit sicheren Geländern versehenen Brücklein laufen; und wäre es nicht das bißchen unverstandene Mystik, das sie noch in die Sakramente, in Taufe und Abendmahl legen, so ließe sich die Religion von Millionen von Protestanten in einen kurzen Leitfaden der christlichen Moral mit etwas kirchlicher Tradition zusammenfassen, so nüchtern und platt und langweilig, wie nur irgend eine Anleitung zur Aufsatzmacherei. Etwas fromme Sittenlehre, ohne göttlichen Geist noch dämonische Gewalten, ohne Wunder, ohne Schrecken, ohne Aufgabe, ohne Lohn, ohne Wonne, ohne Qual. — Was Wunder, wenn die ganze christliche (?) Weltanschauung solcher Menschen beim geringsten An-

lauf der Aufklärung oder beim leisesten Hauch der Kritik einem Kartenhaus gleich zusammenfällt! — Und dabei macht sie diese saft- und kraftlose Nüchternheit erst recht intolerant; denn je kleiner und kleinlicher die Denk- und Lebenskreise eines Menschen, desto weniger mag er leiden, daß man daran rührt.

Soweit haben wir es gebracht mit der Scheu vor aller Mystik und aller Theosophie, mit der Sucht, alles Mysterium, alles Wunderbare, Tiefe und Furchtbare aus unsrer Religion auszumerzen und sie ja nüchtern, vernünftig und salonfähig zu machen, damit nicht aufgeklärte Christen sich daran stoßen oder wir gar von der Wissenschaft als mittelalterliche Finsterlinge über die Achsel angesehen werden. — Und wir haben unsern Lohn dafür; anstatt daß die Welt uns wie Christum verachte und kreuzige, läßt sie uns in tolerantester Weise unsre religiösen Schrullen, von denen wir im täglichen Leben doch keinen Gebrauch machen. — Wir strafen sie nicht, und sie haßt uns nicht; wir kommen gut miteinander aus!

„Ohne Mysterium," sagt selbst ein David Strauß, „keine Religion." Religion ohne Mystik und Wunder ist eine leere Hülse. Nur dem geistigtoten Alltagsmenschen ist alles ganz klar, ganz einfach, ganz natürlich; erwacht aber der Mensch geistig, so ist ihm auch das Alltäglichste, und wieviel mehr das Göttliche, Frage, Rätsel, Geheimnis, Mysterium, Abgrund; und durch Schauen in diese göttlichen Abgründe wird er göttlich groß und stark; nicht aber dadurch, daß er sich ein ebenes, gemütliches, sicher eingezäuntes Plätzchen zum Schlummern aussucht. Geist, Feuer und Leben entspringen dem Anschauen des unveränderlichen Gesetzes, des absoluten, unerbittlichen Denkens Gottes. Laßt uns davor nicht scheuen, sollte es uns auch noch so manche angenehme, angeerbte, zur allgemeinen

modernen Tracht in Kirche und Staat, Salon und Verein gehörige Ansicht und Anschauung kosten.

Wie wird wohl einst diesen nüchternen Christen, diesen gefallenen Göttern und Elohim zu Mute sein, denen es auf Erden zum Siegen über Teufel, Tod und Hölle, zu einem Reifen zu Richtern der Teufel und der Engel, zur innigen Gemeinschaft mit Gott, ja zu einem Sitzen mit Ihm auf seinem Thron ewiglich (Off. 3, 21) vollkommen genügte, allwöchentlich, Sonntags von zehn bis elf Uhr, einen religiösen, auch oft nur moralischen Vortrag mehr oder weniger aufmerksam anzuhören, wenn sie im Tode in eine Welt fallen, wo ihr bisheriges nüchternes, korrektes und respektables Leben und das fleißige Graben und Grübeln dabei im Staub und in der Erde und das Vergnügtsein über jedes Fündlein, Glasscherbe oder Lümpchen, nunmehr auf ewig sinn- und wertlos ist. — Hier hat ihr Geld keinen Kurs; ihr Kleid deckt die Blöße nicht; ihr Wort bedeutet nichts, ihr Wissen ist Thorheit und ihre Klugheit nichtig; nach ihren Ansichten fragt niemand. — Sondern hier wogt und wallt und tobt in Haß und Liebe, für und wider Gott, der große Kampf der Geister um ewige Fragen und ewige Güter; hier fallen die Hüllen und fängt die große Offenbarung durch das Feuer an, die bis auf Mark und Bein läutert. Hier fällt's wie Schuppen von ihren Augen; hier werden sie mit innerstem Erbeben ihrer Seele gewahr, wie sie auf einem Feuerocean sorglos getanzt; wie sie Irrlichtern nach in Sümpfen gewatet, wie leer und hohl und nichtig alles, was sie begierig erstrebt; wie centnerschwer die nun ihr Lebensmark zernagende Sündenschuld, wie noch größer, sie unendlich übertreffend die dargebotene, abgewiesene Vergebung, wie überschwenglich groß das verschmähte Heil, wie unwiderruflich, ewig unabänderlich die Wahl der

Grundliebe ihrer Seele, ob sie sich und die Welt oder Gott erwählten. — Und stets vollzieht sich die große Trennung auf Nimmerwiedersehen; immer höher hinauf schweben sie, immer tiefer hinab sinken sie, die einst auf Erden Vater und Sohn, Mann und Frau, Geschwister und gute Freunde, Vereinsmitglieder und Mitbürger waren. — Und immer entfernter tönt die Klage aus dem Flammenmeer und aus der Qual und die Bitte um einen Tropfen des Lebenswassers, und von oben die Antwort: Wir können nicht; es ist eine große Kluft zwischen uns. — Und unablässig wirken und weben die seligen und die verdammten Geister, die Engel und die Dämonen und der Heilige Geist am Kleid der Ewigkeit, und Gott selber „vollendet an den Seinen das gute Werk, das Er angefangen hat, bis auf den Tag der Wiederkunft Christi".

Aber von solchen Realitäten der Religion will ein moderner Protestantismus nichts wissen. Er scheut vor allem das persönliche Eingreifen dieses lebendigen Gottes in die Geschicke der Menschen, und ruft stets wie ein moderner Parlamentarismus ängstlich aus: „Zieht die allerhöchste Person nicht in die Debatte hinein!" Und je weiter weg und unerreichbarer dieser Gott, desto lieber ist's ihm. — Das kommt von seiner platten Nüchternheit und diese hinwiederum von mangelnder Bekanntschaft mit eben diesem persönlichen Gott und Quell aller Wunder und alles Mysteriums her. Gott ist Feuer und Geist. Feuer brennt, flammt, ergreift, verzehrt, vernichtet, schmelzt und reinigt. — Geist ist Wehen, ist Wind, Sturm, Orkan; Geist ist Kampf; haßt die schwüle Windstille und die stehenden Gewässer mit schlammigem Grund; liebt den tiefen Ocean mit den kryställenen, schäumenden Wogen. Der Geist lacht der Furcht und erschrickt nicht und kehrt vor dem Schwert nicht um! Er haßt die

Halbheit und die Verzagtheit und spricht: „Die Feigen aber, ihr Teil ist der zweite Tod!“ (Off. 21, 8.)

Der Geist ist eine Kraft, also eine Überwindung dessen, was nicht Geist ist. So zeigt er sich im Weltall; ja, was wir Natur heißen, ist nichts als die stete, millionenfache Überwindung des Stoffes durch den Geist. Er meistert ihn, gibt ihm Gesetze, und die Kraft sie zu erfüllen. Das that er vom Anfang an, schon als er brütend schwebte über der Tiefe, als Gott dem Meer die Finsternis zu Windeln gab. — Er treibt die Sonnen und die Erden, daß sie nicht stille stehen in ihren Bahnen. Er belebt die Erde, daß sie im Frühling millionenfach Gewächse erzeugt; Er erfüllt mit Kraft die Walfische, daß sie spielend ihre weiten Wasserreiche durchschwimmen. Davon spricht der Seher: „Du sendest deinen Odem aus: sie werden geschaffen; du verbirgst dein Angesicht: sie erschrecken; du nimmst ihren Odem hinweg: sie hauchen aus und kehren zurück zu ihrem Staube!“ (Ps. 104, 29.) — Dieser Geist bewirkt Leben, ewiges Leben im ewigen Kampf mit dem, der die Gewalt des Todes hat, dessen Leben und Thun ein ewiges Töten ist, dessen Lohn und Reich und Element einst der zweite Tod sein wird.

Wir schreiben hier keine christliche Ethik, und betrachten deshalb nicht die Thätigkeit des Geistes in der Bekehrung und Heiligung, sondern sein Thun nach ewigen Geistesgesetzen in dem Menschen, der dem Zug des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes nicht widerstrebt; und wir sagen: Bei einem solchen besteht das Wesen und das Wehen des Geistes

in einer steten Überwindung des Stofflichen, des Seelischen und des Geistigen im alten Adam.

Wie bei den Geysers Islands eine mächtig schäumende, sprudelnde, kryſtallhelle Wasserſäule immer höher über sich strebt, und jede zurückfallende Schaummasse von der nächsten überragt wird, so wogt und wallt immer höher in Gott die triumphierende Freude und seine sieben Geister im ewigen Wechselspiel. Stets überbietet sich der Geist, und wenn Gott uns Menschen sich zu widersprechen scheint, so sagt er dieselbe große schöne Wahrheit noch größer, schöner und wahrer, denn in Ihm ist weder Ende noch Ziel.

So war das Gesetz des Sinai göttlich, vollkommen, und wer es vollkommen gehalten hätte, hätte darin das zeitliche und ewige Leben gefunden. — „Meine Rechte, spricht Jehovah, durch welche der Mensch, wenn er sie thut, leben wird" (3. Mose 18, 5). Dennoch spricht Christus ein noch höheres Gesetz: „Ich aber sage euch!" — So haben wir gesehen, wie die göttlichen Gesetze der Natur zugleich geistige Gesetze sind, in denen wir leben, weben und sind, und deren Beachtung uns leibliche und seelische Gesundheit bringt. Bricht aber dem Menschen ein neuer Tag an, geht ihm eine andre als diese unsre natürliche Sonne auf, und zuerst die Ahnung und bald die Gewißheit, daß diese irdische Existenz nur ein Bild einer ewigen, alle Pracht und Schönheit der Erde nur ein Schatten der zukünftigen Herrlichkeit und selbst unser Geistesleben hienieden nur ein Symbol eines ewigen Lebens in absoluter Geistesfreiheit und Geistesmacht ist, so erschaut er alsbald andre Geistesgesetze, die die bisherigen nicht und doch aufheben, sie bestehen lassen und doch überwinden. Nicht lebt der Christ in einer Verachtung der Natur und in einer Unnatur; sondern in einer überirdischen Natur, im Komparativ, besser, schöner,

wahrer, dieser Natur, die an sich und insofern sie noch göttlich, auch gut, schön und wahr ist, bis er einst in den Himmeln der Himmel das Beste, das Schönste und das Wahrste schauen darf.

So ist der Geist Gottes im Menschen ein steter Überwinder seiner eignen Gesetze, und verletzt sie doch niemals. „Wer überwindet!" ruft siebenmal Christus seinen sieben Gemeinden und seiner siebenfachen Gemeinde zu, „dem will ich geben mit mir auf meinem Thron zu sitzen, wie auch Ich überwunden habe und mich mit meinem Vater gesetzt habe auf seinen Thron." — Wohl versteht er hier in erster Linie die Überwindung der Sünde in und außer uns, des Todes und der Hölle kraft des Glaubens an sein stellvertretendes, ein für allemal und für alle Menschen dargebrachtes Opfer, dadurch er am Kreuz den Schuldbrief zerrissen, den Gott gegen die Menschheit besaß. Aber auch, weil wir hier von der Natur und ihrem Gesetz sprechen, die Überwindung eben dieser Naturgesetze, davon Er in seinen Wundern ein höchstes Beispiel gab, so als er über das stürmische Meer wandelte. Denn das Wunder ist eine komparative Erhöhung der Naturgesetze, und der Mensch, dieses Ebenbild Gottes, ist, wie wir anderswo sagten, nicht dazu erschaffen, daß er krank werde und sterbe, daß Wasser ihn ertränke und Feuer ihn verbrenne. Freilich bringen wir nicht bis zu solch völliger Überwindung der irdischen Natur durch, — wäre uns auch hienieden nicht gut; — wohl aber muß der Christ in Geisteskraft die natürlichen Gesetze der Leiblichkeit, der Seele und des Geistes durch höhere überwinden, wie auch diese Überwindung den Sieg Christi über die drei Versuchungen des Teufels bildete.

Zuerst ist der Geist eine Überwindung des berechtigten Gesetzes der Selbsterhaltung und der leiblichen Existenzfrage, dessen, was die meisten Menschen ihr „Leben" nennen und vom „Leben verdienen" sprechen, von dem in diesem ihrem Sinne Christus spricht: „Wer nicht sein Leben hasset, der ist meiner nicht wert!"

Das irdische Leben ist nicht, was wir meinen. Es ist nicht ein langweiliges oder behagliches Bummeln durch die Welt; nicht ein sich eifrig Tummeln in und mit und gegen den Strom der ums Dasein Kämpfenden; auch nicht ein süßer oder schwerer Traum, — sondern es ist die Versuchung Satans. Kaum sind wir in die von ihm in starre Bande des Stoffes und des Todes, in die harte Knechtschaft der Sünde gefesselte Welt, deren grausamer Fürst er ist, gefallen, als er um unsre Seele unverzagt und unverdrossen mit Gott die große Schachpartie wieder anfängt. Ob er gleich weiß, daß es am Schlusse heißt: Weiß zieht an und setzt matt, so kämpft er doch ohne Rast noch Ruhe, Schritt für Schritt, mit offenem oder versteckt em Angriff, mit lange überlegten, fein ausgesonnenen, oft genialen Zügen um Königin und Bauer, Bischof und Reiter.

Zuerst führt er uns in die Wüste, in das Reich dieser Welt, das sein Reich ist. Da müssen unsre Seelen und unsre Leiber fasten und hungern; denn da sind nur Steine und kein Brot; dann läßt er auf uns, wie der Wüstenwind, der das Haus über Hiobs Söhnen zusammenstürzte, die Existenzfrage anstürmen. Denn existieren will vor allem der Mensch. — Sonderbar! Existiert doch sonst alles von selber, ohne Sorge noch Mühe; die Sonne am Himmel und der Mond des Nachts, und die Erde durchfliegt ohne Existenz- noch Nahrungssorgen Tag für Tag ihre Bahn, und der Baum und die Blume leben

unbekümmert Tag für Tag weiter. „Schaut die Lilien," sagt Christus, „sie mühen sich nicht!" — Das Fischlein und das Mückchen genießen froh ihre Lebenszeit, und im Ocean schwimmt behaglich der Walfisch und trinkt, um das Morgen unbekümmert, seine Nahrung aus dem mit Millionen von Tierlein erfüllten Weltmeer. Und im Himmel leben Millionen von Engeln und in der Hölle Millionen von Teufeln ohne Existenzsorgen, leben von Gottes Gnade und von Gottes Zorn. — Er allein, der Mensch, von allem, was lebt und sich regt auf Erden, ist stets um seine Existenz besorgt, ärmer noch als der Regenwurm, der in der Erde stets reiche Nahrung findet. Morgens wacht er mit Nahrungssorgen auf, sorgt und plagt sich den Tag über, sich und die Seinen durchzubringen, legt sich abends mit Sorgen nieder, und noch im Traume geht ihm das Geld aus, und er verzweifelt um seine Existenz! Stets lastet auf Neger und Europäer, Chinesen und Indianer, Bauer und Arbeiter die tägliche Angst, die Tausende schon in den Tod getrieben, die so manchem Familienvater das Herz zernagt, daß er vor der Zeit grau und gebückt ins Grab sinkt. Ach! seit dem Sündenfall ist unser Leben ein stetes Fürchten, daß Gott seine haltende Hand von uns zurückziehe und uns fallen lasse in die Armut, in die Krankheit (tomber malade, to fall ill), in die Schande, ins Unglück, in den Tod, tief durch das All und die Äonen hindurch bis in die äußerste Finsternis und Leere. Kommt über uns der Schlaf, so fahren wir erschreckt auf, denn es ist uns, als fielen wir in das Nichts. — Das ist die große Symbolik des Sündenfalls. — Satan, sagt die Bibel, fiel vom Himmel herab, ein Urbild und Ursache allen Fallens.

Aber wie die Erde frei und ungetragen ihre göttliche Bahn durchfliegt, wie der Mond am nächtlichen Himmel schwebt

und dahinfährt, und bedarf keiner Unterlage, so schwebt und fährt der Christ auf seiner Lebensbahn Tag für Tag weiter, von nichts als von Gottes Willen getragen, schwebt dem Adler gleich über die Hügel und Berge der menschlichen Bedenken, über die Meere menschlicher Weisheit und weiß: ich kann nicht sinken, denn die Hand des Allmächtigen hält mich. — Für den Christen gibt es keine Existenzfrage. „Fraget nicht," spricht Christus, „was sollen wir essen, was sollen wir trinken, womit sollen wir uns kleiden?" — Und fragt uns jemand, was wir täglich, jährlich, monatlich verdienen, so laßt uns frei und frank antworten: Gottes Zorn und Ungnade! — Und fragt man uns, von was wir denn leben? — Von Gottes Gnade und Barmherzigkeit!

Dieser Gott spricht: Ich ernähre meine Geschöpfe! Wenn Ich lächle, gedeiht die Schöpfung und hat Brot die Fülle, und es triefen von Fett die Auen. Wenn Ich ob ihrer Sünden zürne, hungert sie, verkümmert und verdorrt. — Erkennt es doch, ihr Menschen und Werke meiner Hände! — Wenn Ich meine Sonne nicht über euch scheinen lasse, wenn Ich meinen Regen euch nicht sende, wenn Ich dem Korn und dem Wein und dem Gras meine Kraft zum Wachsen nicht verleihe; was fangt ihr an mit euerm Fleiß und eurer Arbeit, mit eurer Klugheit und eurer Weisheit, mit euerm Welthandel und eurer Industrie? Wollt ihr etwa von Goldstücken und Bankcoupons euch und eure Kinder ernähren? — Sondern bittet Mich um euer tägliches Brot, so will Ich dem Segen befehlen, daß er über euch sei, und will euch tragen und versorgen bis ins Alter und bis ihr grau werdet! — Oder bin Ich ein geiziger oder knickeriger Gott, der euch das Essen und das Trinken nicht gönnt, da ihr, böse Väter, doch euern Kindern Brot, und auch ein Ei, einen Fisch gebet? Bin Ich ein schwacher

Gott, ein ohnmächtiger Gott, der Ich am Himmel Millionen von Sonnen, und in der Luft und in den Meeren Vöglein und Fischlein ohne Zahl täglich versorge? Ich, der ich euch geschaffen, soll ich euch nicht auch erhalten und ernähren können? Sondern bittet Mich um euer Brot, so will ich euch auch darin ein gerechter Gott sein, daß ich euch thue nach euerm Glauben, und euch messe mit welchem Maß ihr mich messet. Trauet ihr mir ein Kleines zu, so sollt ihr wenig haben. Glaubt ihr, ich könne euch auch in Zeiten der Dürre und Hungersnot alles in Hülle und Fülle geben, so soll es euch werden. Ich will euch Brot vom Himmel regnen lassen. Meine Hand ist nicht verkürzt, daß ich nicht helfen könne!"

Warum aber so viel Existenznot und Nahrungssorgen? — Weil diese Not immer noch die mildere Form der Not. Weil Not sein muß, da sie allein zu Gott treibt und beten lehrt. — Weil jeder Seufzer: „Ach Gott! hilf mir doch!" für die Seele köstlicher ist und einen ewigeren Wert hat als tausend Mark dem Ärmsten geschenkt.

„Lieber Christ," sagt Pastor Zahn, „der gute Samariter, der dich am Weg in deinem Blut liegend fand, in deine Wunden Öl und Wein goß und sie verband, wird auch die paar Heller bezahlen, deren du in der Herberge bedarfst, bis Er wiederkommt und dich heimholt." — Ach! wer ihn wagte, den Sprung von dem morschen, stets unterwühlten, unter unsern Füßen abbröckelnden Gestade der menschlichen Klugheit und Selbsthilfe, in den krystallhellen, unergründlichen Ocean der göttlichen Liebe! Ertrinken würde er wahrlich nicht!

Wie beschämend, daß ein Säckchen mit einigen Stücken Gold gefüllt den Menschen, diesen König der Schöpfung und Jehovahs Abbild, froh und stolz, glücklich und selbstbewußt

macht; und ist seine Tasche leer, so ist's aus mit seinem Glück und seiner Kraft, mit seiner Philosophie und nur zu oft mit seinem Glauben und Gottvertrauen! Von dieser Knechtschaft und ewigen Angst und Sorge um die Existenz macht nur der Geist frei. Zu allen Zeiten hat es der Geist Gottes, der lebenskräftig durch die Welt weht, an einzelnen gethan; von jeher haben die Menschen die, welche er davon befreite, bewundert, ob die Priester der Buddhisten oder die Barfüßler, ob einen Alexander, der seinen ganzen Schatz unter seine Freunde verteilt und sich nur „die Hoffnung" behält, oder einen Diogenes in seinem Faß, oder einen Francesco d'Assisi, der, ein schöner, begabter, adeliger Jüngling, beschließt, die allerschönste Braut, die Armut, zu freien. — Von jeher war es ein wie für den einzelnen, so auch für die Völker verhängnisvoller Fehler, die Brot- und Existenzfrage zur Hauptfrage zu machen; und stets waren nur die Menschen und die Nationen groß, die wie die Hansa das Wort des römischen Prokonsuls zu ihrem Wahlspruch nahmen: Navigare necesse est, vivere non necesse est! „Schiffen ist notwendig, leben ist nicht notwendig!"

Wo der göttliche Geist den Menschen durchglüht, erstirbt derart die Sorge um das tägliche Brot, das Bangen um die irdische Existenz, daß ihre bloße Erwähnung einem schrillen Mißton gleich klingt. — „Willst du Gott bitten," sagte Ambrosius, „so bitte ihn um große Dinge" („magna ora"). — Können wir uns einen Moses vorstellen, wie er durch zuverlässige Freunde sich nach guten ägyptischen Staatspapieren erkundigt, um sein Erspartes für seine Kinder gut anzulegen? — Oder einen Elias, wie er alljährlich etwas aufsteckt für den Fall, daß er alt und arbeitsunfähig wird, ehe der feurige Wagen kommt? — Oder einen Petrus, wie er pünktlich in die Lebensversicherung einzahlt, damit seine Frau etwas zu leben

habe, wenn er den Märtyrertod erdulden soll? — Warum nicht? — Waren sie doch Menschen wie wir, mit Frau und Kindern, mußten auch leben mit ihrer Familie, mußten essen, trinken, Kleider, Obdach, Reisegeld und noch vieles andre haben. „Elias," sagt die Schrift, „war ein Mensch wie wir."

Daß man nicht Gott und dem Mammon dienen kann, weiß auch die Welt, und deshalb verlangt sie, die zwar selber das Geld über alles liebt, aber sehr wohl weiß, daß das nicht göttlich ist, von solchen, die sich Kinder Gottes nennen, ein klares, konsequentes Überwundenhaben dieser Knechtschaft des Besitzes. Darum, solange du auflebst und eifrig und begeistert mitredest, wenn von guten Papieren, brillanten Geschäften oder sechseinhalb Prozent Dividenden bietenden Aktien gesprochen wird; solange du unglücklich und ungenießbar wirst, weil du zu spät erkannt hast, es wäre da und da ein gutes Geschäft zu machen und einige hundert oder tausend Mark zu verdienen gewesen; solange du mit unverhohlener Achtung und kaum verhehltem Neid von einem sprichst, der das große Los gewonnen oder eine Millionenerbschaft gemacht; solange du auf der Badereise hauptsächlich und wichtig von den Hotelpreisen redest und davon, wie man mit dem und dem kombinierten Rundreisebillet drei Mark fünfzig Pfennig ersparen könne und dabei gerade so gut fahren; solange bemühe dich nicht, deinen Mitmenschen klar zu machen, daß du nebenbei nach dem oberen Jerusalem pilgerst, daß dein Wandel himmelan geht und dein Leben mit Christo in Gott verborgen ist. — Sie würden es dir nicht glauben; und sie hätten recht!

„Der Wandel sei ohne Geldliebe!" (Ebr. 13, 5.)

Zur Existenzfrage gehört auch die Erhaltung unsres Lebens dem stets drohenden Tod gegenüber. „Seid nicht besorgt um euer Leben!" ruft Christus. Ach! wir fürchten schon so sehr

das Leben, aber noch viel mehr den Tod; wir klagen über die Not und das Elend des irdischen Daseins, und uns ist vor nichts so sehr Angst, als daß wir aus dieser Not und aus diesem Elend zu bald oder gar sofort abgeholt werden. — Du Schildwache in Nacht und kaltem Regen, warum graut dir's so vor der Ablösung? — Du Arbeiter im Weinberg, möchtest du nicht vom Schweiß und Staub ausruhen? Freut es dich nicht, daß schon die Schatten dunkeln? — Oder fürchtest du, der Meister werde fragen, was du den langen Tag hindurch gethan?

Es gibt kein so abgedroschenes Wort und keine so furchtbare Wahrheit, nichts was jedes Kind weiß und jedermann so wenig glaubt, was so wichtig ist und von dem es sich so gar nicht zu reden schickt, als daß wir, du und ich, sterben werden, daß an einem Tage, wie alle andern Tage, unsre Todesanzeige mit „nach langem" oder „nach kurzem Leiden", oder „unerwartet schnell" im Morgen- oder Abendblatt von den Abonnenten gelesen wird, von einzelnen mit der herkömmlichen teilnehmenden Bemerkung: „Ei, ist der auch gestorben!", von weitaus den meisten mit derselben Gleichgültigkeit wie die Notiz, heute habe es in Haparanda drei Grad Kälte, oder die Baumwolle in Amerika sei flau; denn was fragt diese Welt, deren Tadel du so fürchtest, deren Lob du so schätzest, nach deren Ansichten du dich so richtest, deren gesellschaftliches Komment du so ängstlich befolgst, danach, ob du heute oder morgen auf ewig selig oder verdammt wirst? — Auch hier heißt die Parole: Überwinden! Nicht dadurch, daß du nie oder immer an den Tod denkst und wie die Rezepte der Weltweisen lauten; sondern dadurch, daß du dich durch Christum mit Gott versöhnen lässest. — Dann bist du fertig zur Abreise. Welcher Sohn erschräke bei der Nachricht, er solle zu seinem versöhnten, gütigen, geliebten Vater heimreisen?

Es gibt nur eine Lebenskunst, sterben zu können; dazu muß man das eigne Leben überwunden haben. Weiß ich gewiß, daß ich nichts bin und nichts habe, nichts weiß und nichts kann, so wandle ich froh im herrlichen Gefühl meiner Nichtigkeit und meines Gottes Allmacht. Denn die Wurzel aller Sorge ist das „Ich". Thue es aus der Sorge hinaus, so bist du ihrer ledig, und kannst sprechen: Weil ich nichts bin, kann ich nicht untergehen; weil ich nichts habe, kann ich nichts verlieren; weil ich nichts weiß, kann ich nicht irren; weil ich nichts kann, sorge ich nicht um mein Thun. — Wer versteht's?

Hat der Geist Gottes im Menschen die leibliche, materielle Existenzfrage überwunden und den Sturm Satans mit dem freilich nur dem höheren Menschen verständlichen: „Der Mensch lebt nicht von Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das aus dem Mund Gottes geht," siegreich abgeschlagen, so rückt ihm der Teufel und große Seelenkenner auch auf diesem Gebiet näher; führt ihn von der flachen, platten Wüste dieser Welt mit ihren Brotsorgen, von seinem Broterwerb und seinen Brotkünsten weg auf einen hohen Berg und zeigt ihm alle Reiche dieser Welt.

Von jeher hat auch der Weltmensch, sobald er Brot die Fülle hatte, erkannt, daß er davon allein nicht lebt. Dann steht die seelische Existenzfrage groß und schwer vor ihm. Das Gesetz des geistigen Essens ist noch zwingender als das des leiblichen; denn je und je sind Menschen zur Erhaltung ihrer Seele freiwillig Hungers gestorben, so manche Märtyrer.

Auf einen hohen Berg! — Von der Ebene der bloß materiellen Sorgen aus überschaut man weder das Gelobte

Land jenseits des Jordans, noch die Reiche dieser Welt; kann sich also nicht entscheiden, ob man darum seine arme Seele verkaufen will. — Wie heißen denn diese Reiche, von denen Satan sich rühmt, sie seien ihm gegeben, und er gebe sie, wem er will, — und Christus widerspricht ihm nicht? — Nun, du kennst sie ja, die Wissenschaften und die Künste, die Ästhetik, die Philosophie und die Litteratur, die Pädagogik, Politik und Staatsökonomie, die Religionen und die Moralen und die Philanthropien; sie waren einst, wie alles Sein, göttlich, existierten, ehe Satan darin Kolonisationsversuche anstellte, die so günstig ausfielen, daß Gott ihm unter Vorbehalt aller seiner Hoheitsrechte, so ziemlich das ganze Gebiet als stets widerrufliches Lehen überließ.

Warum soll der Christ dieselben nicht in Frieden bebauen und mit gutem Gewissen wie andre vernünftige Menschenkinder genießen? — Weil Gott nicht will, daß er sich lange mit Träbern sättige, sondern er soll aufstehen und zum Vater gehen und seine verspielte und vergeudete Erbschaft wieder antreten. Eben das ist Gesetz des Geistes, dem kein wirklich großer Geist, und wenn er auch kein Christ ist, sich zu entziehen vermag, daß er nie und nimmermehr hienieden sich genügen kann; daß, je höher er sich schwingt, er desto niedriger sich vorkommt, je mehr er alle seine Kräfte anstrengt, desto schwächer er sich fühlt; je mehr er forscht, desto schwerer seine Unwissenheit auf ihm lastet, kurz, daß sein ganzes Thun und Sein ihm immer klarer die Ohnmacht seines Thuns und seines Seins enthüllt. — Ein jeder Geist, lehrt J. Böhme, begehrt in den Urgrund wieder zu gehen, aus dem er erboren ist. — Hier fühlt er sich auf der Wanderung, erkennt, daß er vom großen Eins in die Vielheit, von den Prinzipien in die Erscheinungen, vom Wesen in die Formen sich verirrt hat, setzt sich müde am Wege nieder

und ruft unmutig aus: Was nützen mir alle Künste, wenn ich nicht die wahre Kunst besitze; was helfen mir alle diese Wissenschaften, wenn ich nicht das wahre Wissen habe; was sollen mir alle Worte, wenn ich das Wort nicht finde; was alle Kräfte und Naturgesetze, wenn ich in mir keine Kraft und kein Gesetz sehe; was alle Lebenserklärungen, wenn ich in mir das Leben nicht habe!

Auch hier muß etwas da sein, ehe es überwunden werden kann. Ließe Gott täglich dreimal Brot und Fleisch regnen, so gäbe es wie keine Existenzfrage, so auch keine Überwindung derselben. Sondern diese Welt hat er uns gegeben, damit wir sie erkennen und durch ihre Überwindung eine höhere und bessere gewinnen. Diese Welt ignorieren, vor ihr in die Wüste oder in die Zelle, auch die geistige, fliehen, ängstlich sich vor Wissenschaft und Kritik, Kunst und selbst Natur ins Innere seiner Seele flüchten, heißt nicht überwinden. Sondern der Krieger Gottes geht allem, was in der Welt sich regt, keck und kühn zu Leibe, besieht sich's bei Licht und von allen Seiten und spricht: Ei Freund, laß sehen! was machst du für ein Gesicht? — Bist du Gottes oder des Teufels? ein drittes kenne ich nicht. — Bist du für Gott, so sei mir gegrüßt, hier meine Hand! Bist du gegen Ihn, so haue ich dich doch noch in Gotteskraft zusammen! Denn Er ist stärker als du! — Und erst das Überwundene läßt er liegen.

So sehen wir aus Michel Angelos heißem Flehen im unvergleichlichen Sonett (s. Ed. Paulus, ges. Dichtungen S. 381), wie dieser Mann, der wie vielleicht keiner die Kunst tief und groß erfaßte, sie am Ende seines Lebens als ein Überwundenes liegen läßt, und fühlen es: Der Sieg ist groß! — So überwand schließlich ein Pascal, dieser tiefe Philosoph, die Philosophie und konnte ausrufen: Alle Philosophie ist nicht eine

Stunde Studium wert! — So konnte Goethe, der sich alle Reiche der Intelligenz und der Natur mit heißem Bemühen angesehen hatte, in seinem Faust die Eitelkeit alles menschlichen Wissens bitter beklagen.

So auch der Prediger. — Wie fühlt man es diesem Buche und seinen bis ins Herz der Dinge greifenden Klagen an, daß hier ein gewaltiger Geist, ein großer Weltweiser und Natur- und Menschenkenner, ein Idealist und zugleich ein Mann der That, der Kunst, des Luxus und Genusses wie eben nur ein Salomo es war, das gesamte Gebiet seines Lebens und die Reiche dieser Welt überschaut, um in die furchtbaren Worte auszubrechen: Eitelkeit der Eitelkeiten! Es ist alles ganz eitel! — aber auch mit dem noch größeren zu schließen: „Fürchte Gott und halte seine Gebote, denn das ist der ganze Mensch!"

Womit werden diese Reiche in Besitz genommen, bebaut, beherrscht und ausgebeutet? — Mit der Intelligenz, mit der Vernunft. Somit hängt die Frage, ob ich das Leben meiner Seele auf diesen Gebieten suchen will, mit der andern zusammen; Ist meine Intelligenz, meine Vernunft, ein sicherer Führer, ein unzerbrechlicher Stab, auf den ich mich voll und ganz verlassen darf? Denn hier könnte ein Absturz das ewige Leben kosten. — Darauf antwortet der Nichtchrist mit „Ja!" und, fügte er hinzu, wen oder was soll ich denn sonst zum Führer nehmen? sehe ich doch sonst kein Licht um, unter oder über mir! — Der Christ dagegen spricht: Ich fühle und empfinde es tief, und es bewährt sich an meinem und meiner Mitmenschen Leben, daß mein Verstand verfinstert ist; zwar ist er genügend, die Thatsachen des leiblichen Daseins zu erfassen, aber er bleibt mir über alle noch so einfachen, großen, wichtigen Fragen meiner Existenz die Antwort schuldig, und ist dem Unendlichen

gegenüber, in dem ich wie ein Fischlein im Meer schwimme, völlig ohnmächtig. Auch sehe ich, daß von jeher mit dieser Vernunft die Menschen alles und nichts bewiesen, für jede Wahrheit und jeden Irrtum Beweise und Gegenbeweise fanden, und ebenso hartnäckig das Ja wie das Nein behaupteten. Da ich also fürchten muß, gerade bei den Fragen, von denen mein ewiges Dasein abhängt — denn ich fühle, daß ich ewig bin —, irre zu gehen, wenn ich nur dieser Vernunft mich anvertraue, so will ich lieber dem Gott, den ich ebenso in mir fühle und in der Schöpfung sehe, anrufen, Er möge meinen Geist mit seinem Geist erleuchten. Wie ich die leibliche Existenzfrage mit und durch den Glauben überwunden habe, so will ich die Intelligenzfrage durch Demut überwinden, und sprechen: „Rede, Herr! dein Knecht höret!" Und Er soll mir sagen, wieviel oder wie wenig ich von diesen Reichen der Welt haben soll, und was ihre Herrlichkeit wert ist.

Diesem Überwinden entgegengesetzt ist das Überwundensein von diesen Reichen der Welt, das Anstaunen und heiße Bewundern ihrer Herrlichkeit, der naive Glaube, daß ihr Gold echt, ihr Wissen wahr, ihr Können mächtig, ihre Kunst schön und ihr Bestand ewig ist. So erscheinen sie der endlichen, begrenzten menschlichen Vernunft. Sie lebt sich in sie hinein, macht sie sich zu eigen, bewundert darin wie in einem Spiegel ihr eignes Wissen und Können. Das ist eine Verherrlichung der Ichheit im Äußerlichen, ein Sichfreuen des eignen Lebens in eigner Macht außer Gott und ohne Gott, und ist der korrekte Sinn dieser Welt.

Wie werden die Ausdrücke „Vernunft" und „vernünftig" von denjenigen, die sie stets im Munde führen, mißbraucht und zum bequemen Schild und zur Verdeckung der eignen Gedankenlosigkeit verwendet! Vernunft sollte die schöne Eigenschaft der

Seele bedeuten, sowohl die Erscheinungen als die Gesetze klar sich anzusehen, richtig aufzufassen und zu logischen Schlüssen zu ordnen; aber sie ist weder das Gesetz, noch das Licht, noch die Wahrheit, wie der Verstand, dessen Wert und Tragweite wir überschätzen, noch nie einen großen Gedanken erzeugt hat. Weil aber diese Gesetze des Geistes uns gleichgültig geworden, so ist das Wort „vernünftig" zu einem konventionellen Ausdruck geworden für alles Angewohnte, in den kleinen Kreis unsrer alltäglichen Vorstellungen Passende, unsre von Kindesbeinen an angelernten Vorurteile nicht vor den Kopf Stoßende; für alles, was allmählich bei uns zur geistigen Sitte, zum Usus, zum Denkbrauch geworden, was zur Zeitrichtung und Zeitströmung gehört. Wie dem geistig unreifen Menschen alles Fremde, noch nie Gesehene, noch nicht von ihm geistig Aufgenommene noch Verarbeitete, eine fremde Sitte, eine fremde Tracht, eine fremde Anschauung oder Ausdrucksweise unvernünftig erscheint, so kommt solchen Vernunftmenschen alles wahrhaft Hohe und Göttliche so unvernünftig vor, wie der Henne das Schweben des Adlers in Höhen, wo es nichts zu picken gibt. Im dunkeln Hause des Leibes und der stofflichen Natur ist die Lampe der Vernunft nötig und willkommen; sobald ich aber in Gottes geistige Welt und hellen Sonnenschein trete, erblaßt ihr Licht und wird überflüssig. Wie thöricht vollends, mit diesem rauchenden Lämplein der Sonne leuchten zu wollen! — Logisch muß die Religion sein; nicht aber vernünftig, sondern übervernünftig; sonst ist sie nicht mehr Erkenntnis und Anbetung eines Höheren als wir, sondern Morallehre, Menschenwerk.

Und was verstehen denn diejenigen, die stets den „freien Gedanken" hochpreisen, darunter? „Die Seele eines ernstlich strebenden Jünglings", schrieb ein Akademiker (Schwäb. Merkur

24. Juli 1896), „kennt nichts Höheres als die Freiheit des eignen Denkens". — Wie schön und nichtssagend! — Wer hat denn je einem Jüngling oder einem Greis gewehrt zu denken, was er wollte? — Ist dieses freie Denken ein solches, das sich von den Gesetzen des Denkens emanzipiert, so ist es das Denken eines Narren. Bewegt es sich innerhalb dieser Gesetze, so denken wir Christen am logischsten, also am freiesten. Wir erklären die Welt und das Leben und das Sein, wie sie einmal sind, durch zutreffende Annahmen. Wir deduzieren aus dem Guten und Bösen die Existenz von zwei Grundprinzipien. Wir sagen: gibt es einen Gott, so ist er allmächtig, sonst wäre er kein Gott; dann kann er jederzeit Wunder thun oder wie er will sich offenbaren, nach und in drei oder beliebig viel Personen, kann sprechen, sehen, hören und erhören und durch seinen Geist — denn als Gott wird er doch einen haben — mit meinem Geist verkehren. Wir erklären die Schöpfung durch einen Schöpfer, ihre Zweckmäßigkeit durch seine Weisheit, ihre Gerechtigkeit durch seine Heiligkeit, unser Elend durch den Abfall von Ihm, Gewissensbisse durch die Schuld, den Frieden und das selige Sterben des Christen durch Sündenvergebung und himmlische Seligkeit. — Dazu denken wir erheblich freier als unsre Gegner vom Thun und Treiben der Menschheit, fragen entschieden weniger nach Menschenurteil und öffentlicher Meinung, suchen nicht der Welt Lob und fürchten nicht ihren Tadel; lassen uns nicht durch stets wechselnde, sich unablässig widersprechende Philosophien und Systeme imponieren, sondern schauen in Gott und in seinem Worte klare, ewige Gesetze des Seins, wie sie sich seit sechstausend Jahren in den Geschicken der Menschheit bewährten. So denken wir frei über die Fragen, die die Menschheit so beschweren; denn unsre Bibel beantwortet sie alle. So die Existenzfrage mit dem Verbote: „Ihr sollt

nicht fragen, was sollen wir essen? Was sollen wir trinken? Womit sollen wir uns kleiden?" — So die Sozialfrage mit dem Gebote: „Alles nun, was ihr wollt, daß euch andre thun sollen, das thut ihr ihnen; das ist das Gesetz und die Propheten." So die Frauenfrage mit dem Worte: „Der Mann ist des Weibes Haupt." — Nur zwei Fragen kennen wir wie sie: die des Menschen an Gott: Was soll ich thun, daß ich selig werde? — Und die darauf antwortende von Gott an den Menschen: Was dünkt dich von Christo? Und haben wir diese zwei absolviert, so sind wir der Fragen ledig, denn in dieser Bibel steht: „Was verlangt nun der Herr, dein Gott von dir, als daß du ihn liebest und ihm dienest von ganzem Herzen und von ganzer Seele?" — So sind wir, wenn wir anders sind, wie wir sein sollen, freier denn jemals ein Philosoph oder Diogenes in seinem Fasse, sind frei von Ehrgeiz und Geldsucht, von den Sorgen des Lebens und von der Angst des Todes, von der Knechtschaft der Sünde und von dem Fluche der Schuld; erfreuen uns an allem, was auf der weiten Erde gut, schön und wahr; wir „glauben alles, dulden alles, hoffen alles"; kommen von Gott und kehren zu Gott zurück; hinter uns das Paradies, vor uns der Himmel, und der Geist in uns jauchzt und schwelgt schon, frei von allen Fesseln von Zeit und Raum und Stoff, in einem unendlichen, allmächtigen, allwissenden, allgütigen Gott und Vater, der uns geschworen hat, daß wir „alles ererben sollen!" — „Unser ist alles, wir aber sind Christi und Christus ist Gottes!" — Ist das kein freies Denken?

Was lehren dagegen diese Männer des freien Gedankens? — Daß alles einst von selbst entstanden sei, aber wie, wozu und warum wisse man nicht; daß alle Formen des Seins und Daseins nur die sinn- und zwecklosen Schnörkel sind, die ein

blinder, taubstummer, unbewußter Stoff an die Wand zeichnet, um sich die unbewußte Langeweile seiner unbewußten Ewigkeit zu vertreiben. Dabei widersprechen sie sich stets, verlangen die größte Achtung, ja Verehrung für dieses Treiben und seine „wissenschaftliche Erforschung", obgleich sie gestehen, dasselbe werde einst spurlos verschwinden; glauben nur an Stoff und Kraft, und wissen nicht, was Kraft und Stoff sind, oder meinen gar, es seien nur Abstraktionen; sagen, daß alles was ist, vernünftig und notwendig ist und leugnen dabei die Zweckmäßigkeit des Weltalls; preisen die unumschränkte Weisheit der menschlichen Vernunft und schreiben, ungezählte Jahrtausende hindurch sei es dem Menschen nicht eingefallen einen Stiel an sein Steinbeil zu machen (!); behaupten es gäbe an sich weder ein Gutes noch ein Böses, und loben den sittlich veredelnden Einfluß der Wissenschaft u. s. w.

Und andre Freidenkende, Naturforscher und Philosophen rühmen sich, keine Materialisten zu sein, und lehren ein höchstes Wesen — aber was für eins? — Altersschwach und altersmüde sitzt es, ein abstrakter, zum bloßen Begriff abgemagerter Greis, man weiß nicht recht wo, und thut nichts; und ob er noch etwas denkt, ist fraglich. Ihm sind Hände und Füße durch die Naturgesetze gebunden, die er einst erfand; wie der Zauberlehrling hat er das Wort vergessen, das die Kräfte bannt, die er schuf, und muß die Weltmaschine laufen lassen. — Und nicht besser ist der Gott der bloßen Liebe einer neueren Theologie.

Diese Menschen kennen nicht den lebendigen Gott der Schrift, der da heißt: El Gibbor! Starker Gott! von dem geschrieben steht: „Bei Gott ist Weisheit und Gewalt, Rat und Verstand," zu dem die himmlischen Chöre anbetend sprechen: „Lob und Ehre und Weisheit und Dank und Preis

und Kraft und Stärke sei unserm Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen!"

Darüber aber sind sie alle einig: Ein Wort Gottes, Wunder und Weissagung gibt es nicht, weil . . . ja nun, weil es eben keine gibt! — Obgleich ein wahrhaft freies Denken und eine höhere Logik uns sagt, daß es andre Gesetze, Formen und Möglichkeiten des Seins und des Daseins geben muß als die, die wir kennen, und ebenso, daß die Zukunft, schon weil im Keim in der Gegenwart enthalten, höheren Geistern erkennbar ist — zeichnet sich doch schon auf Erden jeder große Mann mehr oder weniger durch ein prophetisches Hellsehen aus — sagen sie: Nein! sondern wie die Vergangenheit Märchen und Lüge, so ist die Zukunft undurchdringliche Nacht. Im engen Kreis der Gegenwart gebannt, blinden Naturkräften gehorchend, wird der Mensch vom unerbittlichen Schicksale dem unvermeidlichen Tode zugetrieben, ist ein Sklave der Zeiten und der Umstände, durch erbliche Fatalität schon im Mutterleibe belastet; und es gibt keine andre Lebensweisheit als: kämpfe, weil es doch sein muß, den harten Kampf ums Dasein, und hilf dir selber, denn Gott kann dir nicht helfen. — Das nennen sie eine freie Weltanschauung.

Auch mit seinen Philosophien, mit diesen vergeblichen Versuchen, aus sich selbst und ohne Gott die Welt zu konstruieren und herauszubringen, was der Mensch ist, was die Dinge an sich, und ob ein Gott und welcher, macht der Mensch fortwährend Bankrott. Stets tauchen neue philosophische Systeme auf, behaupten, die Welt und das Sein und Nichtsein zu erklären und . . . verschwinden, um neuen Platz zu machen, die ebenso schnell vergehen; Beweis genug, daß keines die Wahrheit ist. Auf den noch an Gott glaubenden Cartesius folgte der Atheist Spinoza, darauf kam Locke,

dann Hume, dann Kant, welcher bewies, daß die reine Vernunft — „der natürliche Mensch" der Schrift — von Gott und dem Ewigen nichts wissen kann; nach ihm kam Fichte, dann Schelling, darauf „die ganze Hegelei", wie Schopenhauer sie verächtlich nennt, der seinerseits die „Welt als Wille" lehrte, wogegen der neuere, aber schon überholte Hartmann die „Philosophie des Unbewußten" schrieb. Dabei glaubte die Menschheit fortzuschreiten und dreht sich im ewigen Kreis. Schon Empedokles und Demokrit lehrten wie Professor Hanckel die Ewigkeit des Stoffs und der Kräfte und die Selbsterschaffung der Welt durch die Mechanik der Atome, und Epikur wie Ritschl, daß die in sich selige Gottheit sich nicht um unsre Angelegenheiten kümmere, weshalb es zwecklos sei, zu ihr zu beten, und schon Plato wies im Timäus den Eleaten, diesen Hegelianern seiner Zeit, nach, ihr Absolutes sei ein Abgrund von Widersprüchen. Wohl warnt uns die Schrift: „Sehet zu, daß niemand euch beraube durch die Philosophie." (Kol. 2, 8.)

Fassen wir das Verhältnis moderner kritischer Geister zu Gottes Wort näher ins Auge. Hier zeigt sich, wie zu erwarten, am klarsten der Unterschied zwischen Überwinden und Überwundensein, zwischen dem Sieg dessen, der sich und seine Vernunft vor Gott beugt, und der Niederlage desjenigen, der in stolzer eigner Klugheit vermeint Göttliches zu meistern.

Welche gewaltige Täuschung einer modernen Theologie, daß, wenn eine göttliche Offenbarung überhaupt existiert, sie ein Gegenstand der wissenschaftlichen Untersuchung sein könne und müsse, und der kritischen menschlichen Forschung unterliege.

Also: „Ein Wort des Ewigen Gottes, Schöpfers und Vaters an seine Geschöpfe und Kinder. Revidiert, korrigiert und approbiert von der wohllöblichen theologischen Fakultät zu X." — Wenn es wahr ist, daß es, um an die Bibel zu glauben, zuerst lebenslänglicher kritischer Untersuchung bedarf, und um sie zu verstehen, gelehrter theologischer Arbeit, so hat Gott seinen Zweck gründlich verfehlt, hat uns statt einer Offenbarung eine Verdunkelung Seiner gegeben, und die Millionen unwissender Armer und Elender, die doch auch selig werden möchten, sind ihm zu geringem Dank verpflichtet. Hätte er doch wenigstens für sie eine faßliche und amtlich beglaubigte Volksausgabe herausgegeben! — Aber Christus spricht: So jemand will den Willen dessen thun, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei (Joh. 7, 17). Also nicht kritisches Forschen, sondern demütiges Thun des göttlichen Willens! Daraus entwickelt sich die innere Erkenntnis.

Die Unzulänglichkeit obigen Standpunktes erweist sich gleich am ersten Wort der Bibel, das zugleich Grundlage aller Religion ist. „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde!" — Auf und herbei ihr kritischen Größen und frisch untersucht, wissenschaftlich historisch, ob die Sache wahr ist! Suchet nach Quellen! — Wer hat's gesagt? — Woher wußte er es? — Wo und wann war dieser Anfang? — Wer ist dieser Gott? — Wo kam er her? — Warum schuf er? — Kann er überhaupt schaffen? — Und wenn, warum nicht schon lange vor dem Anfang?

„Wo wareſt du, als Ich die Erde gründete!" ruft mit vernichtendem Spott dieser Gott dem armen Hiob zu. „Thue es kund, wenn du Einsicht besitzest. Du weißt es ja; denn damals wurdest du geboren und die Zahl deiner Tage ist groß!"

So fängt ferner das Neue Testament mit der wunderbaren Kunde von der wunderbaren Zeugung Christi an. Auch hier, wie will eine noch so scharfsinnige Kritik es angreifen, um nach neunzehnhundert Jahren wissenschaftlich festzustellen, ob das „empfangen vom Heiligen Geist" historisch richtig sei?! Und wenn es doch wahr wäre, und es gäbe wirklich einen Heiligen Geist Gottes, der einst dem Menschen Leben einhauchte und es noch vermag — wie soll sie es kritisch beweisen? — Ferner basiert die evangelische Lehre auf der von Jesus selber behaupteten, von seinen Aposteln geglaubten Sohnschaft und Gottheit Christi. — Wieder eine absolut ununtersuchbare, mit bloßem Verstand unfaßbare Thatsache. — Oder will die Wissenschaft gen Himmel steigen und Gott den Vater darüber befragen? Endlich schließen die Evangelien mit der Himmelfahrt Christi: „Der Herr nun wurde, nachdem er mit ihnen geredet hatte, in den Himmel aufgenommen, und setzte sich zur Rechten Gottes." „Und zwei Männer in weißem Kleide sprachen: Dieser Jesus, der von euch weg in den Himmel aufgenommen worden ist, wird also wiederkommen." — Auch hier: was thun? und wie sollen wir die Glaubwürdigkeit dieser Behauptungen prüfen? Obiger Schriftsteller ist schon lange tot und die zwei Männer kann man auch nicht mehr darüber verhören, woher sie wußten, daß Christus wiederkommen wird und wie; und andre Quellen haben wir nicht!

Man sieht, diese Kritik kann nicht einmal an die Thatsachen hin, die sie untersuchen oder leugnen möchte, kann sie ebensowenig greifen wie ein Kind den Mond; der Thatbestand entzieht sich der wissenschaftlichen Feststellung, weil er in höheren Sphären vor sich geht. Und gerade so wenig kann sie an die Lehren der Bibel hin. Wie will sie untersuchen,

ob das große Wort wahr ist oder nicht: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Oder das ebenso große: „Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben!“ — Hier steht alle Bibelkritik macht- und gegenstandslos da.

Was die Untersuchung der historischen Nebenzüge betrifft, so leugnen wir a priori, auf das Naturgesetz vom Abnehmen der Bildfläche und ihrer Beleuchtung nach dem Quadrat der Entfernung hin, daß wir jetzt, nach achtzehnhundert oder dreitausend Jahren, besser übersehen, besser verstehen, richtiger beurteilen können die Verhältnisse und die Menschen jener Zeit, ihre Beweggründe, ihre Charaktere und ihre Glaubwürdigkeit als ihre Zeitgenossen. — Aber auch bei den von den Evangelisten erzählten Begebenheiten muß die kritische Forschung ihre gänzliche Unfähigkeit, die Wahrheit der Erzählung zu kontrollieren und den historischen Beweis je beizubringen, eingestehen. So beim Bericht von der Auferstehung Christi. So erzählt uns Matthäus, daß er und einige Kameraden in stürmischer Nacht Jesum auf dem Meere wandeln sahen, und daß auch Petrus es versuchte. Hier haben wir eine große Lüge oder eine große Wahrheit. Aber wo will die kritische Untersuchung ansetzen? Wo sind andre Quellen zur Diskussion? Oder will sie sich von der Wissenschaft ein physikalisches Gutachten über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Sache holen? — Wir aber sehen uns das ganze Wort und Thun der Erzähler an und sagen: Wahrlich, diese Männer sind keine Lügner! Ihr Leben und ihr Zeugnis stimmt überein. Wir schließen aus der göttlichen, wie eine helle Sonne unsern Geist erleuchtenden Wahrheit des Kerns auf die historische

Wahrheit der Schale und glauben damit zum mindesten ebenso sicher zu gehen als eine sich beständig widersprechende Kritik.

Gesetzt aber, es würde dieser kritischen Geschichtsforschung gelingen, mit absoluter Sicherheit herauszubringen, daß an dem und dem Tage, da und da, ein Mann, Namens Moses, in seinem Zelte die Abfassung der Genesis angefangen habe; daß er dann das an dem und dem Tage vollendete Manuskript dem und dem Priester anvertraut habe u. s. w. Oder sie entdeckte eine durchaus genaue, ausführliche, unbedingt beglaubigte Biographie von Lukas oder Markus mit unwiderleglichen historischen Beweisen, daß sie jedes Wort des ihnen zugeschriebenen Evangeliums geschrieben haben. — Was wäre damit für die Göttlichkeit der Schrift gewonnen? — Gar nichts! — Denn diese Umstände haben damit noch bedeutend weniger zu thun, als die historische Untersuchung, ob Raphael von Urbino stammt und als Kind in dem und dem Hause wohnte, mit meiner Bewunderung der Sixtinischen Madonna. — Gibt es eine göttliche Offenbarung, so ist sie um nichts göttlicher oder weniger göttlich, ob wir, wie bei der Epistel Petri, wissen, wie der Mann hieß, der sie niederschrieb, oder ob wir es, wie beim Buch Hiob, nicht wissen; gibt es aber keine, so mögen alle vier Evangelien noch so historisch echt sein, sie helfen mir zu meinem Seelenheil ebensowenig als Xenophon oder Titus Livius, und es kann mir höchst gleichgültig sein, was einst ein Mann, Namens Matthäus oder Lukas oder Markus glaubte oder erzählte. — Selig sterben, ihr Herren, das ist die Aufgabe; und das ist die Kunst, welche niemals all euer Streit um den historischen Beweis die Menschen lehren wird. — Über die Grundfrage aber, ob es eine göttliche Offenbarung gibt oder nicht, ist die gesamte Wissenschaft ebenso unzuständig und urteilsunfähig als über die Frage der Existenz Gottes. Hier

hilft mir der Kopf und der Verstand und alle Kritik nichts; sondern der Geist Gottes spricht zu meinem Geist.

Aber, fragt mancher, soll ich denn bloß so ohne weiteres alles glauben, was sich für höhere Offenbarung ausgibt? — Keineswegs! — Wie Gott dir einen leiblichen Geschmack gegeben hat, damit du, auch ohne etwas von Botanik zu verstehen, jederzeit prüfen kannst, ob eine Frucht schmackhaft und gesund ist, ebenso im Geistigen. Ja, wie nicht der gelehrte Botaniker durch wissenschaftliche Deduktion feststellen kann, ob eine Frucht gut, nahrhaft und gesund ist, sondern der Mensch dieselbe zuerst essen muß und dann erst der Gelehrte in sein Buch die Resultate schreibt, so heißt es auch bei der Bibel: Nimm und iß! — Oder hat deine Seele keinen Hunger? — Oder keinen Mund, um zu kosten? keinen Geschmack, um zu prüfen? keinen Magen, noch Gefühl, noch Bewußtsein davon, ob dir etwas gesund ist oder nicht, dir Lebenskraft gibt oder dich krank macht? — Bist du tot, ein dürrer Ast, an dem keine Sonnenwärme, noch befruchtender Regen mehr Blätter und Früchte zu erzeugen vermag? Was kann dann Gott mit dir anfangen als dich verbrennen? — Macht aber dieses Wort aus dir einen Gottesmenschen, so ist es Gottes Wort. — Denn dieses Wort ist nicht ein gutes Buch, an dem dies und jenes noch auszusetzen wäre! Es ist eine Macht, die Herzen und Völker zermalmt und aufrichtet, tötet und lebendig macht; „eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben." „Ist nicht mein Wort wie ein Feuer, spricht der Herr, und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt?" — Als solches hat es sich von jeher tausendfältig in der Geschichte des einzelnen und der Völker erwiesen, hat während der Reformation je und je mit wunderbarer, übernatürlicher Macht auch den Lästerer und Flucher ergriffen, daß er wie ein Paulus niederstürzte und

rief: Herr, was soll ich thun? Daß er ein Lamm wurde und in seligem Frieden sich binden und auf dem Scheiterhaufen lebendig verbrennen ließ, Gott bis zum letzten Atemzug für sein Wort lobend. — Das ist die göttliche Legitimation dieses Wortes. Was will gegen solche Wunder eine selbstkluge Krittelei besagen? — „O ihr Thoren und trägen Herzens zu glauben an alles, was die Propheten geredet haben!"

Auch wir haben Augen und können Schlüsse ziehen; auch wir haben gezweifelt und Bibelkritik gelesen, sind auch über Sandkörner gestrauchelt, und haben Mücken geseiht und Kamele geschluckt. Und nun können wir, und danken in Demut Gott dafür, der Kritik spotten, wenn diese unsichere und schwankende, sich stets widersprechende Wissenschaft (?) uns zuflüstert, der und der Vers, und das und das Kapitel sei wahrscheinlich (!) unecht. Wenn aber Bibelkritiker mit der Versicherung uns einschläfern wollen, „die Glaubwürdigkeit der Bibel beruhe ja nicht darauf, daß das erste Kapitel der Genesis wahr sei," mit andern Worten: Gott fange freilich sein Buch gleich mit einigen kleinen Lügen an, aber das habe ja nichts zu sagen; später sage Er doch viel Schönes und Wahres darin, so rufen wir ihnen warnend zu: Hände weg von der Bundeslade! Rührt sie nicht an, bei Gefahr eurer Seele! Ihr seid unrein! — In uns aber jauchzt der Geist mit großer Freude darüber auf, daß wir an das ganze Wort, von 1. Mos. 1, 1 bis Offenb. 22, 21 voll und ganz glauben können und ein Vers dieses Buches uns mehr gilt als alle Menschenschriften. — Her zu mir! die ihr noch den Herrn fürchtet, und laßt uns seinen Altar wieder aufrichten, der zerbrochen dasteht, verlassen selbst von den Priestern und Dienern seines Wortes!

Freie Forschung! — Wo ist denn die? Gerade unter dieser Firma sehen wir eine unfreie, voreingenommene; Männer,

die bewußt oder unbewußt immer mehr mit dem Strome des allgemeinen Unglaubens schwimmen, deren Grundstimmung das Zweifeln und das Fragen der Schlange: Sollte Gott gesagt haben? oder die es gar als „fertige Resultate" bei sich tragen, daß es nie eine Weissagung, noch ein Wunder, noch eine Inspiration, noch ein Wort Gottes gab, die von Jugend auf gelehrt wurden, jede noch so unsichere „historische Quelle", oder auch bloße Hypothesen als Autorität gegen die Bibel zu verwerten; die sich rot schämen würden, kämen sie in den unwissenschaftlichen Verdacht, irgend ein biblisches Buch für wahr und echt zu halten, oder gar zu glauben, daß es je einen Mann Namens Daniel gab. — Wo bleibt bei solcher Voreingenommenheit und Befangenheit, bei solchem Nachbeten jeder antibiblischen Autorität die freie Forschung?

Und wo sind Resultate? Was hat diese freie Forschung, diese sich frei nennende, in Wahrheit von einzelnen Lehrsystemen geknechtete Theologie für Deutschland und die Kirche Christi gethan? Was hat sie dem deutschen Volke gegeben? Wo hält sie die steigende Flut des Socialismus und Anarchismus auf? Wo thut sie dem Verfall der Kirche Einhalt, wo stellt sie den abnehmenden Einfluß und das Ansehen des geistlichen Standes wieder her, wo wärmt sie die zunehmende religiöse Gleichgültigkeit wieder auf, wo verbreitet sie christlichen Glauben, wahre Gottesfurcht, und ein starkes, die Welt überwindendes Geistesleben unter den Menschen? — „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen," spricht Christus von menschlichen Lehren. — Wo, wann hat diese Bibelkritik uns auch nur ein Buch, eine Idee, einen Gedanken, eine Entdeckung gegeben, die uns Gott näher gebracht, die Ihn uns größer, heiliger, anbetungswürdiger, sein Wort uns ehr- und glaubenswürdiger, großartiger und gewaltiger, fester und tröstlicher gemacht hätte? Wo hat sie uns

große Horizonte, seelenerhebende Wahrheiten, stärkende Erkenntnis, Kräfte der zukünftigen Welt und Freude der Ewigkeit geschenkt? — Kurz, wo sind die guten Früchte, daran wir erkennen sollen, daß der Baum ein guter ist? Der schlechten aber sehen wir nur zu viele.

Doch lichtet sich gottlob schon der Nebel und der Fels des göttlichen Worts wird wieder sichtbar. Haben frühere Kritiker über die geographische und geschichtliche Unwissenheit eines Jesajas und eines Daniel gespottet, weil es, wie sie behaupteten, weder einen Ulaifluß noch einen König Sargon gegeben habe, und nicht Belsazar, sondern Nabo-Nahid der letzte König von Babylon sei u. s. w., so wissen wir jetzt, dank den Ausgrabungen von Botta u. a., daß es einen König Sargon von Agane gab, (der Arkeanos im Kanon des Ptolemäus) und daß dieser, genau wie Jesajas Kap. 20 erzählt, seinen Tharthan (obersten Feldherrn) gegen die empörte Stadt Asdod sandte; und ebenso, daß Nabo-Nahid seinen Sohn Belsar-zur zum Mitregenten ernannte, weshalb dieser den Daniel zum dritten (Dan. 5, 29), nicht zweiten nach dem König ernannte. So rühmt sich Asurbanipal in einer andern Inschrift, er habe mit dem Blut seiner Feinde „den Fluß Ulai wie Wolle rot gefärbt". So hat wirklich ein König Kedor Laomor zu der von der Bibel angegebenen Zeit Abrahams gelebt. So haben letzthin auf dem Pariser Kongreß gelehrte Assyriologen die ganze Wellhausen'sche Bibelkritik für historisch gänzlich unhaltbar erklärt. So erzählen die Thontafeln von Tell-Amarna, die in Keilschrift die Korrespondenz kananitischer Könige mit den Pharaonen enthalten, wie diese kleinen, nur nach Gold und Weibern lüsternen Despoten sich wiederholt aus Ägypten gegen das furchtbare, eine feste Stadt nach der andern erobernde Volk der „Habiri", Hilfe erbitten.

Wir Christen, die wir an die Bibel aus himmelshöheren als bloß geographischen und historischen Gründen glauben, bedürfen solcher Beweise nicht; aber wir danken Gott, daß Er in unsern Tagen aus Erbarmen gegen ein immer glaubensschwächeres Geschlecht solche immer zahlreichere Beweise zur Stärkung der Zaghaften auffinden läßt.

So gesteht offen der gelehrte Prof. Harnack, dessen theologische Stellung bekanntlich nicht die positive ist und welcher glaubt, das Christentum ohne Zuhilfenehmen des Übernatürlichen erklären zu können: „Es hat eine Zeit gegeben — ja das große Publikum befindet sich noch in ihr —, in der man die älteste christliche Litteratur einschließlich des Neuen Testaments, als ein Gewebe von Täuschungen und Fälschungen beurteilen zu müssen meinte. Diese Zeit ist vorüber .... Die Ergebnisse der folgenden Untersuchungen gehen in reaktionärer Hinsicht noch über das hinaus, was man etwa als den mittleren Stand der heutigen Kritik bezeichnen könnte. — Die älteste Litteratur der Kirche ist in den Hauptpunkten und in den meisten Einzelheiten, litterarisch-historisch betrachtet, wahrhaft und zuverlässig. Im ganzen Neuen Testament gibt es wahrscheinlich nur eine einzige Schrift, die als pseudonym im strengsten Sinn des Worts zu bezeichnen ist, der zweite Petrusbrief." (?) (Geschichte der altchristlichen Litteratur bis Eusebius.)

Ihr armen Christen, die ihr so vielfach heutzutage euch besinnt, wieviel ihr euch von euerm Glauben durch die Kritik rauben lassen wollt, und die Bruchstücke zusammenlest, die ihr euch „mit aller Entschiedenheit" noch retten wollt! ihr laßt die Flut ein Loch in den schützenden Damm einreißen und meint, später wollt ihr sie schon aufhalten; ihr laßt das Feuer am Gebälk züngeln und wollt erst später löschen; ihr seht gleichgültig zu, wie der Feind die Grundmauer eures Hauses unter-

gräbt und Stein für Stein abträgt, und ihr tröstet euch damit, man lasse euch ja euern Salon mit seinen moralreligiösen Nippsachen und das gemütliche Schlafkämmerchen daneben stehen; bis der Sturm der Not und des Todes hereinbricht und der ganze Bau, gerade wenn ihr Schutz und Obdach sucht, über euch zusammenstürzt und euch unter den Trümmern begräbt! — Oder habt ihr schon einen gesehen, der nach zehn Jahren fleißiger Bibelkritik noch gewußt hätte, was er glaubt, oder ob er noch etwas glaubt? — Wenn der Christ, schrieb einst ein armer, um seines Glaubens willen im Gefängnis sitzender Kesselflicker, auf der Lebensreise vom geraden, steilen, nach der himmlischen Stadt führenden Weg abirrt, und die bequemen, berasten und beblümten Pfade der Vernunft sucht, gerät er auf das Gebiet des Riesen Zweifel; der schleppt ihn nach seiner festen Burg Verzweiflung, sticht ihm die Augen aus und läßt ihn fortan unter Grabsteinen herumstolpern.

Ei, mein Bruder, willst du nicht lieber den Sprung in die Arme dieses ewigen Vaters wagen, und dich ein für allemal entschließen, diesem treuen Gott und Schöpfer mehr zu glauben, als dir selber? Glaubst du, Er, der dir das Leben gab und täglich deinen Leib ernährt, könne und wolle nicht auch deinen Geist ernähren? Er, der seine Sonne täglich dir scheinen läßt, gehe darauf aus, deine Seele in Finsternis zu lassen? — Kannst du auch nicht, du halbtoter Engel, mit den schweren, von der Sünde gelähmten Gliedern, mit der stammelnden Zunge, dem trüben Blick, der von der Sorge umdüsterten Stirn die leuchtenden Mysterien und die geistigen Kräfte der oberen Welt fassen und begreifen, so traue doch dem Gott, der mit solcher Treue und Geduld dich täglich versorgt und trägt, dessen Güte und Weisheit du in der ganzen Schöpfung siehst, seinem Wort der Liebe und seinen herrlichen, tausendfältigen

Verheißungen des Friedens, des herzlichsten Erbarmens, der Vergebung und des ewigen Lebens, in denen Tausende mit Thränen der Wonne Kraft im Leben und Trost im Tode gefunden haben. Sollen sie alle Lügen sein, bloß weil du aus dem vielen einzelnes nicht reimen kannst?

Darüber schreibt unser lieber Dr. Martin Luther: „Wenn Gott etwas heißet, sagt oder thut, so sollst du dein Maul zuhalten und auf deine Knie fallen, weiter nichts fragen noch sagen, sondern thun, was er dich heißet, hören, was er dir saget, und dir gefallen lassen, was er thut. Denn Gott will von uns ungemeistert sein, die wir von Natur Kinder des Zorns, Sünder und Lügner sind. Derohalben sein Rat, Wort und Werk uns viel zu hoch ist, daß wir es verstehen sollten. Noch sind wir so blinde, vermessene Narren, die sich dünken lassen, daß sie es nicht allein verstehen, sondern auch wohl besser machen könnten. Weil wir nun solcher Unart von Natur sind, so sollten wir unsre Weisheit beiseitlegen und in Gottes Gebot und Sachen also denken: Siehet es mich närrisch an, so ist's in der Wahrheit keine andre Ursache, denn daß ich ein großer Narr bin, der die göttliche Weisheit nicht fassen noch verstehen kann, denn meine Thorheit und Blindheit hindert mich."

Kannst du aber deinen hochmütigen Sinn vor Gottes Thorheit, die weiser ist denn die Menschenweisheit, beugen, so bist du von der eignen Vernunft emanzipiert, so hast du, wie die Lebenssorge und die Todesangst, auch, was noch mehr ist die eigne Seele überwunden und kannst, wenn Satan dir alle Reiche dieser Welt und ihre Herrlichkeit zeigt und sie dir verspricht, so du niederfällst und ihn anbetest, ihm antworten: Ich nähme sie nicht umsonst! Habe sie mir angesehen; wüßte nichts damit anzufangen! Behalte dir den Tand und den Betrug,

der auch dir kein Glück bringt, mit dem auch du nichts anzufangen weißt, von dem du am besten weißt, wie wertlos er ist, mit dem du nur Seelen lockst und köderst und lachst dann ewig ihrer Thorheit.

Und zuletzt führt der Teufel den Menschen, der die leibliche und seelische Existenzfrage und alle Herrlichkeit der Reiche dieser Welt überwunden hat, auf die Zinne des Tempels. — „Ihr seid der Tempel Gottes," sagt die Schrift. — „Bist du Gottes Sohn, so wirf dich hinunter!" — Bist du ein Elohim, so lebe und wirke in Kraft deiner Gottheit und der Ewigkeit, die du in dir fühlst — von jeher die Versuchung derjenigen, die über der materiellen und intelligenten standen.

Denn die leibliche, wie die Existenzfrage sind wohl Fragen der Ichheit; aber weil nur indirekte und nicht ihr ganzes Dasein involvierend, so können sie auch überwunden sein, ohne daß die prinzipielle Ichheitsfrage erledigt sei. — So hat mancher Philosoph und Brahmine die Existenzfrage überwunden und sie zur letzten, statt zur ersten gemacht. So hatte ein Diogenes einigermaßen die Reiche dieser Welt überwunden, so ein Sokrates die Vernunftfrage, als er ausrief: Ich weiß nur, daß ich nichts weiß, und ein Plato, wenn er sagte: Solange nicht ein Bote der Götter von oben uns Wahrheit bringt, werden wir im Irrtum beharren. Dazu gehört nur ein Horchen auf den allgemeinen Geist Gottes, in dem und durch den wir leben, weben und sind. Aber dabei, und so sehr und so oft man sich bemüht, die Triebe und Sprossen immer wieder abzuhauen, bleibt die tiefe verborgene Pfahlwurzel der Ichheit im Herzen. Sie herauszureißen vermag nur der Heilige Geist, und um den zu

bekommen, muß der Mensch sich bekehren, oder besser, Gott muß ihn bekehren. Die Frage der Fragen ist für den Geist: existiere ich durch mich allein, selbständig frei, ewig, oder nur durch die Gnade, kraft der Macht und in dem Leben eines Gottes über mir und in mir, der da spricht: Du sollst keinen andern Gott neben mir haben, auch nicht dich selbst; mit einem Worte: habe ich in mir das Leben und das Gesetz?

Das Sichsetzen als Zentrum und Mittelpunkt der Welt und des Alls, das ist die große Versuchung; das Sichlieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit allen seinen Gedanken, *das ist die Sünde*. — Sich durch die Äonen hindurch von seiner Ichzahl aus als Einheit und Maß und Gesetz der Schöpfung zu individualisieren, anstatt sie als ein unendlich kleines Bruchstück des unendlichen Gottes anzuerkennen, das war der Fall Satans. Sich von dieser Ichheit emanzipieren, das ist wahre Freiheit; denn furchtbar ist ihre Tyrannei! Wo du gehst und stehst, beherrscht sie dich mit eiserner Faust, zwingt dich, nur an sie zu denken, nur für sie zu leben, will, daß deine Welt sich um sie drehe und macht dich hier gründlich unglücklich, am reichbesetzten Tisch und in der flotten Equipage, in Gesellschaft, und noch mehr in der Einsamkeit, weshalb du so bitter ungern allein mit ihr bist; und drüben macht sie dich unselig. Stehst du auf dem Grund- und Eckstein dieser deiner Ichheit, und fassest die Welt von diesem Zentrum aus auf, so wirst du einst zu Grunde gehen, und diese Welt wird nichts nach dir fragen. Hast du dich auf Gott aufgebaut, so wird einst diese Welt vergehen, und du wirst nichts nach ihr fragen. Der Mensch muß allen Glauben an sich, an andre und an die Welt verlieren, um in Gott wieder an sich, an andre und an die Welt glauben zu können.

Hier wird es prinzipiell! und das zeigt, daß wir tiefer in die Sache gekommen sind, als auf den beiden andern Stufen. Trefflich sagte der alte Weise, der Tod und die wahre Philosophie hätten das gemein, daß man bei beiden in die Region der Prinzipien kommt. Warum und wozu persönlich kämpfen? Die Persönlichkeit ist hienieden nichts als die sichtbare, einseitige, verkümmerte, verwachsene und verkrüppelte Darstellung von Prinzipien. Diese allein sind wert, daß man um sie kämpft. Der Mensch ist auf Erden der Spielball dieser ewigen Gesetze. Seine Aufgabe ist es, sie zu erkennen und geistig zu meistern durch Gott und in Gott; dann ist er ein König und Beherrscher der Ewigkeiten. Für den im Geist gereiften Menschen kann es sich nur noch um die Prinzipien und Anfänge des Seins handeln, nicht mehr um die zahllosen Erscheinungen. — Wohl ist unser ganzes Leben eine Erscheinung, eine Offenbarung unsrer Ichheit und der unsrer Mitmenschen; wohl ist die Existenz die stete Wechselwirkung, die stete Reaktion unsres Ichs auf andre und andrer auf uns. Aber bald entdeckt der Geist, der in der Wüste des materiellen Daseins gefastet und gehungert hat, der sich die Reiche dieser Welt und ihre Herrlichkeit angeschaut und ihre Eitelkeit erkannt, daß die großen ewigen Fragen sich nur um sein Ich oder Nichtich vor Gott und Gott gegenüber drehen. — Gott *oder* Ich? — Gott *und* Ich? — Gott *in* Mir? — Ich *in* Gott? — Darum allein wird auch drüben noch gekämpft, wohin weder die materielle Existenzfrage, noch die Herrlichkeit der Erdreiche hinreicht. Denn das ist biblische Lehre: Satan ist noch nicht aus den Himmeln vertrieben, darf noch unter den Söhnen Gottes vor den Herrn treten (Hiob 1); noch ist „der große Drache, die alte Schlange, welche Satan und Teufel genannt ist", nicht auf die Erde geworfen (Off. 12, 9); noch harren unter dem Altar die Märtyrer

und verlangen das gerechte Gericht Gottes über ihre Mörder (Off. 6, 10). Wie könnten die oberen Glieder des Leibes Christi in unwissendem, teilnahmlosem Nirwana ausruhen, während die andern Glieder auf Erden noch leiden und kämpfen, und solange Gottes Reich noch nicht gekommen, sein Name noch verlästert wird und sein Wille nicht geschieht?

Wollen wir es versuchen, dem Worte gemäß: „Sinnt auf das, was droben ist," uns diesen Kampf zu denken? — wobei jeder Christ leicht unter dem Bilde und in der Allegorie die schon in der eignen Seele erlebten Kämpfe erkennen wird.

Wir standen auf der Burg der Seligen, das weite Meer überschauend. Es wurde Abend auf den Wassern. — Da flogen Engel vorbei und riefen uns zu: „Wehret euch! es naht der Kampf und die Macht der Finsternis!" — Und in den Lüften und im Meer und auf dem Lande schwieg alle Kreatur und fühlte den nahenden Zorn. Die alten Helden aber, die im irdischen Leben viel Trübsal und Kampf bestanden, auch schon mit den Mächten der Hölle gerungen, ordneten die Reihen auf den hohen Zinnen; schnell lief das Kommandowort, und bald standen die Krieger im glänzenden Panzer mit goldenem Schild und funkelndem Schwert da. — Und schon wurde das Meer unruhig; es war wie ein Sieden und Brausen in der Tiefe und grau wurden die Gewässer. In der Luft aber war es wie Nebel und darin tönte leises Zischen und Heulen. Chaotisch untereinander geworfen erhoben sich die Wellen, und aus ihnen schauten, anfangs kaum zu unterscheiden, dann immer deutlicher werdend, schwarze Gesichter hervor mit verzerrten Zügen, mit den Fluten auf- und abschaukelnd und mit glühenden Augen uns unverwandt anstarrend, Seelen aus dem Scheol, die nie selig werden können. Und bald entstiegen manche ganz den Wellen, umschwirrten uns mit heiserem Geschrei und blinzelten

mit den rotfeurigen Augen wie Eulen ob des ihnen verhaßten Lichtes. — Und sie heulten, aus dem Munde Feuer speiend und stöhnend: „Die ihr uns geraubt, gebt sie uns wieder her! Hofft nicht sie zu retten; eher sollt ihr mit ihnen verderben!“ Immer zahlreicher wurden sie und brachten Dunkelheit mit. Und unter ihnen erschienen andre Wesen; mächtiger, wie mit Flügeln, auch schwarz, hatten Schwerter wie aus rotem Feuer und schleuderten feurige Pfeile; waren Engel des Abgrundes. — Der Sturm heulte und der Kampf begann, und mächtig wie niemals in der toten Leiblichkeit brauste unser Schlachtgesang: „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen!“ — Immer wütender wurde der Anprall des Feindes, und wie der Kampf wuchs, sahen wir unter den schwarzen Engeln finstere, nebelhafte Gestalten, riesenhaft, wie gekrönt, aber unkenntlich, die Fürsten der Hölle. Und sie trieben mit Grimm ihre Engel in den Kampf und gossen Höllenzorn über sie aus. Da versuchten diese, sich hocherhebend, den Himmel, der über uns lichtblau geblieben, zu verdunkeln und von oben her uns anzugreifen; aber noch höher erschallte unser Kampflied: „Und wenn die Welt voll Teufel wär und wollt uns gar verschlingen, so fürchten wir uns nicht so sehr, es muß uns doch gelingen!“ Als sie aber mit Macht von oben in die Burg eindringen wollten, sangen die leuchtenden Kinderseelen in weißen Kleidern: „Breit aus die Flügel beide, o Jesu, meine Freude, und nimm dein Küchlein ein!“ Da stiegen in geschlossener Phalanx mit blitzendem Schwerte die Engel der Kleinen herab, schlugen alle Angriffe zurück und blieben hoch über uns schweben. — Aber es wuchs doppelt die Wut der Dämonen und über das Heulen des Sturmes und das Toben der Schlacht erhob sich grauenerregend das gellende Kreischen der Hölle: „Satan hilf! Satan hilf! und Fluch sei dir in Ewigkeit!“ — Da fing die

Erde unter uns an zu beben. Zum siedenden Kessel wurde das Meer, dessen Gischt hoch an die Zinnen schlug, und endlos rollte der Donner durch die Lüfte; rot erglühte über uns die Engelphalanx und erstaunt sahen wir in unsern Reihen blitzschnell erscheinen und verschwinden hohe Gestalten, gepanzert, wie Helden aus hundert Schlachten, und wir wußten, es sind Selige aus höheren Sphären, darunter der, dessen Lied wir sangen, und ihr Anblick gab uns zehnfache Kraft und zehnfachen Mut. Fest stellten wir die Schilde hin, griffen fester das flammende Schwert; wie der Blitzstrahl flog das Kommandowort durch die Reihen, und „Jehovah ist Gott!" war die Parole.

Aber schon war Er da! Turmhoch seine Engel überragend, in Nacht gehüllt, mit dem versengenden Blick, der die Seele verdorrt! — „Sklaven!" rief Er, und wie ein Orkan brauste sein Wort über unsre Seelen und erschütterte sie, wie der Sturm im Walde die Bäume schüttelt, „Sklaven, wollt ihr ewig dienen? Es steht geschrieben: Ihr seid Götter! Werft von euch die Ketten und die Anbetung und wagt es, in eigner Macht Götter zu sein!" — Und unsre Seelen erbebten ob des Zornesgrimms; wankend erwogen wir, ob des Zornes Herrlichkeit in der eignen Ichheit nicht größer sei als die ewige Liebe, und begriffen den Abfall, und schauten schaudernd in den ewigen Abgrund. Aber noch wurzelte der Geist in Gott, erhob sich in Ihm und hielt fest die Seelen; die Schwerter sprühten Blitze, und wie unbezwinglicher Schlachtruf brach es hervor: „Jehovah ist Gott!" — Da wurde noch dunkler seine Nacht, noch höher seine Gestalt und verdorrender sein Blick; fahlgelbe Blitze zuckten wie eine Krone um sein Haupt und Er rief, und es klang wie das Brüllen von tausend Löwen: „Ihn werde ich stürzen von seinem Thron! Euch schwöre ich bei

meiner Qual dreifaches Weh. Und wer wird euch erlösen aus Meiner Hand?" Und wie aus schwarzer Hagelwolke plötzlich zahllose Schlossen prasselnd sich ergießen, schlugen mit betäubendem Getöse tausend feurige Pfeile an Helm und Schild, und wie die Ähren, wenn der Sturm über das Kornfeld weht, wankten und beugten sich unsre Reihen. Versengend fühlten wir seinen Hauch; unter dem Feuergewitter erbebend, ließen wir die Schwerter sinken, suchten uns mit gesenktem Haupt und vorgestrecktem Schild zu decken, und nicht mehr wie Siegesgesang, sondern wie bange Klage zum Tod Verwundeter stieg der Hall aus unsern Seelen: „Mit unsrer Macht ist nichts gethan; wir sind gar bald verloren!" — Und aus der Nacht erglühten seine Augen und darin war der zweite Tod, den keine Seele schauen kann und leben, und diabolisches Gelächter erklang! — Da huben an die Engel über uns zu flehen: Christe Eleison! Herr, erbarme dich! — Aber die Kindlein beteten mit heller Stimme und gefalteten Händchen: „Will Satan mich verschlingen, so laß die Englein singen: Dies Kind soll unverletzet sein!" .... Da stand Er unter uns, der Heilige Gottes, leuchtend wie die Sonne, und sprach mit göttlicher Ruhe: „Fürchtet euch nicht! Ich bin bei euch!" — Da verstummte der Kampf und ward eine große Stille. — Klagend, heulend, sich selbst und Gott und Satan verfluchend, versanken die Verlorenen in die Tiefe; blau wurden wieder der Himmel und das Meer. — Aber wie tausend Meilen zurückgeblitzt, stand Satan fern, sein Haupt wie zertreten, sein Blick stumme, verzweiflungsvolle Wut, und um die zusammengekauerte Gestalt schwirrten in verworrenem Flug seine schwarzen Engel wie Meeresvögel, deren Schar der Sturm zerrissen hat. — Und noch einmal schaute der Eingeborene Gottes hin, — da verschwand Er und

die Seinen, und nur dunkle Gewitterwolken sah man noch am fernen Horizont.

Uns aber sah Christus an mit den Augen wie Feuerflammen, und darin war unendliche Liebe. Und er sprach ernst: „Wer überwindet, dem will ich geben mit mir auf meinem Thron zu sitzen, wie auch ich überwunden und mich gesetzt habe mit meinem Vater auf seinen Thron!“ — Und wir sangen: „Gelobt seist du, Herr Jesu Christ!“ — Dann stieg er wieder empor, mitten durch die Engelschar, welche sang: „Gloria in excelsis!“ und darauf erklang es von den oberen drei Himmeln herab, Seligkeit verbreitend: „Sanctus! Sanctus! Sanctus!“ — Und Freude und himmlischer Friede ergossen sich über das Paradies. Es duftete und leuchtete in lieblicher Farbenpracht nach dem Gewitter die Blume, und es freute sich die Kreatur; stille Wonne war in der Luft, und schön wie niemals erglänzte der Abendstern.

Aber noch lange wetterleuchtete es rot und drohend am Horizont; die Nacht hindurch blieb die Engelphalanx fest geschlossen über uns schweben, und zahlreiche Krieger hielten auf den hohen Zinnen die Schildwacht. — Denn das Vergängliche ist nur ein Gleichnis.

So kommt der Geist, denn alles Gebären ist Weh, und alles Leben, sagt Böhme, wird in der unergründlichen Quelle der Qual geboren, durch Armut zum Besitz, durch Tod zum Leben, durch Vernichtung zur Ichheit. — Das ist das große Geheimnis dieser abgefallenen Welt. — Und hat der Christ den Kampf durchgemacht und ist in Gotteskraft und durch Christi

Blut ein Überwinder geworden, so steht er nach langer Pilgerfahrt durch die Wüste vor dem Jordanfluß. Drüben ist das Gelobte Land, und er darf an der Hand seines Gottes trockenen Fußes hinüber. Dann heißt es auch von ihm: „Als die Versuchung vollendet, verließ ihn der Teufel, und siehe! die Engel kamen und dieneten ihm!"

Dann geht ihm drüben die himmlische Natur und das himmlische Gesetz auf. — Und beides ist nicht in der Art ein Neues, daß es nicht mehr für unser natürliches und gesetzliches Denken faßbar, daß es nicht für unsern Geist natürlich und gesetzlich wäre! Redet doch Gott selber von der ewigen Welt als von einem neuen Himmel und einer neuen Erde; spricht es also aus, daß die ewigen Gesetze und Bedingungen eines Himmels und einer Erde diese Schöpfung immer noch und ewig regieren werden. Ebenso ist der neue Mensch in Christo nicht ein unbekanntes, ungeahntes, unbegreifliches Wesen, sondern eine, in einer uns sündigen Menschen allerdings unfaßbaren Art und Weise, verherrlichte Darstellung der Prinzipien und Gesetze dieses Ideals Gottes, als er sprach: Laßt uns ein Wesen schaffen in unserm Gleichnis!

Daß diese Gesetze, Satzungen und Ordnungen der irdischen Dinge auch Gesetze, Satzungen und Ordnungen der himmlischen Dinge sind, ist biblische Lehre; die Schrift würde uns sonst mit falschen und unzutreffenden Bildern falsche, unzutreffende Eindrücke, Begriffe und Vorstellungen von einer unfaßbaren und unbegreiflichen Welt geben. Daß es nicht so ist, ist aus der Stiftshütte und ihrem Dienst zu ersehen, aber auch aus den Gleichnissen Christi, die darauf beruhen, daß die Gestalt dieser Welt ein vergängliches Gleichnis ist von einer unvergänglichen Welt. Allerdings waren es für die Menge nur, wenngleich höchst lehrreiche, Bilder und Gleichnisse; für seine

Jünger aber waren es im Licht des Geistes Realitäten, weshalb Jesus zum Volke spricht: „Das Reich Gottes gleicht . . .," zu seinen Jüngern aber: „Der Acker ist die Welt. Die Ernte ist das Ende der Welt. Die Schnitter sind die Engel."

Denn das Reich Gottes ist nicht Dunst, Nebel, bloße Vorstellungen, Gefühle, Einbildungen. Es ist Kraft und Wesen! Es ist Wahrheit und Leiblichkeit. Es ist das Furchtbarste und Entsetzlichste, und das Lieblichste und Wonnigste, was es giebt; sonst wäre es nicht das Reich Gottes! Es ist höchste Kunst und wahre Wissenschaft, göttlicher Luxus und herrlichster Genuß, kräftigste That und seligstes Sein! — Oder meinst du, es sei ein Geringes, an Gottes Tisch in Gottes Reich zu sitzen? — Kannst du auf Erden irdischen Gästen oder dem heimkehrenden Sohne zuliebe, ein schönes Gastmahl herrichten, in prächtiger Villa, im prunkvollen Palast, glaubst du, Gott werde weniger herrlich seine Söhne bewirten, wenn sie nach mühevoller Erdenreise müde und siegreich heimkehren, und könne nicht auch diese seine Gäste mit feurigen Weinen und köstlichen Speisen, himmlischer Musik und geistvoller Unterhaltung aufs höchste erquicken? — Das Reich Gottes ist eine Erfüllung alles Wünschens und Sehnens und Begehrens derjenigen, die sich entschlossen, ihrer Vernunft und ihrem verdorbenen irdischen Geschmack zum Trotz, diese Erfüllung nur von Gott zu hoffen; eine stete Enttäuschung und Verzweiflung derer, die sie in sich und in den Geschöpfen suchten. Es ist eine Realisation der ewigen Gesetze durch Leib, Seele und Geist der gesamten Schöpfung; eine Durchführung dieses ewigen Denkens Gottes, dessen krystallenes Durchscheinen bei allen Wesen und selbst in der unorganischen Natur wir jetzt nicht in steter Bewunderung und Anbetung wahrnehmen können, infolge der durch Abfall und Entfernung von diesem Gott bewirkten

Erstarrung der physikalischen Kräfte, des Erfrierens des ewigen Stoffes zu hartem und leblosem Stoff und der trüben, stets gärenden Hefe der Sünde.

Glaubst du, daß du unsterblich bist, daß du niemals vergehen kannst? sondern durch alle Äonen und Abgründe der Zeit und des Raumes und des Stoffes und des Geistes hindurch immer weiter und weiter fortschreiten wirst, mußt, darfst? — Nun, dann mußt du irgend einem Ziel näher kommen; hinauf oder hinab, zu Gott oder von Gott ab! Oder willst du plan- und ziel- und zwecklos durch die Ewigkeiten irren? Weißt du selber nicht, wo du hinwillst, wohin dein Sehnen geht? — Denn auch das ist Gesetz: Niemand und nichts in der Welt kann und Gott will nicht dich zwingen zu glauben und zu lieben, was der Geist in dir nicht glaubt und nicht liebt. — Sondern drüben ist das Land der freien Wahl. — Fürchte nicht, daß dort ein harter und ungerechter Gott dich in die Hölle werfen, und die Pforten seines Himmels dir verschließen wird. Wohin dein Herz dich zieht, wo dein Schatz ist, darfst du hingehen und ewig verweilen; du darfst zu der Frucht voll und ganz reifen, die deines Baumes Saft und „Ruach" schon auf Erden ahnen ließ. War es dir schon hier eine Qual, Gebete und Gottes Lob anzuhören, so glaube nicht, daß Er dich zwingen werde, ewig dabei zu sein oder gar mitzusingen und mitzubeten; du darfst zu denen hin, die Ihn in Ewigkeit lästern. War dir die Demut solcher in der Seele zuwider, die ihre Vernunft unter dem Kreuze Christi beugten und kindlich glaubten, so darfst du drüben zu denen dich gesellen, die ewig im Gefühl ihrer Weisheit sich abmühen, aus löchrigen und versiegten Brunnen Wasser des Lebens zu schöpfen. Gehörst du zu denen, die nach Gott wenig fragen, Ihn weder hassen noch lieben, sondern ihr Leben nach eignem Wunsch und eigner

Luft einrichten, so wirst du drüben viele Genossen haben. Seht zu, ob es euch gelingt, von Gott getrennt, vom Baum abgesägte Äste, von der Quelle getrennte Bäche, Kraft und Gesetz in euch selbst zu finden; sonst müßt ihr ewig verdorren und versiegen.

Gott legt uns diese seine Natur und ihre Gesetze vor. Wir können Ihn darin suchen und diesen Gesetzen gemäß leben; dann lassen wir auf uns die göttliche Anziehung wirken, nähern uns Ihm mit centripetaler, nach dem Quadrat der Annäherung zunehmender Kraft und Er sich uns; Er offenbart uns dann die höhere Natur und die höheren Gesetze, von denen jene ein Gleichnis und eine Folge waren, und sich selbst als den, der in Christo diese Welt und diese Natur mit sich selber versöhnte. Oder wir können diese Natur mißbrauchen und ihre Gesetze übertreten, dann verfallen wir der centrifugalen Gottesscheu, dem diamantenen Gesetz der Konsequenz unsrer Thaten, der Gerechtigkeit unsres Seins, und werden in der fortgesetzten Übertretung dieser Gesetze einen fortwährenden Tod unsrer Seele, in der Verkehrung dieser Natur die höllische Natur finden.

Was du aus dieser Welt, aus dieser Natur und aus ihrem Gesetz machen willst, — das ist deine Sache.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

In demselben Verlage sind erschienen:

Naturstudium und Christentum. Von F. Bettex. Siebente Auflage. Preis gebunden 4 Mark.

Symbolik der Schöpfung und ewige Natur. Von F. Bettex. Zweite Auflage. Preis in elegantem Kalikoband 5 Mark.

Urteile der Presse über die Bücher von Bettex:

Naturstudium und Christentum:

„Ein herrliches Buch voll idealen Schwungs, durchweht vom warmen Hauche persönlicher Frömmigkeit und Ehrfurcht vor dem Worte Gottes, ein Buch, das die Jungen begeistert und die Alten erquickt; ein Buch, das Gründlichkeit der Forschung mit Eleganz, Lebhaftigkeit und Plastik der Darstellung aufs glücklichste verbindet; ein Buch, in dem neben einem tiefen Ernste und dem heiligen Eifer um das Beste, was Christen besitzen, doch die Quelle frischen Humors, treffenden Witzes und feiner Ironie lebendig sprudelt — kurz ein Buch, das man von Anfang bis zu Ende lesen muß, da es auf jeder Seite fesselt, nirgends langweilt. Was uns der Verfasser hier in fünf Kapiteln: Fortschritt? — Evolution und moderne Weltanschauung — Christliche Naturforschung — Wissenschaft — Materialismus — bietet, zeugt von seiner ganz ungewöhnlichen Belesenheit auf den hier in Betracht kommenden Gebieten und einer seltenen Gabe glänzender, volkstümlicher, überzeugender Darstellung, selbst wo es sich um die schwersten Probleme der Wissenschaft handelt. Überwältigend erscheinen uns die im dritten Kapitel entwickelten großartigen Anschauungen und vernichtend für die Anmaßung einer immer hochmütiger sich gebärdenden und doch so öden, widerspruchsvollen materialistischen Wissenschaft die Zeugnisse, die er in den beiden letzten Kapiteln aus den Reihen ihrer eignen Jünger, wie der namhaftesten Gelehrten gegenteiliger Richtung vorbringt. Wer ‚Naturstudium und Christentum' mit aufmerksamen Sinnen und ohne Voreingenommenheit studiert, der wird daraus einen tiefen Eindruck von der Herrlichkeit und dem ewigen Wahrheitsgehalt des Christentums bekommen."

Litteraturblatt der Deutschen Lehrerzeitung.

„Wer das Buch in die Hand nimmt, wird es auch zu Ende lesen und es mit dem Eindrucke weglegen, daß er nichts Unbedeutendes oder Wertloses gelesen hat. Gleich der erste Abschnitt: ‚Fortschritt?' ist so originell und frisch geschrieben und an wertvollen Gedanken so reich, daß er unser besonderes Interesse rege macht. Der pharisäische Gedanke: ‚Wie herrlich weit haben wir es doch gebracht!' wird da sehr gründlich bekämpft. Wenn wir auch manches einseitig beurteilt finden, so scheiden wir doch von der Lektüre dieses Abschnittes mit der Befestigung unsrer Einsicht, daß alles irdische Streben der Menschen nach Vervollkommnung wertlos ist, wenn nicht der innere Mensch sich vervollkommt, und daß alle so schön ausgesonnenen idealen Gesellschaftszustände Traumgebilde bleiben müssen, wenn nicht die Menschen besser werden und das Reich Gottes nicht in den Herzen zur Entfaltung kommt."

Christliche Welt.

Natur und Gesetz:

Endlich eine originale, neues Licht gebende Schrift in dem düstern Nebel der heutigen Litteratur. In der vorigen Nr. bemerkten wir, daß die Lehren von der Schöpfung und Weltregierung (Vorsehung) Gottes zu den dürftigsten der bisherigen Dogmatik gehören. Diesem Bedürfnis kommt die Bettex'sche Schrift entgegen mit dem in spannender, gedankenreicher Darstellung gegebenen Nachweise: daß die Schöpfung uns den Schöpfer (sein Wesen und Ordnungen) kennen lehrt; daß sie in sich das Gesetz enthält und selbst das Gesetz ist, wonach wir leben müssen, um zu leben, ja, daß sie schon in sich den Keim desjenigen Gesetzes enthält, nach dem wir einst droben leben werden.

Es ist eine Apologie, wie wir seit Pascal keine gehabt haben; denn die apologetischen Schriften unseres Jahrhunderts (Naville, Luthardt, Zetschwitz u. a.) waren nur Ausführungen der Pascal'schen Gedanken. Bettex aber macht sich die ganze, erst in unserer Zeit aufgeschlossene Naturwissenschaft mit einer Fülle mannigfaltiger Bilder und einer reichen Lebenserfahrung und Menschenkenntnis dienstbar, um die Schöpfungsgesetze in der Natur und im menschlichen Organismus zu zeichnen. Seine Schrift ist eine neue Gesetzespredigt.

Haben wir dies Buch eine neue Apologie und eine wissenschaftliche Gesetzpredigt genannt, so gibt es in dem Kapitel über den „Menschen" auch die Grund-

lage einer rechten „Seelenlehre“. Hegel mußte eingestehen, daß die Psychologie seit Aristoteles keinen Fortschritt aufzuweisen habe und die theologischen Versuche, eine solche aus einzelnen Schriftworten zu konstruieren (Delitzsch u. a.) haben uns nicht weiter gebracht. **Kirche der Zukunft.**

Durch sein im vorigen Jahre veröffentlichtes Buch „Naturstudium und Christentum“ hat der Verfasser mit einem Schlage die gebildete christliche Leserwelt erobert und davon binnen Jahresfrist eine zweite Auflage veranstalten können. Er läßt diesmal eine neue Arbeit folgen, die ebensoviel Freunde finden wird wie die erste. Better ist ebenso ein Kenner der Natur wie der Offenbarung. Die Ordnungen beider Gebiete erkennt er an, wo sie wirkliche Realitäten sind; ihre Gesetze festzuhalten und durchzuführen, ist ihm Gewissenssache. Das macht seine Ausführungen so lehrreich, daß er nirgends furchtsame Konzessionen oder falsche Kompromisse macht, sondern unerbittlich auf Beobachtung des göttlichen Willens hält. Unserer Zeit, die alle ihre Erscheinungen über die gewiesenen Grenzen hinausgehen sieht, kann gar nichts Heilsameres gegeben werden als ein Buch, das so geistreich und so unerbittlich die Grenzen und Schranken der menschlichen Natur, der männlichen wie der weiblichen, zu beobachten zwingt. In fünf Kapiteln: Naturgesetze, Erde und Organismen, der Mensch, Mann und Weib, der Geist — führt der Verfasser seine Gedanken aus, die im höchsten Maß eine Apologie der biblischen Gottes-, Lebens- und Weltanschauung zu heißen verdienen. **Deutsche Evang. Kirchenzeitung (Stöcker).**

Symbolik der Schöpfung und ewige Natur:

Dieses neueste Geisteserzeugnis des geistvollen Stuttgarter Naturphilosophen hat uns noch mehr angesprochen als seine beiden Vorgänger. Und wir glauben, daß auch andere so urteilen werden. Sowohl ihrem Ideengehalt wie ihrer Darstellungsform nach gibt die neuere Arbeit ein Gereiftsein des Verfassers über das frühere Maß seines Könnens hinaus zu erkennen. — Es ist eine Weltanschauung aus einem Guß, durchtränkt mit biblischen Gedanken, getragen von echt christlicher Begeisterung und durchglüht von edlem, gerechtem Zorn wider die Afterphilosophen des modernen Unglaubens. Daß die ihr zu Grunde liegende Energie christlich frommer Gedankenbildung hie und da ins Üppige und Phantastische auswächst, kann und muß verziehen werden. — Im Schlußabschnitt faßt der Verfasser von vornherein auf einem festen und fröhlichen Bibelglauben Posto, indem er in gleich sehr antimaterialistischer wie antipessimistischer Kampfesstimmung einem derben und trotzigen Realismus seiner Jenseitsvorstellungen bekennt. Man nehme den Prüfstein des untrüglichen Gotteswort zur Hand, und man wird reichen geistigen Genuß und Gewinn von dieser geistreich und kraftvoll durchgeführten Symbolik der Schöpfung haben. **Beweis des Glaubens.**

In ähnlicher Weise urteilen: **Schwäb. Merkur, Kreuzztg., Leipz. Ztg. (wissensch. Beilage), Deutsche Lehrerztg., Westdeutsche Ztg., Deutsche Reichspost, Das Volk, Kirchl. Monatsbl. von Kühn, Bremer Kirchenbl.** u. a. m.

Bellex, F., Was dünket dich von Christo? **Dritte Auflage.** Preis kartoniert 1 M.

Balfour, Arthur James, Die Grundlagen des Glaubens. Einleitende Bemerkungen zum Studium der Theologie. Genehmigte Übersetzung und Geleitwort von Robert Koenig. Preis in Leinenband 5 M.

Drummond, Henry, Das Naturgesetz in der Geisteswelt. Autorisierte deutsche Ausgabe. Neu übersetzt von Julie Sutter. **Dritte Auflage.** (8. und 9. Tausend.) Preis gebunden 4,50 M.

— Das Ideale Leben und andere Ansprachen aus dem Nachlaß von H. Drummond. Autorisierte deutsche Ausgabe von Julie Sutter. Preis gebunden 4,50 M.

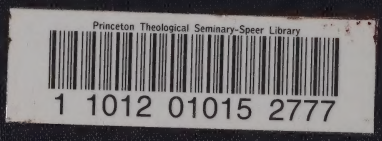
— Das Beste in der Welt. Deutsche autorisierte Ausgabe. **Einunddreißigste Auflage.** (113. bis 115. Tausend.) Preis fein kartoniert 1 M., in Goldschnittband 2 M.

— Par vobiscum. Deutsche autorisierte Ausgabe. **Zehnte Auflage.** (46. bis 50. Tausend.) Preis fein kartoniert 1 M., in Goldschnittband 2 M.

— Das Schönste im Leben. Deutsche autorisierte Ausgabe. **Siebente Auflage.** (31. und 32. Tausend.) Preis fein kartoniert 1 M., in Goldschnittband 2 M.

— Das Programm des Christentums. Deutsche autorisierte Ausgabe. **Fünfte Auflage.** (20. bis 25. Tausend.) Preis fein kartoniert 1 M., in Goldschnittband 2 M.

— Die Stadt ohne Kirche. Deutsche autorisierte Ausgabe. (1. bis 10. Tausend.) Preis kartoniert 1 M., fein gebunden 2 M.


Princeton Theological Seminary-Speer Library
1 1012 01015 2777